JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1962

Jahrbuch des Oberaargaus

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

1962

Fünfter Jahrgang
Herausgeber: Jahrbuchvereinigung des Oberaargaus
Druck und Gestaltung: Hans Schelbli, Herzogenbuchsee
Umschlag-Zeichnung (Herzogenbuchsee): Heini Waser, Zollikon

Seite

Vorwort (Dr. Robert Obrecht, Arzt, Wiedlisbach) 7

Das Dorf (Herzogenbuchsee in der Schau Maria Wasers) 9

Ueber Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau
(Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal) 13

Die Autobahn im Bipperamt
(Gottfried Bachmann, Ingenieur, Liebefeld-Bern) 54

Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau
(Zusammenfassung von Karl H. Flatt, Wangen a. A.) 58

I. Geschichtlicher Ueberblick (Bernhard Stettler, lic. phil., Zürich) 60

II. Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder
(nach Dr. Rudolf Moosbrugger-Leu, Riehen) 65

III. Die kirchliche Baukunst im obern Aaregebiet
(nach H. R. Sennhauser, Kunsthistoriker, Basel) 68

IV. Die oberaargauischen Pfarreien (Karl H. Flatt, Wangen a. A.) 72

Rohrbach und das Kloster St. Gallen (Hans Würgler, Lehrer, Rüegsau) 80

Die Quart von Wynau (J. R. Meyer, Langenthal) 98

Dottelbächlein und Elzmatten — zwei Flurnamen von Langenthal
(J. R. Meyer, Langenthal) 101

Der Kardinal Jean du Bellay und die Ratsherren von Bern
(Prof. Dr. Henri Meylan, Lausanne) 104

Der Pfarrbericht von 1764 über Huttwil
(Samuel Herrmann, Sek.-Lehrer, Langenthal) 113

Auffahrt zu Schmidigen 1783 (Wilhelm Wellauer, alt Pfarrer, Wimmis) 121

Begegnungen in Herzogenbuchsee (Helene Roth, Wangen a. A.) 124

Gedichte (Dr. Walter Lüthi †, ehemals Sekundarlehrer, Langenthal) 148

Wildtiere unseres Waldes (Christian Leibundgut, Langenthal) 152

Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16
(Oberstdiv. Dr. Edgar Schumacher, Bolligen bei Bern) 157

Geschichtliches über Alt-Kleindietwil II.
(Walter Meyer, Sekundarlehrer, Kleindietwil) 166

Die Porzellanfabrik Langenthal (Dr. Werner Gallati, Burgdorf) 178

Die Ründi am Schlüsselstock zu Wiedlisbach (Walter Soom, Heimiswil) 187

125 Jahre oekonomisch-gemeinnütziger Verein Oberaargau
(Otto Holenweg, Lehrer, Ursenbach) 190

Tätigkeitsbericht 1961 der Heimatschutzgruppe Oberaargau
(Dr. Valentin Binggeli und Ulrich Kuhn, Langenthal) 192

VORWORT

Nach dem Erscheinen des ersten Jahrbuches wurde von verschiedener Seite geraten, das Buch nicht alljährlich und weniger umfangreich herauszugeben, wohl aus der Befürchtung, dem Herausgeber-Komitee könnte sonst allzu früh der Schnauf ausgehen. Es wurden auch, übrigens nicht ganz unbegründet, Bedenken finanzieller Natur geäussert, wird doch jeder Band weit unter dem Gestehungspreis abgegeben.

So möge man uns die Genugtuung gönnen, wenn wir der Oberaargauer Bevölkerung im 5. Band wiederum ein inhaltsreiches Buch auf den Lesetisch legen können. Es ist die Frucht unermüdlicher Arbeit, für die nach allen Seiten hin der gebührende Dank abzustatten ist. Mit der Mitteilung, dass im Verlaufe des Berichtsjahres die Finanzkommission verstärkt wurde, soll nur leise angetönt werden, dass für die Jahrbuch-Vereinigung das Finanzierungsproblem weiterhin aktuell bleibt.

Am 2. Juni 1962 fand im Städtchen Wangen an der Aare eine Arbeitstagung Oberaargau-Emmental statt, an welcher vorwiegend historische Themen zur Sprache kamen. Der erfolgreich verlaufene Anlass war eine erste Wiederholung desjenigen vor drei Jahren in Burgdorf. Karl H. Flatt, Organisator der Tagung, gibt im vorliegenden Band eine Zusammenfassung der Vorträge.

An der Jahresversammlung unserer Vereinigung vom 22. September 1962 in Langenthal hielt Prof. Dr. G. Grosjean einen Vortrag über «Neue Methoden der Kultur- und Flurgeographie». Diese Wege zur Erforschung der röm. Vermessung, zur Feststellung alter Strassen, Flussläufe, Wüstungen und Flurstrukturen des Mittelalters sollten auch bei uns angewandt werden. — Die Herren J. R. Meyer, Dr. Hans Freudiger und Rudolf Pfister erhielten anlässlich der Jahresversammlung als verdiente Förderer des Jahrbuches die Ehrenmitgliedschaft.

Es freut uns, die Promotion der Herren Pfarrer Wilhelm Wellauer zum Ehrenbürger von Wimmis, Fritz Häusler, Burgdorf, zum bernischen Staatsarchivar, PD Dr. G. Grosjean zum Professor an der Universität Bern, Dr.

Valentin Binggeli zum Seminarlehrer in Langenthal und nicht zuletzt Dr. Hans Sigrist zum Direktor der Zentralbibliothek Solothurn bekanntzugeben. Mit der Gratulation verbinden wir den Wunsch, dass uns ihre wertvolle Mitarbeit erhalten bleiben möge.

Dr. V. Binggeli hat das verwaiste Präsidium der Heimatbuchkommission übernommen und wird mit seinen Mitarbeitern die für später vorgesehene Herausgabe des Oberaargauer Heimatbuches fördern. — Es liegt uns sehr daran, den Kreis der Mitarbeiter für das Jahrbuch zu erweitern. Um Kontakte zu erleichtern, wird im Anhang die Mitgliederliste der Jahrbuch-Vereinigung publiziert.

Wir hoffen, mit der Herausgabe dieses fünften Bandes das Interesse für den Oberaargau zu vertiefen und unserem Landesteil damit einen Dienst zu erweisen.

Wiedlisbach, den 14. Oktober 1962

Robert Obrecht

Redaktionskommission

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Langenthal
Karl H. Flatt, Wangen a.A.
Werner Staub, Herzogenbuchsee
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

DAS DORF

Mitten im bernischen Lande. Im Flachen. Nicht weit von der Aare. Zwischen Alpen und Jura: die Alpen noch grad nahe genug, dass man spüren kann, wie sie zu einem gehören, der Jura abgerückt genug, dass er kein Wall mehr ist, der den Himmel einzwängt, nur ein schöner, himmelblau gewellter Zug, heiter wie eine Sommerwolke am glänzenden Morgen, beim Sonnenuntergang ein schwarzvioletter Kamm vor der Himmelsbrunst. Das Land weit, ebenhin, Bodens und Himmels genug, um der breitesten Sonne Platz zu geben, weitläufige Wälder, ein Buchenhölzlein, das sich säuberlich gegen den Berg hinaufzieht, Wässermatten, Felder, Obstwiesen, Gärten und dazwischen, um den Kirchhubel gebüschelt, das Dorf.

Wer auf der Bahn dran vorbeifährt, sieht einen ausnehmend stattlichen Bahnhof, eine breite Bahnhofstrasse und denkt sich, das sei allweg eine ansehnliche Ortschaft. Aber vom eigentlichen Dorfe weiss er nichts. Das fängt erst dort oben an, wo die Strasse um den Lindenbrunnen herum den Rank nimmt. Dort erst beginnt die rechte Dorfgasse: Behäbige Häuser, auf Terrassen alle, auf höhern oder minder hohen, Gärten dazwischen, Gärten dahinter und zuoberst der gepflasterte Dorfplatz mit dem Vierröhrenbrunnen. Fünf Strassen laufen auf diesem Platze zusammen. Am Samstagabend, wenn die Besen darübergegangen sind, ist er sauber wie ein Saal, und wenn's gerade ein schöner Sommerabend ist und die Sonne gelb dreinzündet, dass die Blumen auf den Terrassen rings und auf dem Brunnenstock einen Schein bekommen — festlich wie ein Tanzsaal. Und rund um den Platz die stolzesten Häuser: das Pfarrhaus, doppelt so lang wie jedes andere im Bernbiet, das Kornhaus, grossmächtig mit der Sonnenuhr, dem Gemeindewappen, den schwarzrot geflammten Fensterläden, ein paar gesatzliche Bürgerhäuser und dann die «Sonne». Einer der glänzendsten Landgasthöfe weitherum, mit Freitreppen, mit runden Akazienbäumchen auf der hohen Terrasse, mit gewaltigen Scheuern und einem Tanzsaal, wie man im ganzen Land keinen

mehr findet. Ein Italiener hat ihn erbaut zu Mitte des letzten Jahrhunderts, mit viel vergoldetem Stuck, mit Gipsstatuen und mit jenen sechs grossen ovalen Spiegeln in der Decke, die der «Sonne» zu dem Ruhm verhalfen, es gehe an einem Tanzsonntag nirgends so lustig zu wie dort, weil man da die Bernermädchen auf den Köpfen tanzen sehe.

Von den fünf Strassen, die von hier ausziehen bis dorthin, wo das Dorf mit Bauerngehöften gegen die Wälder zu vertropft, ist die Kirchgasse die älteste und schönste: stotzig, steinbesetzt, gradauf bis zur Kirchtreppe. Hier lassen sich die Häuser nahe zusammen; die Gärten haben sie alle nach hinten verlegt, dafür Kübelpflanzen und Blumenstege nach vorn auf die Terrassen gestellt. Und jedes Haus mit seinem besondern, schönen Dach: Vogeldielenen, Bernerbögen, Walmdächer und mitten drin der gäche gotische Giebel des Drangsalenstocks. Zu alten Zeiten stand hier der Pranger. Jetzt ist eine Metzg unten drin; etwas Düsteres blieb um das Haus. Aber der Brunnen davor trägt immer die schönsten Maien, und gleich dahinter beginnt die lange Kirchtreppe und darüber mit dem Kirchhof zwischen uralten Mauern und alten Kastanienbäumen thront die Kirche: ein schwerer Turm, ein gewaltiges Schiff mit zwei Schermen, wie es sich schickt für die grösste Kirchgemeinde im Kanton.

Seltsam ist, dass das Pfarrhaus so weit von der Kirche liegt, am lebigsten Platz, zwischen «Sonne» und Bierbrauerei. Aber eben in dem Hause wohnen zwei Pfarrherren, und dies sowohl wie der Umstand, dass das Pfarrhaus so vor allen Augen steht, ist nicht ohne Bedeutung für die Lebenshaltung dieser Dörfler. Nämlich: zwei Pfarrer in einem Haus, das ist gerade wie zwei Weiber in einer Küche, es geht nie! Und da kann man sich's ja nun denken, wie wohltätig und beschwichtigend das auf die Gemüter wirken muss, wie das einem das Herz weit macht, wenn man es so klar sehen kann, dass es an allen Orten ungefähr gleich zugeht, obenaus nicht anders als untenfür, dass die schwarzen Röcke das Herz nicht ändern und wir in Gottes Namen allesamt Sünder sind.

Ich glaube immer, dies sei vielleicht am meisten schuld daran, dass in dem Dorf so alles nebeneinander Platz fand: der Pfannenheiland neben dem Bierchristen, das Jätvreni neben der Napolitanerin, das Pfarrhaus neben der «Sonne», die Wahrsagerin neben der Kirche, die «Volkszeitung» neben dem

Dorfplatz von Herzogenbuchsee

Aufnahme: Val. Binggeli, Langenthal

«Freien Berner». Und gewiss war es auch ein wenig schuld daran, dass dort die Freude trotz der bernischen Gesatzlichkeit so wohl geriet und sich auch immer gern ans Licht liess. Schon bei den Kindern: was wurde da jeweils in den Schulpausen geliedet und geringelreihet! «Es kommt eine Braut aus Ninive», «Der Papst, der Papst und den geben wir nit» und «Mariechen sass auf einem Stein …» Wenn nach der ersten halben Stunde der sanfte Lehrer erschien und zum Hereinkommen mahnte, hiess es jeweils: «Nur noch ein Liedchen», und dann fing's erst recht an. Ja und an den Sommerabenden, wenn die jungen Mädchen die Strasse auf und ab wandelten in langen Zeilen und die schönsten Volkslieder sangen, wer hätte daran gedacht, dass einmal die Zeit kommen würde, wo man diese Lieder ängstlich aufschreiben und sammeln müsste, damit sie ums Himmels willen nicht verloren gingen?

Nie aber war das Dorf solchermassen beisammen wie am Markttag. Viermal im Jahr fand er statt, am berühmtesten war der Frühlingsmarkt — es hiess, die Mädchen hätten da vom Winter her noch so schöne weisse Haut — und das ganze Dorf füllte er aus: vom Lindenbrunnen bis zur Kirchtreppe ein Stand am andern, mit lustigen bunten Blachen, und dazwischen, kressendicht, die Leute, vor allem das Bauernvolk von weither im schönsten Gerüst. Und dann hinter der Kirche, im Kalberweidli, erst noch der Viehmarkt: Haupt an Haupt die schönen sauberen Tiere, weithinaus ein samtbraunes, ein weisses, rosenrotes und lustig geflecktes Gewimmel. Dass aber die Leute nicht bloss des Kaufens wegen zu Markte kamen, das hat man jeweils in der Marktnacht zu spüren bekommen, wo nicht nur jene nicht schlafen konnten, die mitholeiten.

Aber dann erst die Fastnacht! So an einem Hirschmontag, wenn es schon am dunkeln Morgen anfing, vor jeder Tür das Schellenschütteln und Geschrei der Holibotzer, der Buben mit den bunten Bänderkronen auf dem Kopf und dem Rossgeschirr über dem lang nachschleppenden weissen Hemd, das Gekreisch der Mehlmuschi, der unheimlichen Weiblein, die einem mit Hexenbesen die Türschwelle kehrten, und der fürchterliche Lärm der kleinen Rätschenteufel! Und dann weiter die Musikbanden und die Schauspieler nicht nur vor der Tür, sondern in Hausgang und Stube mit ihren grausigen Mordgeschichten vom bösen Uli, vom Straubinger und vom Rinaldo Rinaldini und den heldenhaften Stücken vom Teil und vom Winkelried und den rührenden vom armen Mareieli, vom Jungfräuli und dem

Tod. Und dann später die ausgelassenen Umzügler und prächtigen Umreiter — das ganze, Dorf wie aus dem Häuschen und keine Ruhe bis am anderen Morgen. Da hat man es dann spüren können, dass das Bernerblut nicht so dick ist, wie sie immer sagen, dass das leichtlebige Solothurn nicht fern und dass es in dem Dorf wohl mehr als einen Mann gab, der mit Bierchristen hätte sagen können: «Die Gnade hab' ich von Gott, dass ich stets mit Freuden sündigen konnte.»

Herzogenbuchsee in der Schau Maria Wasers
(Aus «Land unter Sternen»)

ÜBER BEGRIFF UND BEGRENZUNG DER LANDSCHAFT OBERAARGAU

VALENTIN BINGGELI

Im ersten Band des «Jahrbuchs», 1958, befasste sich *J. R. Meyer* in einem Beitrag «Ueber Wesen und Wandel des Begriffs Oberaargau» mit dem *geschichtlichen* Begriff. Wir stellten damals in einer Vorbemerkung die *geographische* Begriffsbestimmung in Aussicht. Obwohl wir erst heute das Versprochene liefern, ist es bloss vorläufiger Versuch. Der Verfasser ist sich auch bewusst, dass manches Detail, so stark auch das Bestreben nach Objektivität ist, seine persönliche Ansicht darstellt, über die die Meinungen auseinander gehen dürften. Von der Diskussionsgrundlage können später Bereinigungen erfolgen.

*

Eine *Landschaftseinheit* bilden gemeinsam und mehr oder weniger geschlossen in einem Raum auftretende natur- und kulturgeographische Erscheinungen, die dem bestimmten Ausschnitt der Erdoberfläche einen eigenen Charakter verleihen. Je stärker die Einzelzüge und die Geschlossenheit, desto höher ist die *Ordnung* der Einheit.[1]

Zählen wir als Arbeitsgrundlage vorerst zum Oberaargau, was politisch die Aemter Aarwangen und Wangen (mit dem alten Bipperamt) ausmacht, zusätzlich einen randlichen Streifen, soweit die Flussgebiete von Oesch, Oenz, Langete und Roth reichen (Fig. S. 15).

Eine untersuchende Zusammenschau, die, über die Natur der Landschaft hinaus, in Streiflichtern die Kulturgeographie einbezieht, ist ein Wagnis. Wir geraten in Gebiete, für deren Materie wir nicht zuständig sind. Der Versuch mag gestattet sein, wenn einerseits ein beschränkter Besprechungsraum vorliegt, zum andern der Verfasser ihn durch Jahre erfahren und erlebt hat. Für den denkenden Menschen in der Landschaft, sei er Laie oder Fachspezialist, ist das Erhellen der zwischen-disziplinen Beziehungen von Zeit zu

Zeit ein Bedürfnis. Es ist diese «assoziierende Wissenschaft» der Landschaft überdies die eigentliche Geographie.

Die Frage indessen taucht auf: Hilft es dem und jenem, Grenzen und Begriff seines Landesteils zu kennen? Trägt es bei zu dem, was unseres Erachtens Hauptanliegen eines Heimatbuches sein muss: Vertrautheit und Verbundenheit mit der Wohnlandschaft zu fördern und zu stärken?

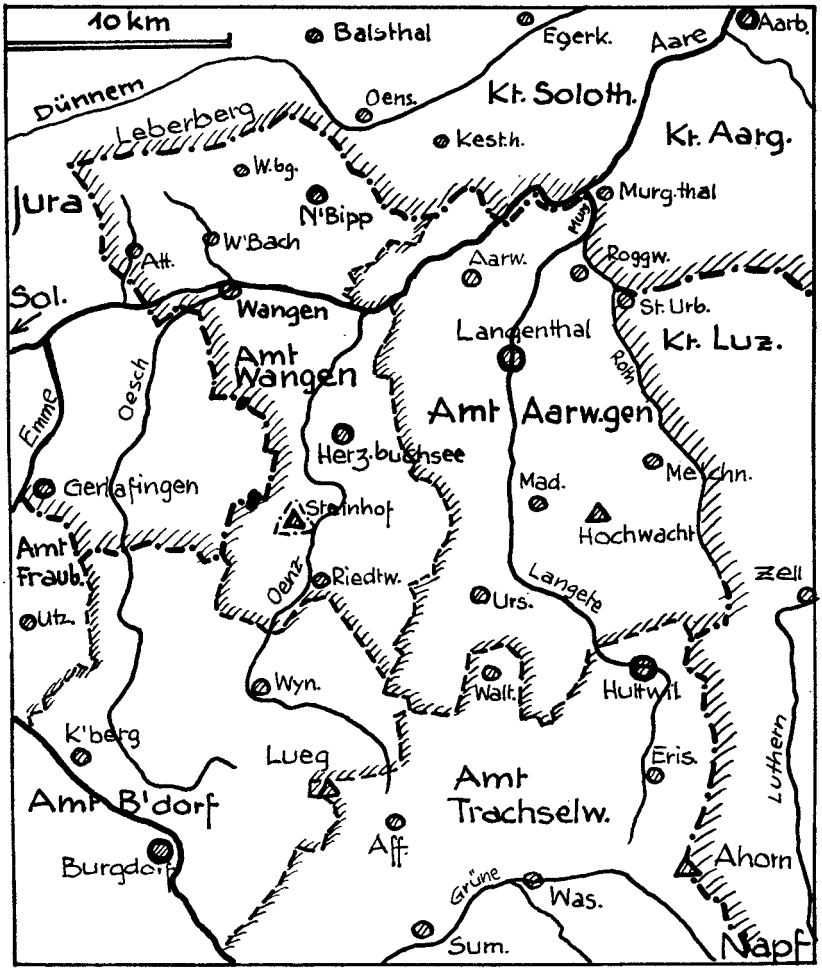
Begrenzen und Begreifen bedeutet im Besondern für den heimatlichen Raum Standortbestimmung, Bewusstwerden einer räumlichen Geborgenheit, sie schaffen Verbundenheitsgefühl innerhalb derselben. Wie weit vermag nur schon ein Name, ein gemeinsamer Klang, verbindende Brücken zu schlagen! Kenntnis führt schliesslich zu vertiefter Zuneigung. Im Spannungsfeld dieser Polarität von Liebe und Erkenntniswille unsrer Landschaft gegenüber entstand und stehe diese Arbeit.

Wir gehen im Folgenden in der Weise vor, dass wir vorerst einen Ueberblick über die Probleme und die bisherigen Auslegungen des Begriffs Oberaargau geben, sodann einige Faktoren, die besonders deutlich eine Landschaftseinheit zu schaffen und zu begrenzen vermögen, einer genaueren Betrachtung und womöglich einer kartographischen Fixierung unterziehen. Schliesslich sei zusammenfassend versucht, eine Reihe von Einzelzügen des Landschaftscharakters zu einem Bild der oberaargauischen Eigenart zu vereinen.

Ein Marchumgang als Ueberblick

Es muss sich vornehmlich um ein Ausmarchen der Probleme handeln. Die umschliessenden Grenzen des Oberaargaus haben wir im Einzelnen ja gerade noch zu suchen. Gibt es überhaupt, und wie weit, eine landschaftliche Einheit Oberaargau? Welches sind allenfalls die Grenzen, welches sind die Charakterzüge und Besonderheiten? Das sind die immer wieder gestellten Hauptfragen. Bis dato bestand die Antwort in Wort und Schriften zumeist darin, dass einerseits der politische Landesteil mit den zwei Aemtern massgebend war, andrerseits der Oberaargau als konglomeratisch uneinheitliche Uebergangslandschaft von Seeland, Emmental und Aargauer/Luzerner-Mittelland einer dieser Landschaften integriert und, zumal von der Natur aus, als ohne spezifischen Eigencharakter dargestellt wurde.

Wir vermögen im Folgenden zu zeigen, dass sowohl in Natur wie im kulturellen Gebiet eine *Einheit niedrigerer Ordnung* besteht, allerdings immer innerhalb des bisher bekannten Oberaargaus als *Grenz- und Uebergangs- und*



Topographische Uebersicht des Oberaargaus mit politischen Grenzen

Durchgangsland. Es sei wiederholt: «Herz der Schweiz» wurde er etwa genannt, im Blick auf die zentrale Lage des Landesteils, wo sich seit alter Zeit die Ländergrenzen berühren, im Blick wohl auch auf seine Funktion als diagonalschweizerische Verkehrszone.

Hier stiessen an der Aare bei Attiswil wohl schon im 7./8. Jahrhundert *drei fränkische Gaue und Bistümer* zusammen — als Gaue genannt Aarbur-

gund, Augstgau und Aargau, als Bistümer Lausanne, Basel und Konstanz. Im 9. Jahrhundert erfolgte längs Roth und Murg die Teilung des Aargaus in einen Ober- und Unteraargau, eine Grenze, die sich später — unter anderem auch als Konfessionsscheide — in der Kultur deutlich ausprägte.

Heute grenzen an Aare, Murg und Roth auf vier Kilometer die *vier Kantone* Aargau, Bern, Luzern und Solothurn. Die kulturellen Folgen dieser Stellung als Grenz- und Uebergangsgebiet, die noch in die vorfränkische Zeit zurückreicht, als sich Alamannen und Burgunder zwischen Reuss und Aare das Land streitig machten, der Oberaargau einmal hierhin, einmal dorthin gehörte, sind unschwer zu erkennen. Für weitere dieser historischen Gegebenheiten verweisen wir auf die genannte Studie von *J. R. Meyer*.

Die klassischen Kulturgrenzen von Roth und Siggern sind denn auch in Karte S. 49 hervorgehoben. Naturgeographisch lässt sich der Oberaargau indessen gegen Osten, im Bereich der *«Roth-Grenze»*, nur durch wenig ausgeprägte Landschaftsfaktoren fassen. Bloss gegen Norden besteht die klare Abgrenzung vom Jura. Hören wir über die menschliche Seite der Unterschiede im Bereich der *«Juragrenze»* ein Erlebnis des kürzlich verstorbenen Dichters *Emil Schibli:*

«Als ich noch junge und elastische Beine hatte, bin ich einmal über den ganzen ersten Grat gewandert, bis zum Weissenstein, um über den Balmberg hinunter in die Talsohle abzusteigen und bei einem Freunde in Oberbipp Herberge zu beziehen. In der nächsten Nacht hat mich dann im Städtchen Wiedlisbach bei einem Tanzvergnügen ein fremdes Mädchen geküsst. Ob das im alemannischen Teil ennet der Aare auch möglich wäre? Denn wir leben hier auf der Burgunderseite, und da kreist noch von dem welschen Blut, das die Römer und Burgunder uns als Erbe hinterlassen haben.»[2]

Undeutlicher liegen die Verhältnisse gegen Solothurn und die «Untere Emme» im Westen und das engere Napfgebiet im Süden. Wir werden uns der Klarheit halber, obgleich es sich durchwegs nicht um Linien, sondern um Grenzsäume und Uebergangsstreifen handelt, der Begriffe *«Emmegrenze»* und *«Napfgrenze»* bedienen. Bei der letztern zeigen sich im Falle von Huttwil und seinem Hinterland am deutlichsten die Zugehörigkeitsfragen bei Ueberschneidung von natürlichen und politischen Grenzen (vergleiche Karte S. 15).

Die «Molassehügel-Grenze» bei Kirchberg—Ersigen. Blick von Westen auf den Randabfall der letzten Napf- und Lueg-Ausläufer, die deutlich gegen die Ebene der untern Emme abgesetzt sind.

Aufnahme: Val. Binggeli, Langenthal

Was die Unmöglichkeit einer linearen Abgrenzung des Oberaargaus betrifft, müssen wir uns bewusst sein, dass auch landschaftliche Einheiten von der Geschlossenheit und dem Charakter eines Emmentals oder Wallis' stellenweise unbestimmte Uebergänge aufweisen.

Verschiedenartige bisherige Auslegungen

Wir führen, soweit es sinnvoll ist, die Ansichten in chronologischer Folge an. *Gotthelf* gebraucht den Namen unseres Landesteils wenn möglich nicht und setzt die viel aussagekräftigere Bezeichnung «Land der Dörfer» seinem «Land der Höfe» gegenüber.

Verschiedenerorts im «Kurt von Koppigen» lesen wir über den alten Oberaargau: «Im schönen, weiten Aaretal, nicht weit davon, wo es von der wilden Emme fast rechtwinklig durchschnitten wird, da, wo jetzt das reiche Dorf Koppigen steht im Bernbiet, stand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel der Bühl genannt, Spuren zu sehen sind, ein kleines Schlösschen. Von Koppigen hiessen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glänze wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerstörend konnte sie walten nach Belieben. Keine Dämme fassten die Emme ein und hinderten sie, ihr Bett zu verlassen, rechts und links lustwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebtester Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin den grossen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwischen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war diese Gegend, und sehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlösschen.»

«St. Urban war ein junges Kloster, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der korn-, wild- und fischreichsten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachsen um dasselbe herum die schönsten Edelkrebse von der Welt.»

In der «Heimathkunde» von 1890 fassen die beiden Historiker von *Mülinen*[3] den Begriff Oberaargau sehr geographisch und schön: «Er grenzt im Osten an die Kantone Luzern und Aargau, wo die Roth und Murg die Grenze bilden, im Norden und Westen an den Kanton Solothurn, im Südwesten an das Seeland und im Süden an das Mittelland und Emmental. Er wird von mehreren Bächen und Flüsschen durchschnitten, die alle nordwärts und in die Aare sich ergiessen, Emme, Schwarzbach, Oenz, Langeten, Roth,

Murg. Er bildet eine offene, im Norden gegen die Aare zu ebene, gegen Süden hügelige Landschaft, die einer der fruchtbarsten und wohlhabendsten Theile des Kantons ist. Die Aecker und Wässerungswiesen in den Ebenen gehören zu den schönsten der Schweiz.»

Im Band Oberaargau der *«Europäischen Wanderbilder»* 1895 erklären die Herausgeber: «Das Gebiet … ist nicht ein Gelände von einheitlichem Charakter, sondern ein Konglomerat von Thälern und Höhen, es giebt keinen Punkt, von dem es überschaut werden könnte.»[4]

Eine der seltenen geographischen Studien, die vorwiegend unser Gebiet beschlagen, verdanken wir dem ehemaligen Berner Geographieprofessor *Hermann Walser*.[5] Er typisiert treffend den höhern Oberaargau als «Vorplatte des Emmenthaler Berglandes». «Lassen wir das ehemalige Bipperamt als teilweises Juraland zur Seite, so ist es die kleine Landschaft südlich des hier eng eingeschnittenen und mehr bewaldeten als besiedelten Aarethales, der unsere Aufmerksamkeit in vollstem Masse zu gelten hat.» (*Walser* meint dies in Bezug auf die Siedelungsgrenze Höfe/Dörfer.)

Das «Geographische Lexikon der Schweiz» *(Zollinger)*[6] bekennt sich ganz ungeographisch zum politischen Landesteil der Statistik, zu den beiden Aemtern Wangen und Aarwangen.

Robert Schedler[7] hält sich ebenfalls an die beiden Aemter (und zählt wie üblich den Bezirk Trachselwald zum «Unteremmental»). — «Er ist nicht die schweizerische Visitenstube, aber wohl ein prächtiges Stück Erde, ein von reicher Fruchtbarkeit gesegneter Landesteil. Interessant ist das Volk darin, das die zähe Scholle bebaut und in einer vielseitigen Industrie sich betätigt.»

Bärndütsch-Friedli[8] spricht kurz und bündig vom Land «zwischen dem unteren Emmental und dem Solothurner Gäu».

Das Standardwerk «Geographie der Schweiz» von *Jakob Früh*[9] kennt eine «oberaargauische Plateaulandschaft» und bringt im übrigen den Begriff nur im Zusammenhang mit Langenthal als dem «Zentrum des Oberaargaus, welcher heute auf die Amtsbezirke Wangen, Aarwangen und Burgdorf beschränkt ist.»

Die gesamte «oberaargauische Landschaft» macht nach Dr. h. c. *Ernst Schürch*[10], der ihr mannigfach und freundschaftlich verbunden war, aus, «was zwischen Emmental und Jura liegt, und, topographisch gesehen, auch von diesen beiden ein gutes Stück.»

Eine Abgrenzung gegen die untere Emme wurde selten versucht (vergl. S. 28), indessen gibt es in der Tat fischereilich eine «oberaargauische Emme»

(Kant. Fischerei-Auf sieht, Kreis 5), die von Burgdorf bis zur Kantonsgrenze reicht.

Wieder aufs Ganze gesehen, haben wir *J. R. Meyer*[11] anzuhören: Der Name Oberaargau «wird in einem ungefähren und unverbindlichen Sinne gebraucht für eine mehr nur gefühlsmässig erfasste Landschaft, sagen wir einmal für ein Gebiet, dessen Bevölkerung sich immer noch kräftig angesprochen und angezogen fühlt von der kulturellen und wirtschaftlichen Sende- und Sammelstelle, die man seine Metropole heisst, und dies Gebiet wird wohl besonders das Langetental und der ganze Amtsbezirk Aarwangen sein. Aber die Grenzen der Zuneigung und des Zusammenstehens erweisen sich zuweilen, erfreulicherweise, doch immer noch weiter. Jedenfalls ist man überall, wo man sich je einmal als Oberaargauer fühlte, durchaus nicht geneigt, den altvertrauten, mit vielen Erinnerungsplakettchen verzierten Namen gegen die Bezeichnung «Bernisches Unterland» einzutauschen. Vielleicht aber wäre es gut, der jungen Generation der Eidgenossen von Zeit zu Zeit durch Schule und Radio sagen zu lassen, dass der Oberaargau im Kanton Bern zu suchen ist.»

Dem Gefühl folgt auch die Schilderung des Heimatdichters (*Jakob Käser*, aus «Uesen Oberaargau»):

«Jez, we's is freut, göh mir es Mal
uf Wange, Buchsi, Langethal
u öppeneinisch cherium
ou i di Dörfer zringsetum,
wo do so heimelig u gfreut
im Oberaargau sy verstreut.»

In den Schul-Geographien kann *Wälti*[12] im gesamtschweizerischen Rahmen den Oberaargau bloss als «nördlichsten Teil des Berner Mittellandes» erwähnen. *Nussbaum*[13] unterscheidet das «Land am Unterlauf der Emme» vom Oberaargau als dem «östlich der Grossen Emme gelegenen Teil des bernischen Mittellandes». Und in der neuzeitlichen, nach Landschaftseinheiten ausgerichteten Darstellung von *Käser*[14] steht der Oberaargau, zusammen mit dem Gebiet der untern Emme, im grössern Ganzen des tieferen Mittellandes, dem «Land der Aecker». Davon aus wird nicht selten auch das Fraubrunner Amt zum Oberaargau gerechnet.

Das neue, zu häufigem Gebrauch empfohlene «Wanderbuch Oberaargau» von *Fritz Ramseyer*[15] hält sich naturgemäss nicht an politische Grenzen, «sondern an die natürlichen, durch Flussläufe und Eisenbahnlinien gegebenen» und erhält ungefähr einen Umriss Murgenthal — Roth — Lueg — Affoltern — Steinhof — Schmiedenmatt.

Als Abschluss dieses vielfältigen Rundgangs sei ein Verweis auf die hier oft beigezogene Darstellung des Verfassers im Jahrbuch 1958 gestattet, deren Titel damals versuchten, den Inhalt des Begriffs Oberargau in einigen Merkpunkten festzuhalten: Täler in Molasse- und Moränenhügeln. Bauer und Arbeiter. Durchgangsland: Verkehr und Industrie. Grenzland: Land der Wechsel. Land der Dörfer. Wälder und Wässermatten.[16]

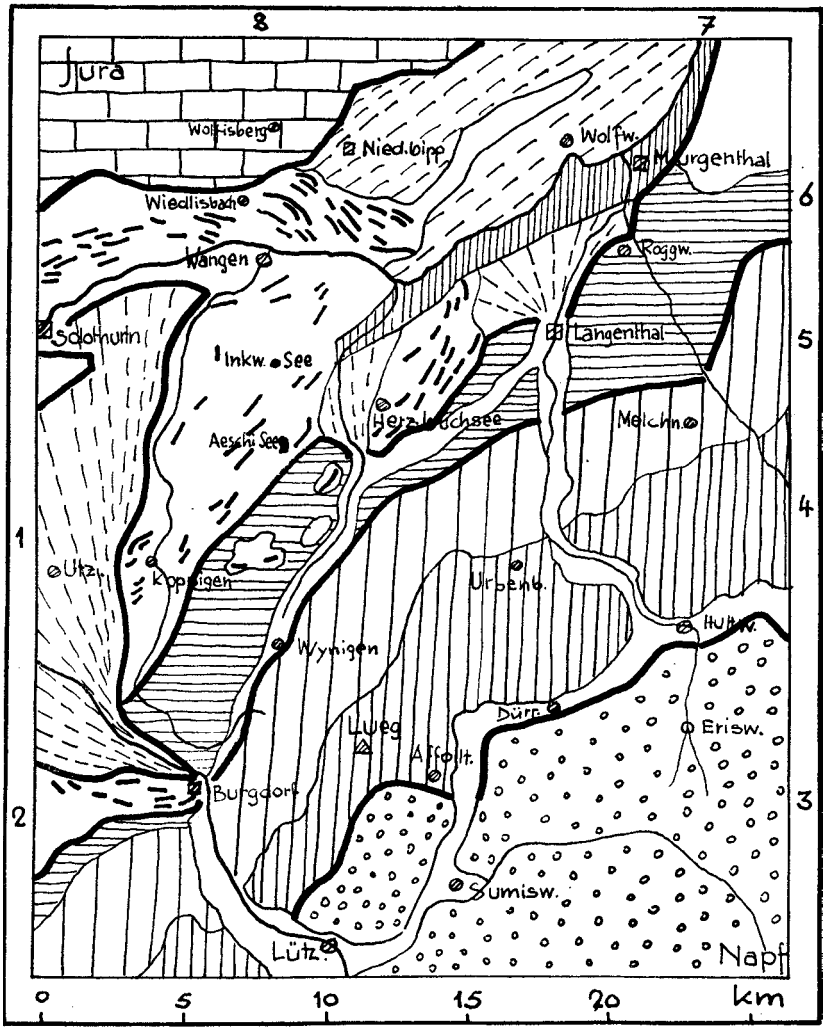
«Die Hügel des Napffusses verflachen, laufen aus zur Aare-Ebene. Das ist der eigentliche Oberaargau: Hügelland und Ebene, beides. — Gleichsam beidseits angelehnt an angenehm hohe Berge liegt der Oberaargau zwischen Napf und Jura, natürlich begrenzt durch zwei wasserscheidende Kämme, den Ahorngrat im Süden, die Lebern-Kette nordseits.»[17]

Und im Blick auf die Begrenzung durch den Jura: «Tag für Tag steht im Oberaargau der Berg uns nah vor Augen, der das Bild nord- und westwärts beschliesst, den Blick beschliesst als blaue Linie, als blaue Mauer die heimatliche Landschaft. Die schöne Weid- und Wälderflanke, Sonnseite der südlichsten und höchsten Kette, gehört als Hintergrund und Rahmen zum Bild des obern Aaregaus, wie auch ihre Wasser alle sich zur Aare-Sammelader wenden. Und zuletzt umfängt ebenfalls politisch die Kantons- und Bezirksgrenze für unseren Landesteil ein schönes Stück des Berges, bis hinauf zum Kamm, zur Linie des heimatlichen Blickkreises, wie es sich von Natur aus gehört, und nicht weiter.»[18]

Auf kürzeste Formel zu bringen versuchte es die Jubiläums-Ausstellung 1100 Jahre Langenthal: «Der Oberaargau ist nicht leicht zu definieren: Grenzland, Uebergangsland, Durchgangsland. Und doch gibt es ihn: *statistisch den Landesteil*, die zwei Aemter Wangen und Aarwangen, *geographisch die Landschaft*, vom Ahorn bis zum Jura, von der Emme bis zur Roth.»

Gesteinsaufbau und Landschaftsformen

Geologie und Morphologie sind in unserem Gebiet sehr eng verknüpft, so dass wir die Betrachtung mit Vorteil gemeinsam vornehmen. Was die Tektonik (Lagerung und Gefüge der Aufbauformationen) betrifft, sind die subjurassischen Falten der Molasseschichten, entstanden im Zusammenhang mit der Gebirgsbildung von Alpen und Jura, zwar im Gelände nicht eigentlich herauspräpariert. Die wesentlichen Formgrenzen im Landschaftsbild aber sind an Grenzen verschiedener Gesteinsschichten gebunden; bei Morä-



1 Schwemm-Schotter-Ebenen der Flüsse (z. T. fluvioglazial)
2 Glazialboden mit Moränenwällen (Würm)
3 Ob. Süsswasser-Molasse (vorw. Nagelfluh)
4 Ob. Meeresmolasse Helvétien } vorw. Sandstein
5 Ob. Meeresmolasse Burdigalien } vorw. Sandstein
6 Unt. Süsswassermolasse (Mergel)
7 Unt. Meeresmolasse (Knauer-Sandstein)
8 Kalke und Mergel des Kettenjuras

Schematisierte geologisch-morphologische Kartenskizze des Oberaargaus mit landschaftlichen Grenzen. (Nach der Geolog. Generalkarte der Schweiz, Blatt II, Band Bern.)

nen schwärmen und Schotterflächen sind die Formen unmittelbar Ausdruck von Bau und Material des Untergrunds.

Auch die Bestimmung nach *Höhengürteln* muss den Gesteinszonen folgen, wenn wir die Karten S. 21 und S. 43 vergleichen:

1. Das Mittelgebirge des Juras mit Höhen von 500 bis 1200 m
2. Die Schwemmebene der untern Emme und der Aare, 400 bis 500 m
3. Das Moränenhügelland des tiefern Oberaargaus, 450 bis 600 m
4. Das Sandstein-Plateau des höhern Oberaargaus, 500 bis 800 m
5. Das Nagelfluh-Bergland des Napfmassivs, 700 bis 1100 m.

Diese Einteilung zeigt deutlich einerseits den Zusammenhang von Aufbau-, Form- und Höhenzonen, andrerseits im Ueberschneiden der Höhen das Ineinanderübergehen der Gebiete. Sie gibt aber auch bereits durchwegs die geologisch-morphologischen Teile des zur Sprache stehenden Gebietes an.

a) Das Bergland des Kettenjuras. Prägnant im gesamten Naturbild ist selbstverständlich die Juragrenze. Einzelne Gletscherhinweise treten noch nördlich der Linie, die Karte S. 21 angibt, auf. Der Untergrund aber wird nun hauptsächlich aus Kalken gebildet, deren Schichten hier in steile Falten gelegt sind und in dieser südlichsten Kette höher aufsteigen als in den dahinter folgenden. Es ist der geologisch älteste Teil unseres Landesteils und gehört natur- und kulturgeographisch nicht zum Oberaargau.

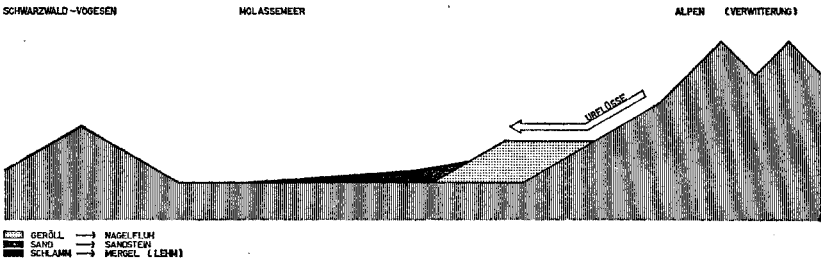
b) Das Sandstein-Plateau des höhern Oberaargaus. Die nächstjüngeren Gesteine im Oberaargau stellen die Molassestufen dar, begonnen bei den «Aarwanger Schichten» an der Aare. Die geologische Karte[19] bringt diese für unseren Mittellandausschnitt typischen Stufen als südwest-nordost verlaufende Bänder deutlich zum Ausdruck. Davon hebt sich ebenso klar ab der massivartige, radial durchtalte Bergkörper des Napfs.

Wie die Urflüsse aus den Alpen ihr Material, Gerölle, Sand und Schlamm, jurawärts sortierten, finden wir heute die daraus entstandenen Gesteine: Die Gerölle, als schwerste Komponenten, in riesigen Schuttfächern am Alpenrand verkittet zu Nagelfluh (Fig. S. 23). Nordwärts wiegen Sandsteine und Mergel vor, die letztern als charakteristische Gesteine des tiefern Oberaargaus, wo sie in Ziegeleien ausgebeutet werden.

Diese *Ziegellehme* waren einst ein kulturell bedeutsamer Rohstoff: Im 13. Jahrhundert prägten die Zisterziensermönche des Klosters St. Urban jene bekannten *Relief-Backsteine*, die bei Städte-, Burgen- und Kirchenbauten Verwendung fanden, wahre Kunstwerke des entwerfenden Geistes wie der

formenden Hand. Diese Kunstrichtung ist als solche wie mit Bezug auf den mergeligen Rohstoff für den Oberaargau typisch.

Die Schichten der bandartig den Oberaargau durchziehenden Molassestufen sinken mit wenigen Graden alpeneinwärts, wobei immer die südliche, jüngere Stufe dachziegelartig auf die nächstnördlichere gelegt ist. Darüber folgt in der selben Weise die obere Süsswassermolasse des Napfs, als der riesige Schuttkegel der Uraare im Molassemeer.



Demnach stellt das oberaargauische Sandstein-Plateau geradezu die Unterlage dar, die das eigentliche Napfmassiv trägt. Durch die Flussarbeit erhielt sie jene Hügelzüge, die nur im weitern Sinne als Napf-Ausläufer angesprochen werden können. Untergeordnet als Sekundärmassiv stellt auch das randlich zum Napf gelegene Bergland der Lueg ein Höhen- und Hügelzentrum dar, dessen Ausläufer die bekannte Oberaargauer Wandergegend der Wynigen- und Buchsiberge bilden.

In der letzten Eiszeit blieb das Napfmassiv ungleich länger vom Gletscher unbedeckt als das tiefer gelegene Land aarewärts (Fig. S. 27). Die Flüsse konnten also ihre Ziselierarbeit früher beginnen. Darin liegt *ein Grund* des Unterschiedes zwischen Emmentaler Gräben und Eggen und den flachern Hügeln des Oberaargaus; woraus weiter folgt, dass sich im obersten Taldrittel der Langete bloss ein einziges Dorf findet (Eriswil) — wohl aber sind zahlreiche Einzelhöfe und Weiler verstreut im reich zertalten Gelände — in den untern beiden Taldritteln dagegen liegen ein Städtlein (Huttwil) und sieben ansehnliche Dörfer (Rohrbach bis Roggwil). Und nochmals deshalb wird das «emmentalische Waldland» des Oberlaufs im breitern Tal von ausgedehnten Aeckern und vor allem den Wässermatten abgelöst.

Ein *weiterer Grund* dürfte indessen in der Gesteinsbeschaffenheit liegen: Die harten massigen Sandsteine leisten der Verwitterung und Erosion stär-

kern Widerstand; nicht von ungefähr stammen daraus die bekannten Bau-Sandsteine («Berner Sandstein»; im Langetental «Bisig-Stein»).

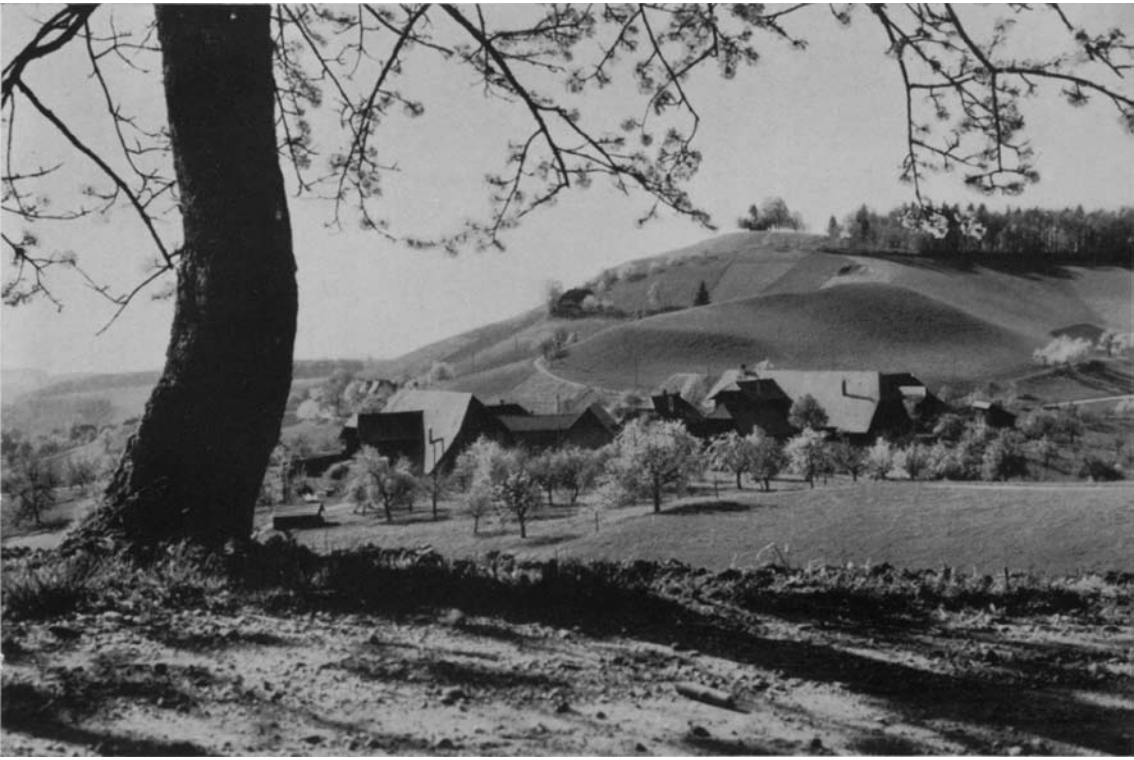
Im Unterschied zu den fluviatilen Kerbtälern des Napfs fallen im oberaargauischen Plateau die breiten Sohlentäler auf, die auf die genannte fluvioglaziale Herkunft deuten, wobei häufig der kleine Fluss dem relativ grossen Taleinschnitt in keiner Weise entspricht.

In zwei Fällen haben wir sogar tote, teilweise flusslose Täler vor uns. Diese tiefen Rinnen schufen ebenfalls die Gletscherschmelzwasser. Die südliche verläuft von Sumiswald über Griesbach — Weiher — Häusernmoos — Huttwil gegen Zell. Sie ist unter dem heutigen Talboden noch 60 Meter tief mit Schutt erfüllt; auffallend ist ihre Weite besonders um Häusernmoos und Hüswil — Zell. Sie entstand entlang dem Rande des Rhonegletschers in der grossen Eiszeit[20] und trennt ziemlich genau im Süden die eigentliche Napf-Süsswassermolasse (Torton; vorwiegend Nagelfluh) ab.

Diese Rinne ist die *eigentliche geologisch-morphologische Grenzlinie des Napfgebirges gegenüber dem Plateau des höhern Oberaargaus.* Wie Karte S. 43 wiedergibt, folgt ihr das nördliche Stück des Eisenbahnrings um den Napf.

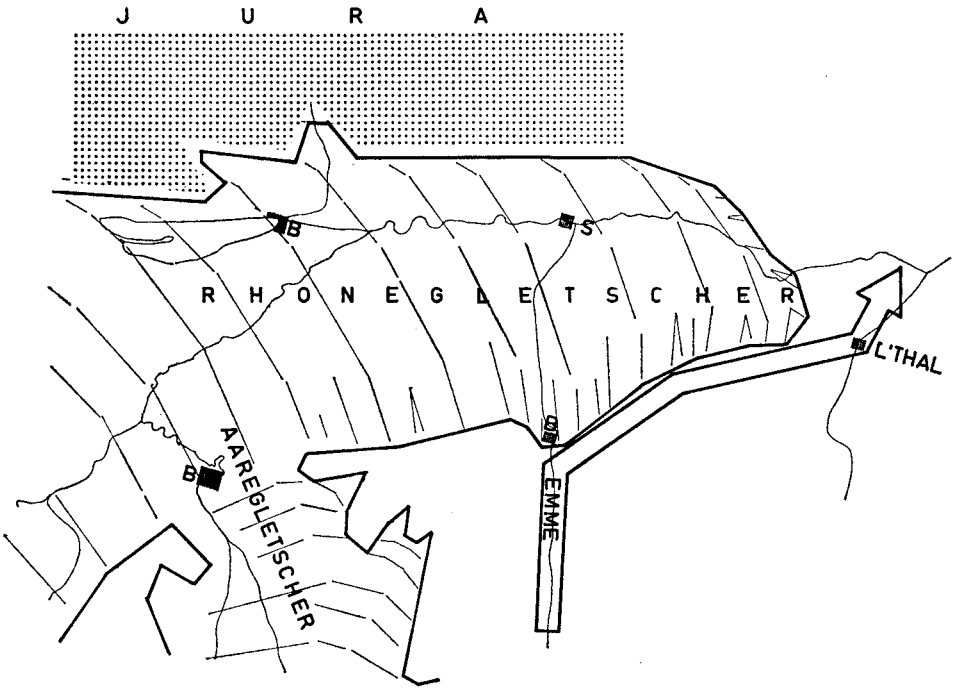
Eine ebenso markante Linie bildet das 10 Kilometer nördlich davon parallel verlaufene Trockental Burgdorf — Wynigen — Thörigen — Langenthal. Sehr schön zeigt sich für diesen Fall (vgl. Karte S. 21) die Zugehörigkeit der Schmelzwasserrinne zum Bogenschwarm der letzteiszeitlichen Moränen: Bei Burgdorf verriegelte der Rhonegletscher damals das Tal der Emme, worauf deren Wasser sich entlang dem Gletscherrande einen Abfluss suchen mussten (Fig. S. 25). Ohne Zweifel wählte überdies der Urfluss seinen Weg in den weichen, das heisst minder erosionswiderständigen Mergeln der Zone der untern Süsswassermolasse. «Die kräftigen Serpentinen des eigentümlichen Tales weisen auf einen grössern Strom als Urheber hin», heisst es im klassischen Standardwerk der Glazialforschung, «Die Alpen im Eiszeitalter», das die Hauptgrundlage des damals herrschenden extremen «Glazialpatriziats» seiner Verfasser Penck und Brückner bildete.[21]

In der Siedelungs-Geographie hat *Hermann Walser* dieses Trockental zur Grenze zwischen Hof- und Dörferland geprägt. Die *«Trockental-Linie»* ist in der Tat kulturgeographisch von besonderer Bedeutung: Auch die alte Römerstrasse nach der Engehalbinsel bei Bern benützte sie, die neuausgebaute Entlastungsstrasse Bern—Langenthal der Route Zürich—Bern wie die Bahnlinie Olten—Bern halten sich daran. *Karl H. Flatt* legt dar, wie die



In der Plateaulandschaft des höhern Oberaargaus, wo für die hügelige Landschaft bereits die Streusiedelung typisch ist. Der Weiler Ferrenberg vor dem Oberbühlknubel.

Aufnahme: Val. Binggeli, Langenthal



Gletscherbedeckung des zentralen Mittellandes und Bildung des Trockentals Wynigen—Langenthal in der letzten Eiszeit.

frühere römische Kastenstrasse im Mittelalter als Reichsstrasse galt und bis 1760 hochbedeutsam war.[37]

Die «Trockental-Linie» wird mithin auch als Grenze zwischen Plateau-Mittelland und Bergland angegeben. Dies stimmt nur sehr bedingt: Die Grenze zwischen dem tieferen ebeneren Mittelland und dem höheren bergigen Mittelland verläuft, parallel zum Trockental, weiter nordwestlich. Sie folgt dem Aussenrande des Aquitan-Molassegürtels (untere Süsswassermolasse, vgl. Karte S. 21, mit den flachen Hügeln Düttisberg, Ruedisberg, Ouenberg, Längenberg, Füstlenberg, Ischberg, Grossholz, Steinenberg und Steinhof) d. h. seinem Abfall gegen die Glazial- und Schotterlandschaft von Emme und Aare.

Diese äussere Grenze entspricht im Oberaargau der vorne beschriebenen geologisch-morphologischen Linie zwischen Molasse-Plateau und Moränenland und könnte grob als «*Molassehügel*-Grenze» bezeichnet werden. — Vor allem aber ist zu betonen, dass der Aquitan-Gürtel, jenes ausgeprägte «flu-

vioglaziale Rinnen-Vorplateau», in natur- wie kulturgeographischer Hinsicht eine Uebergangs-Landschaft darstellt. (Sehr schön zeigt das Formen-Bild des Rinnen-Vorplateaus zwischen Burgdorf und Langenthal einerseits, der «Trockental-Linie» und der «Molassehügel-Grenze» anderseits, Blatt 233, Solothurn, der Landeskarte.)

Es ist auch die äussere Linie, die «Molassehügel-Grenze», eine bevorzugte Siedelungszone und Leitlinie des Verkehrs. Ziemlich genau wird sie nachgezogen durch die Ueberlandstrasse Zürich—Bern mit der Kette schöner Dörfer Kirchberg — Ersigen — Ober- und Niederösch — Höchstetten — Hellsau — Seeberg — Oberönz — Herzogenbuchsee — Bützberg — Langenthal — Roggwil (Abb. S. 16).

Zusammenfassend stellen wir fest, dass morphologisch betrachtet das oberaargauische Molasseplateau eine *Rinnenlandschaft der eiszeitlichen Schmelzwasser* darstellt. Die Talrinnen weisen zumeist kastenförmig weitgespannten ⊔ Querschnitt auf (im Gegensatz zu der viel reicher verästelten radialen Anlage reiner Flusstäler mit engen V-förmigen Querprofilen im Napf).

c) Im Nagelfluh-Bergland des Napfs dagegen scheinen die heterogenen Konglomeratgesteine den Witterungseinflüssen und dem Abtrag leichter anheimzufallen. Wir haben im Vorangehenden über seine Natur bereits verschiedentlich gesprochen und möchten als Abschluss einzig auf die Charakterisierung des Dichters verweisen.

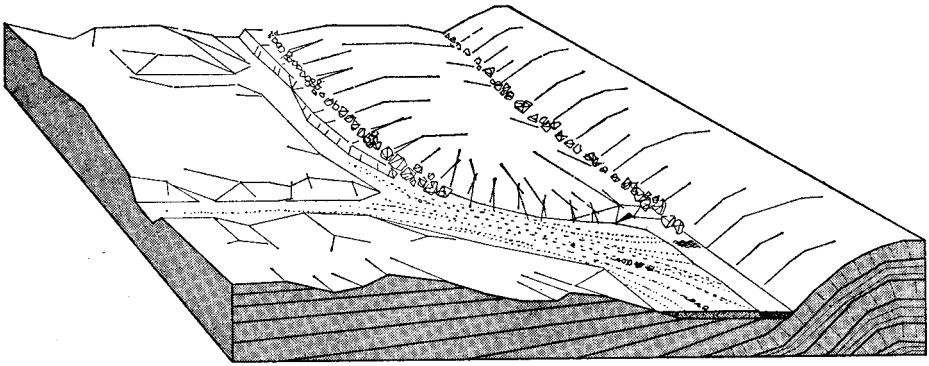
Jeremias Gotthelf, bekanntlich als Beobachter so ausgezeichnet wie treffend als Darsteller, unterscheidet selten zwischen «Emmental» und «Oberaargau»; im «Besuch» muss Stüdeli «von den Dörfern hinauf auf die Höfe».

Wir haben bereits dargestellt, dass der Dichter mit diesen Begriffen bewusst eine Bezeichnung von Oberaargau und Emmental vornimmt. Indem er die Landesteile mit ihren Siedelungsarten bezeichnet, hat er bereits eine bedeutende Aussage auch über Landschaft und Leben gemacht, über das Relief als *Bedingung*, über Wesen und Sitten der Leute als *Folge* ihrer Wohnweise (Abb. S. 16).

Die emmentalische Streusiedelung, Einzelhöfe und Weiler, reicht mit ihrer bewegten Landschaft hinunter durch den oberen Drittel des Langetentals. Die untern ebeneren und weitflächigeren Talabschnitte gehören zur ausgesprochenen Zone der Siedelungskonzentration in Dörfern. Damit sind wir indessen bereits bei den naturgegebenen Leitlinien der Kulturgeographie angelangt, wovon später noch die Rede sein wird.

d) Das Moränen-Hügelland des tiefern Oberaargaus. Wie das Sandstein-Plateau des höhern Oberaargaus von der Napf-Nagelfluh begrenzt ist, so beschliesst ungleich eindeutiger im Norden die Juragrenze das glaziale Hügelland, diese tiefere der beiden Landschaftszonen, die den Oberaargau ausmachen.

In der grössten, der Riss-Eiszeit, überflutete der Rhonegletscher von Westen her den ganzen Oberaargau und reichte noch bis gegen Olten — nur der höhere Napf schaute zum Eise heraus, was in Anlehnung an die grönländischen Verhältnisse als «Nunatak» bezeichnet wird. Für unsern Landschaftscharakter indessen ist von ungleich grösserer Bedeutung die Wirkung der letzten, der Würmeiszeit: Der Gletscher reichte gerade bis in unser Gebiet[22] und lagerte im Bereiche von Solothurn — Wiedlisbach — Wangen — Oberbipp — Bannwil — Bützberg — Thunstetten — Riedtwil einen ganzen Schwarm von Moränen ab (Karte S. 21 und Fig. unten). Es ist ein klassischer Endmoränenzirkus, der dem tiefern Oberaargau mit allen den schön ausgebildeten Glazialmerkmalen seinen unverkennbaren landschaftlichen Charakter aufgeprägt hat.



Blockdiagramm des eiszeitlichen Rhonegletschers, Maximalstadium der letzten Eiszeit (Wangen a. A. — Bannwil — Bützberg)

Davon zeugen die zahlreichen Findlinge aus Walliser Gneis, vorab jene vom Steinhof, der solothurnischen Enklave im Wanger Amt, ebenfalls eine klassische Stätte:[23] Der grösste Block der Gruppe, genannt die «Grosse Fluh», hat eine Länge von 14,5 Metern und eine Höhe von 8,5 Metern. Zusammen mit dem daneben aufragenden «Menhir» ergibt sich ein Inhalt

von 1650 Kubikmetern. Es sind Arkesin-Gneise vom Vallée de Bagnes. 1865, nachdem bereits verschiedentlich Steine weggeschafft worden waren (Bauzwecke, Ackerland), erwarb die Naturforschende Gesellschaft der Schweiz die Findlinge. Eine Inschrift lautet: «Diese Blockgruppe steht unter der Obhut der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und ist dem Schutze des Publikums empfohlen.» Steinhof und Steinenberg südlich davon, ebenfalls übersät von kleinern und grössern erratischen Blöcken, sind in Karte S. 21 verzeichnet.

«Wenn wir den Blick auf die nahen Seen von Aeschi und Inkwil und hinunter zur Aareebene richten, so haben wir zusammen mit den Moränenwällen des Steinhofs eine ganze «glaziale Serie» vor uns, die zusammengesetzt ist aus Stirnmoränen, den Zungenbecken dahinter (See!) und den Schotterflächen davor (Niederbipp — Langenthal — Olten). Diese letztern stellen den Gletscherschutt dar, den die wasserreichen Gletscherflüsse verschwemmten und in weiten Feldern vor dem Moränengürtel ablagerten. Darin, vor allem in den feinzerriebenen Mineralteilchen aus den Grundmoränen, liegt der Grund der Fruchtbarkeit dieser Region.

e) Die Schwemmschotter-Ebene der untern Emme. Es handelt sich um spät- und nacheiszeitliche Flussablagerungen, den weiten Emme-Schuttfächer mit Knopf bei Burgdorf und dem entfalteten Halbrund gegen Bätterkinden, Bucheggberg, Aare, Wangen a. A. In der geologischen Karte lässt sich diese weitflächige, grossteils topfebene Landschaft sehr gut gegenüber dem Oberaargau abgrenzen. In Wirklichkeit jedoch besteht ein fast unmerklicher Uebergang von der Schwemmebene zu den ebenfalls von Schotterflächen umgebenen Moränenhügeln des tiefern Oberaargaus.

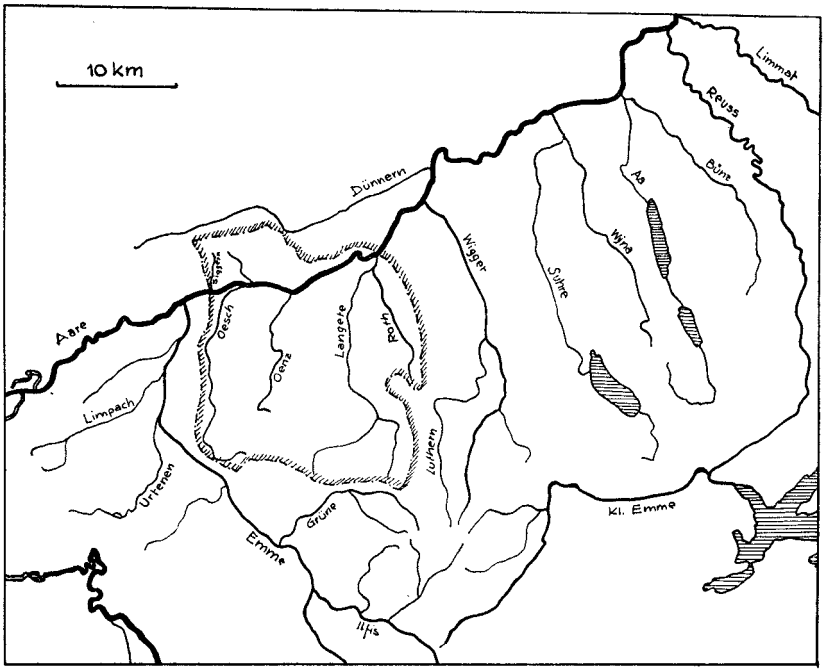
Diese «Emmegrenze» hat *Nussbaum*[24] ebenfalls gezogen, ungefähr der Oesch entlang: Zwischen dem «flacheren, hügeligen Land» und der «breiten Niederung dem Jura entlang», wobei sich diese Landschaft emmeaufwärts in jene hinein bis Burgdorf erstreckt. — *Gotthelf*[25] schildert sie als «eine der schönsten Ebenen der Schweiz, begrenzt von niederen Bergen, hinter ihnen die hehren weissen Häupter …»

Die Gewässer

Sie sind in Anlage und Charakter ihres Wasser-Regimes vor allem durch Klima und Geologie bedingt. Ob im obern Langetengebiet ein gewisser «klimatischer Napfschatten», was die häufigen Südwestwinde und ihre Nie-

derschläge betrifft, besteht, wird in den nächsten Jahren abzuklären sein. Das Napfbergland erhält Jahresniederschläge bis zu 2 Metern Höhe (Riedbad 182 cm). Das Ahorn weist bei 120 cm auf, ebenfalls Affoltern. Während Huttwil am Rande des Napfkreises noch 109 cm erhält, fallen die Regenhöhen gegen den tiefern Oberaargau merklich. Hier haben wir eine der *regenärmsten* Zonen des Mittellandes (Langenthal 88 cm).[26] Die einzelnen Höhenzonen spiegeln sich in der Niederschlagskarte deutlich.

In Karte unten erweist sich das oberaargauische Flussnetz als Uebergangsgebiet zwischen unterer Emme und dem Luzerner-Aargauer-Mittelland, wobei aber einige für unsere Aarezuflüsse ganz spezifische Erscheinungen zu beachten sind. Einmal haben wir es im nördlichen Napfvorland mit *kürzern* und entsprechend minder wasserführenden Flüssen zu tun als im östlich anschliessenden Mittelland. (Von der Emme nicht zu sprechen, die sogar in die Voralpen reicht). Der Grund ist in dem die allgemeine Mittelland-Abdachung durchbrechenden Napfbergland zu suchen.



Das Flussnetz des zentralschweizerischen Mittellandes. Gestrichelt die Wasserscheiden der oberaargauischen Flüsschen.

Es verengt gegen Norden zu das Mittelland, was überhaupt *eine für den Oberaargau in Natur- wie Kulturbild schlechthin Schicksal und Charakter bestimmende Wirkung hatte.* Westlich und östlich des Napfes sind grosse Flüsse zur Sammelrinne am Jurafuss möglich. Die bedeutungsvolle Zuschnürung des Mittelland-Plateaus ist indessen noch verstärkt durch eine auffallend weit südliche Entwicklung der Weissenstein-Kette im Leberberg, die Kette, die andrerseits gegen Osten um so deutlicher zurückweicht und dann untertaucht.

In zweiter Linie verantwortlich für die *Kleinheit der Flüsse* — und in dem Punkte kann leicht in Karte S. 29 für die luzernisch-aargauischen Flüsse eine ähnliche Geschichte herausgelesen werden — sind die eiszeitlichen Gletscher. Das heisst, es sind ihre randlich abfliessenden Schmelzwasser, deren besprochene tiefe Rinnen die Oberläufe der früher weiter napfeinwärts reichenden Oberaargauer Flüsse anzapften. — Wir müssen uns hier mit diesen paar Hinweisen auf ein äusserst interessantes und weitläufiges Spezialgebiet begnügen.

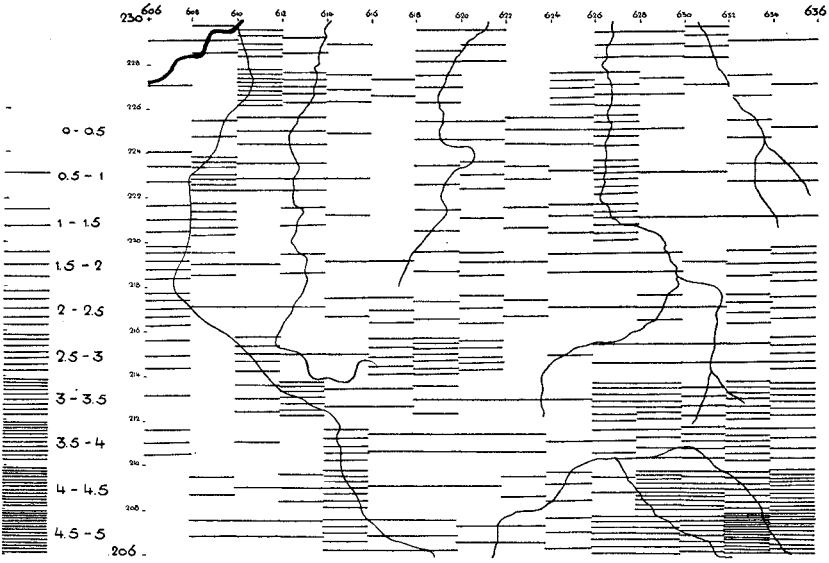
Von Westen gegen Osten lassen sich mit Bezug auf die Gewässer in Karte S. 29 drei Abschnitte erkennen. Die untere Emme im Westen hat subsequente, d. h. zum Mittelland längs verlaufende Zuflüsse (die Richtung des eiszeitlichen Rhonegletschers). Das Emme-Schwemmland, wie das ungleich kleinere der Langete, charakterisieren zudem zahlreiche Giessen, Grundwasseraufstösse. So können wir beispielsweise im Wald von Zielebach Dutzende zählen, mit an die hundert Wassersprudelchen.

Ein paar Schritte weiter ostwärts sind für das Moränenland die genannten glazialen Seebecken typisch. Und in diesem zweiten Abschnitt ändern sich gegenüber dem westlichen nun die *Flussrichtungen*. Wohl setzen sich subsequent die S. 24 besprochenen markanten Trockentäler fort — in der hydrographischen Karte ihrer Trockenheit gemäss nur angedeutet durch Flüsse, die sie streckenweise benützen. Die vier Hauptbäche jedoch weisen nun konsequente, d. h. der allgemeinen Mittelland-Abdachung folgende Querläufe auf. Im dritten Abschnitt zeigen die Luzerner-Aargauer Flüsse *nur* noch konsequenten Verlauf. Hier treten zudem die grossen, schönen und charakteristischen *Talseen* auf.

Gegenüber dem südlich anschliessenden radial entwässerten Napfgebiet liegen die Unterschiede auf der Hand. Die Langete hat als einziger Oberaargauer Fluss die alten Quellwurzeln in diesem wieder zurückzugewinnen vermocht. Schon die östlich folgende Wigger aber verzeichnet einen bedeu-

tend längern Lauf, wozu auch das Zurückweichen der Weissenstein-Kette mit dem Abbiegen der Aare beiträgt.

Was die *Flussdichte* betrifft, sind bereits aus Karte 21 die besprochenen Abschnitte wiederum zu erkennen. Die detaillierte Flussdichte-Karte unten zeigt für den engern Raum ungleich eindrücklicher die Verhältnisse[27].



Karte der Flussdichte des Oberaargaus (km Flusslauf pro km²).
Nach der Landeskarte 50 000, Blatt 234, Willisau.

Es lassen sich auf Grund der dort erhaltenen Zahlenwerte folgende Grenzen und Zonen unterscheiden:

1. Eine Linie Kirchberg — Utzenstorf — Hersiwil — Subingen zwischen dem wasserreichen Land an der untern Emme und dem Schotter (-Grundwasser)-Gebiet des tiefern Oberaargaus (Dichte bei 1). Mit hohen Werten spiegelt sich ebenfalls das Wässermattengebiet der untern Langete.

2. Eine Linie Kirchberg-Rumendingen—Riedtwil—Langenthal zwischen der letztgenannten Landschaft und dem Molasse-Plateau des höhern Mittellandes (Dichte 1.5).

3. lässt sich davon, südlich einer Linie Eriswil—Affoltern, das fluviatile Napfbergland abheben mit den weitaus grössten Dichten, bis zu 5 km/km².

Wald und Wässermatten

Die paar Hinweise, die wir mit Bezug auf den Wald zu geben vermögen, betreffen (leider) in keiner Weise eine Abgrenzung nach pflanzen- und tiergeographischen oder -soziologischen Gesichtspunkten[28]. Wir hoffen, von einer nicht allzu fernen Zukunft solche Arbeiten zu erhalten. Denn gewisse Unterschiede nach Ausdehnung, Verteilung, Holzarten-Zusammensetzung, Waldboden, Bodenvegetation, Einzelpflanzen und Rodung springen ins Auge, wenn wir sie vergleichend auf die verschiedenartigen Höhenzonen und Bodengrundlagen beziehen: Kalk der Jurakette, Jungmoränenboden, ältere Rissschotter, Sandstein-Plateau, Nagelfluh-Gräben und Eggen.

Die Waldverteilung in Karte S. 33 spricht für sich selbst: Im südlichen Teil, der Streusiedelungs-Landschaft, ist der zumeist hofeigene Wald entsprechend zerstückelt. Die nördliche Dörfer-Landschaft hat grössere Komplexe als Gemeinde- oder Staatswald erhalten. In den typischen Napftälern Hornbach und Kurzenei spiegelt sich zudem das verästelte Relief der Gräben und Eggen wider, mit den vorherrschenden Steilen als Waldträger. Gegensatz dazu bilden die ausgedehnten Waldareale an der untern Langete, im weitflächigeren Gelände.

Beim Betrachten des zwischen den eben erwähnten Zonen liegenden Gebietes (nördlich der Wasserscheide Grüne/Langete, bis zum Fluvioglazialtal Dürrenroth-Zell) gerät man mit dem bekannten Begriff vom «Waldland Emmental» in Verlegenheit. Im Nordwestsektor ist hier der Napffuss ausserordentlich stark entwaldet. Vergleichen wir mit der Karte der altalamannischen Ingen-Namen S. 38, so erhalten wir eine ganz klare Uebereinstimmung: sie treten in diesem Gebiet dichter auf als irgendwo sonst (vergl. auch S. 35).

All die Beziehungen in dieser eigentümlichen (altbesiedelten?) Rodungs-Landschaft im Ausstrahlungsgebiet der Langeten-Quellbäche (einbezogen die Schmelzwasserrinne Sumiswald—Dürrenroth—Zell), wären einer eingehenden Spezialstudie wert. Begrenzen wir diese Landschaft, so haben wir damit wiederum einen Uebergangs-Grenzsaum Emmental/Oberaargau.

*

Reichlich unbestimmt zu erhalten ist eine *wirtschaftslandschaftliche* Scheide der beiden Gegenden. Wir möchten einen Hinweis geben, mehr als

Die Parzellierung des Waldes in den Einzugsgebieten von Langete und Grüne.
(Auf Grund der Landeskarte 50 000, Blatt 234, Willisau)

gegenseitige Charakterisierung: Im Emmental und Napfbergland dominiert eine subalpine Gras-Weide-Landschaft, im Oberaargau können wir im selben Sinne von einer Acker-Wässermatten-Landschaft sprechen.

Treffend und einfühlend hat um die Jahrhundertwende *Walser*[5] die verschiedenartigen Formen von Wirtschaft, Siedelung, Hausbau usw. mit Bezug auf die Naturgrundlagen beschrieben. Es bleibt uns, einen Kulturgeographen zu suchen, der auf den Spuren *Walsers* die heutigen Verhältnisse untersucht.

*

Wässerung und Wasserwehr sind beide bezeichnend für den Oberaargau, die Wässermatten sind typisch für dessen Landschaft und Landwirtschaft (untere Emme, Oesch, Oenz, Langete, Roth).

Im Falle der Langete handelt es sich bei dem vom Talfluss gespiesenen Wässergrabensystem um eine uralte Einrichtung; bereits für das 9. Jahrhundert wird die Wässerung angenommen. Der Langetenverlauf unterhalb Langenthal verdankt ihr seine Entstehung: Die Mönche von St. Urban fassten 1230 die Ungebändigte — die sich unterhalb des Dorfes in mehrere Arme zerteilt hatte und im Grienland versickert war — und leiteten sie gegen Roggwil zur Bewässerung der dortigen Matten.

Die Zisterzienser von St. Urban, denen von der Ordensregel aus die Urbarisierung des Bodens geboten war, sind die eigentlichen Begründer der Langeten-Wässerige. Die heute noch eingehaltenen Wässerzeiten gehen zurück auf eine Vereinbarung zwischen dem Abt von St. Urban und der Gemeinde Langenthal von 1595.

Noch heute ist ein «Bannwart gesetzt, der nach bestehender, alter Uebung» erst die grosse Steinacher-Schleuse an der Langete zieht, hernach tags- oder halbtagsweise, je nach der Trockenheit, die Brütschen und Ablisse zu den einzelnen Mattengrundstücken.[29]

Gruppen von Büschen und Bäumen säumen die unzähligen, netzartig das Gelände zerteilenden Chänel, Gräben und Grebli und bieten einer für heutige Verhältnisse ungewöhnlich grossen Vogelwelt Wohnstatt.

Bei den nutzenden Bauern sind die Matten weitherum geschätzt und hoch im Preise, und die Leute aus den lauten Dörfern des Verkehrs und der Industrie lieben zur Erholung diesen schönen Aufenthalt.

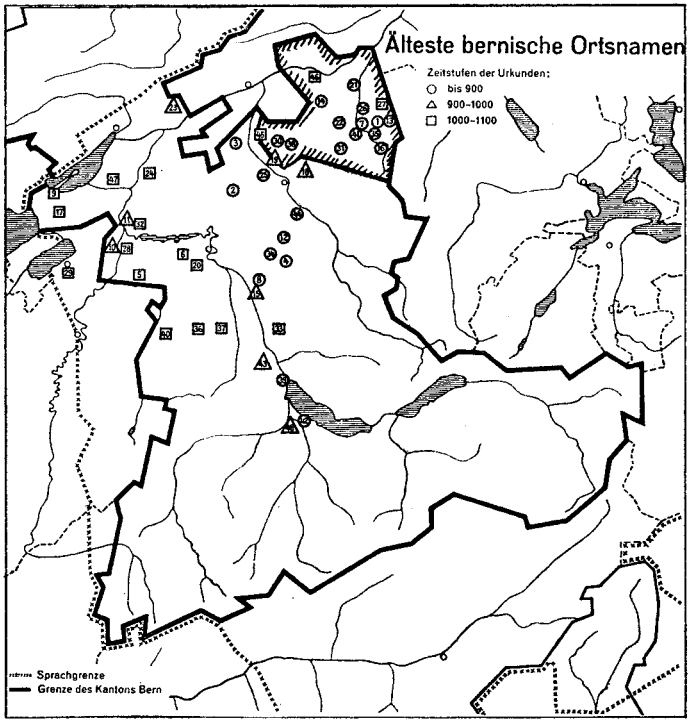
Das Jahrtausendwerk der Wässermatten stellt einen gewaltigen, landschaftsgestaltenden Eingriff des Menschen dar, hat indessen mit Boden, Wasser, Pflanzen und Tieren eine Kulturlandschaft von seltener Harmonie und Eigenart geschaffen, die es, als gegenkräftigen Nachbarn unserer Industrielandschaft, sowohl dem Landschaftsorganismus wie den Menschen zu erhalten gilt.

Ortsnamen- und Siedelungszonen

Drei aussagereiche Karten erübrigen langen Text zu diesem Thema. Zudem handelt es sich um ein wohl spannendes, aber glatteisiges Spezialgebiet. Wir hoffen auf eine baldige Fachbearbeitung. Denn, wie Karte S. 36 zeigt[30], liegen im Oberaargau in der Tat auffallende Verhältnisse vor: Er ist zweifellos eine der früh von Alamannen besiedelten Landschaften, im Gegensatz zu dem bezeichnenden Loch im höhergelegenen, bergigeren Emmental! Aehnliches weist Karte S. 38 auf[31].

Die Ingen-Namen stellen die älteste Namenschicht im Neusiedelland der ausgewanderten germanischen Völkerstämme dar, wobei die Bildung allerdings noch später lebendig gewesen zu sein scheint. Sie enthalten einen altgermanischen Personennamen und die Endung ingen, ing, igen, ig. In der Landnahmezeit (zirka 500—700) wurden aus naheliegenden Gründen die Siedelungen noch nicht nach Stellen, sondern nach den Insassen, vor allem wohl den Oberhäuptern, bezeichnet. Die zum Bollo gehörenden Leute hiess man die Bollinge, die des Erso die Ersinge, des Hermann die Hermanninge. Diese Kollektiv-Namen gingen später auf die Siedelungen selbst über: Bollodingen, Ersigen, Hermandingen.

Wieder besteht das Loch des engern Emmentals, vor allem des Napfgebietes. (Eine Ingen-Karte des Bernbiets sieht in dieser Region sehr ähnlich derjenigen S. 36 aus). Das Emmental weist 1 bis 2 Formen auf, im Oberaargau finden wir über 30, wobei allerdings nicht alles *echte* alte Ingen-Namen sein dürften (z. B. Thörigen, Flückigen). Deutlich hervor sticht die besprochene Rodungs-Landschaft zwischen Huttwil und der Wasserscheide Langete-Grüne, wo sich allerdings die Siedelungen auf 700 bis 800 m Meereshöhe höchstens zu Weilern entwickelten.



1 = Auswil
2 = Bäriswil
3 = Berchtoldesbüren = Büren zum Hof?
4 = Biglen
5 = Brüggelbach (b. Neuenegg)
6 = Bümpliz
7 = (Klein-) Dietwil
8 = Eichi (b. Münsingen)
9 = Erlach
10 = Ferenbalm
11 = Golaten
12 = Gomerkinden (Hasle)
13 = Gondiswil
14 = Herzogenbuchsee
15 = Hunzigen (Rubigen)
16 = Huttwil
17 = Ins
18 = Junkholz (Heimiswil)
19 = Kirchberg
20 = Köniz
21 = Langenthal
22 = Leimiswil
23 = Lengnau
24 = Lyss
25 = Lyssach
26 = Madiswil
27 = Melchnau
28 = Mühleberg
29 = Münchenwiler
30 = Oesch
31 = Oeschenbach
32 = Oltigen
33 = Oppligen
34 = Radelfingen (Vechigen)
35 = Rohrbach
36 = Rüeggisberg
37 = Rümligen
38 = Rumendingen
39 = Scherzligen
40 = Schwarzenburg
41 = Sossau
42 = Spiez
43 = Uetendorf
44 = Uetigen (Hasle)
45 = Utzenstorf
46 = Wallliswil
47 = Walperswil
48 = Wimmis

Es wurden nur Namen aufgenommen, die sich zeitlich und örtlich einigermassen genau festlegen lassen, ferner nur die Namen von Ortschaften, nicht aber von Gewässern, Bergen und Wäldern.

Karte der ältesten bernischen Ortsnamen nach Paul Zinsli. Abgegrenzt durch den Verfasser das Gebiet des Oberaargaus.

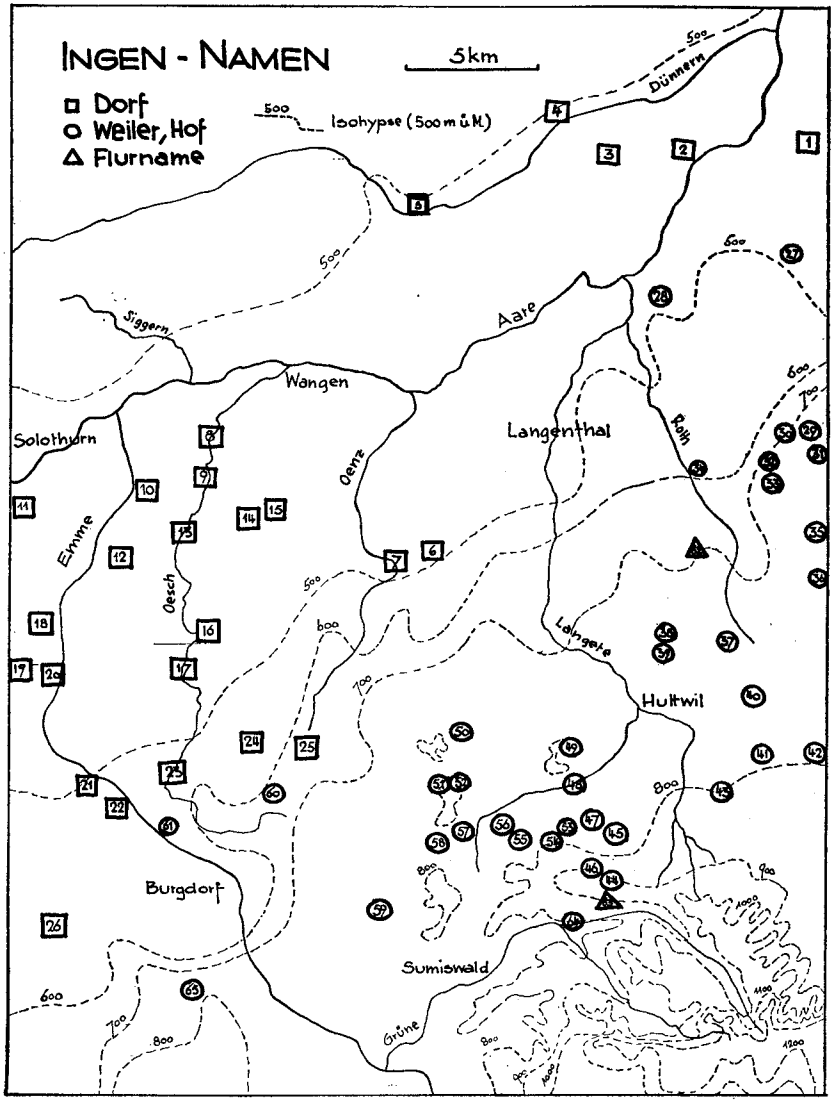
Klar heben sich davon ab die Zonen unter der 500 m-Isohypse, die fruchtbaren, offenen Ebenen von Aare und Emme mit ebenfalls dichter Ingen-Besetzung. Hier führen uns die Namen zumeist zu ansehnlichen Dörfern. Eine Begrenzung muss wohl die Weilerzone im Süden, wo der Uebergangsraum Huttwil—Affoltern neuerdings in Erscheinung tritt, eher zum

Oberaargau schlagen. Gegen die untere Emme können wir uns einfacher halten, wir scheiden die Dorfsiedelungen vom Weiler-Typus des Oberaargaus.

Eine in der Natur vorbestimmte *siedelungsgeographische Einteilung* des Oberaargaus wurde u. a. bereits S. 26 diskutiert. Wir können unterscheiden: 1. Die Moränenlandschaft mit vorwiegender Siedelungskonzentration in Dörfern. 2. Die Uebergangszone des Molasse-Plateaus im Napfvorland (Dörfer und Streusiedlung gemischt). 3. Das Einzelhof- und Weilerland der emmentalischen Napf-Gräben und -Eggen.

Nach dem Alter der Besiedelung können in ähnlicher Weise die folgenden *siedelungsgeschichtlichen Zonen* vorgeschlagen werden:

1. *Die keltische Zone der Aare- und Emmeschwemmgebiete,* bezeugt durch Grabhügelfunde (Das Gräberfeld von Bannwil — Aarwangen — Langenthal wird als eines der bedeutendsten der Schweiz betrachtet.)[32] 800 v. Chr.— 58 v. Chr.
2. *Die römische Siedelungszone des tiefern glazialen Oberaargaus* bezeugt durch die Archäologie (eingerechnet die durch acum-Namen gegebene keltoromanische Zone, die vom Seeland her als Ausläufer zur Emmemündung reicht). 58 v. Chr. — 5. Jahrhundert n. Chr.
3. *Die frühalamannische Zone des Aare- und Emmeschwemmlandes (und die {spätere?} des Hinterlandes von Huttwil)* bezeugt durch die Ingen-Namen als Insassennamen (Zeit von Einwanderung und Landnahme durch die Alamannen). 6. bis 7. Jahrhundert.
4. *Die mittelalamannische Zone des ganzen Oberaargaus,* bezeugt vor allem durch die echten Wil-Namen (die mit einem alamannischen Personennamen zusammengesetzt sind.)[36] Es handelt sich um die Zeit der frühen Sesshaftigkeit, des ersten Landanbaus und -ausbaus. Die Wil-Namen stellen eigentliche Siedelungsnamen dar; der Name bezeichnete vorerst aber nicht Ort und Stelle, sondern die Hofgruppe. Von der Ingen-Landschaft an Aare und unterer Emme hatte sich eine Ausbreitung der Siedler in den Wil-Raum vollzogen. Es handelt sich um die bedeutendste Siedelungsetappe des Oberaargaus. 7.—10. Jahrhundert.
5. *Die spätalamannischen Restgebiete in schlechtem Siedelungsverhältnissen (wie im Emmental und vor allem im Napfbergland)*. In dieser spätem Ausbauzeit erfolgt die tiefere Auseinandersetzung mit Grund und Boden. Es entstanden die Namen nach Naturmerkmalen und menschlicher Tätigkeit in der



Karte der Ingen-Namen für das Gebiet zwischen Emme und Wigger. Wenige der Ingen-Dörfer liegen über der 500 m-Isohypse, die Ingen-Weiler und -Höfe dagegen im nordwestlichen Napfgebiet zwischen 700 und 800 m in sehr grosser Konzentration. (Oberläufe von Langete und Roth).

Legende zur Karte der Ingen-Namen

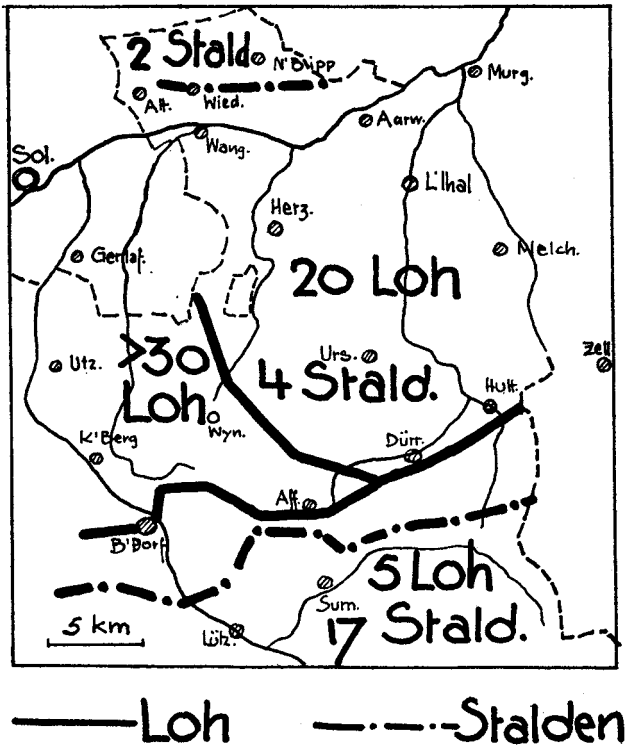
1 Oftringen
2 Boningen
3 Härkingen
4 Egerkingen
5 Oensingen
6 Thörigen
7 Bollodingen
8 Deitingen
9 Subingen
10 Derendingen
11 Lüsslingen
12 Gerlafingen
13 Oekingen
14 (Hüniken)
15 (Etziken)
16 Willadingen
17 Koppigen
18 Kräiligen
19 Aetingen
20 Bätterkinden
21 Aefligen
22 Rüedtligen
23 Ersigen
24 Rumendingen
25 Wynigen
26 Münchringen
27 Benzligen
28 Gadligen
29 Reuzligen
30 Aeberdingen
31 Linig
32 Witelingen
33 Aerpolingen
34 Ludligen
35 Wergigen
36 Lörzigen
37 Hünigen
38 Aerbolligen
39 Hermandingen
40 Aengelprächtigen
41 Hilferdingen
42 Zeisigen
43 Neuligen
44 Aennigen
45 Frauchigen
46 Boppigen
47 Heimigen
48 Hulligen
49 Flückigen
50 Zulligen
51 Häkligen
52 Schmidigen
53 Häfligen
54 Dagerdingen
55 Wolferdingen
56 Waltrigen
57 Herbrig
58 Eggerdingen
59 Mützligen
60 Bickigen
61 Vielbringen
62 Hämlige
63 Freudigen (egg)
64 Lämpigen
65 Freudigen

Der geneigte Leser möge selbst zu verschiedenen der sehr wahrscheinlich unechten Ingen-Namen ein bis zwei Fragezeichen setzen.

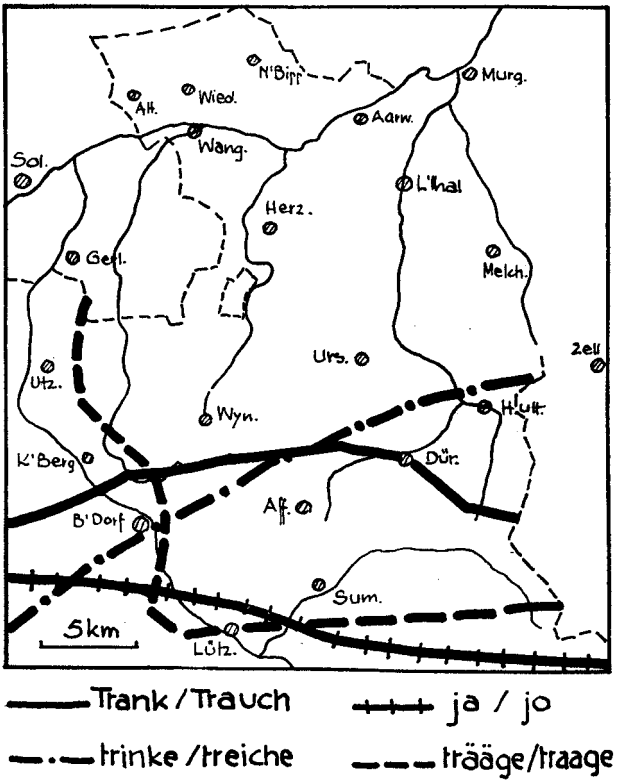
Landschaft, vor allem auch die Grosszahl der Flurnamen. 10. Jahrhundert bis späteres Mittelalter (1400).

*

Um im Spiegel der Namen vom gespiegelten Gegenstand, in unserem Falle dem Landschaftscharakter, ein Bild zu erhalten, wählten wir für die Karte unten zwei Flurnamen, die deutliche Grenzen zwischen den Landesteilen ermöglichen.[30] Das auf bewegtes Relief deutende Stalden ist typisch emmentalisch und tritt südlich der strichpunktierten Grenze 17 mal auf, nördlich davon bloss 4 mal; dann weist auf sehr kleinem Raum der Jurahang noch 2 solche Bildungen auf.



Verbreitungsgrenzen (Dichte) der Flurnamen Loh (Gehölz) und Stalden (steiler Weg)



Grenzen mundartlicher Laute zwischen Oberaargau und Emmental.

Loo (Loh, Löli), das wir als (Laub-) Gehölz[30] auffassen dürfen, grenzt ebenfalls die höhere, ausgesprochen als Nadelholzregion gekennzeichnete Zone von Napf/Emmental, ab. In der Tat finden wir südlich der Wasserscheide Langete/Grüne bloss 5 Loh, dagegen im Oberaargau bei 20. Bezeichnenderweise aber beobachten wir rund 30 solcher Namen in der Niederung von Emme und Oesch.

Landwirtschaft, Verkehr und Industrie

Die Besonderheit des Oberaargaus ist die Doppelgunst von *fruchtbarem Bauernboden und verkehrsoffener Lage*, die Durchdringung von Landwirtschaft und Industrie.

Klima, Relief und Boden bewirkten hier ganz vorzügliche Grundlagen der Landwirtschaft: Folge der geringen Meereshöhe und lokal windgünstiger Lage ist ein mildes, nicht zu feuchtes Klima. Flachland oder nicht eben steile Hügel erleichtern das jahreszeitliche Ackerwerk, ermöglichen zudem den grossen, ökonomischen Einsatz technischer Hilfsmittel. Zum dritten findet sich hier ein tiefgründiger fruchtbarer Glazialboden, entstanden vor allem aus verschwemmtem Moränenmaterial des eiszeitlichen Rhonegletschers und dem feinen Mineralschweb der Gletscherwässer.

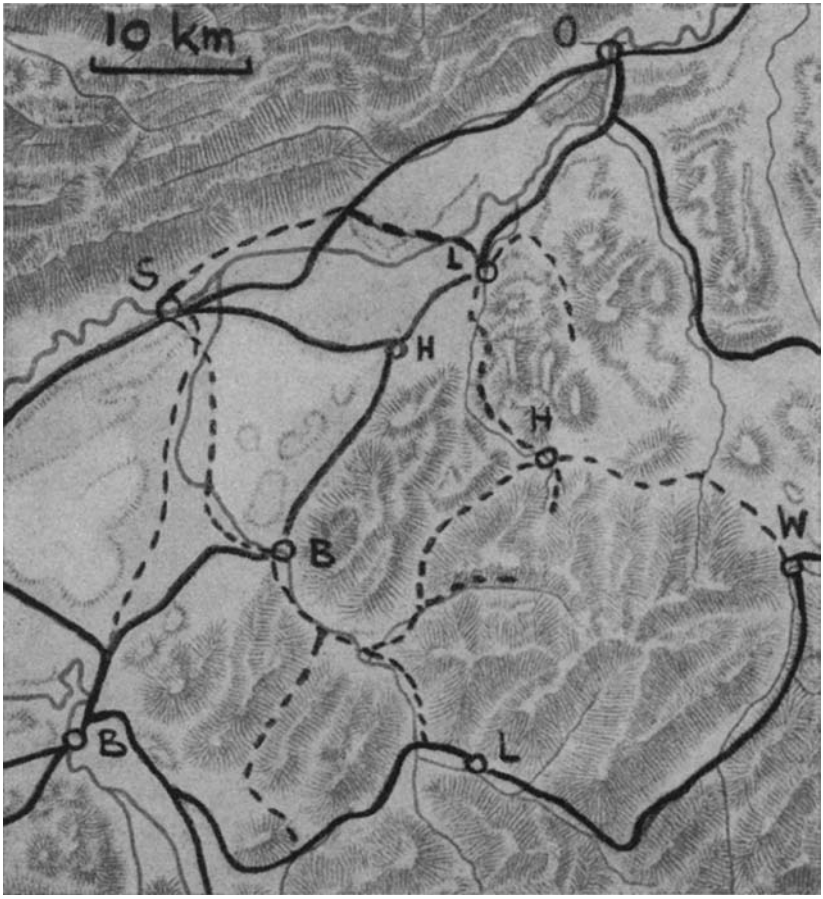
Die lebens- und landeswichtige Summe aller der genannten Teileigenschaften ergibt eine der prächtigsten *Kornkammern der Schweiz,* und das Wappen Roggwils mit drei goldenen Aehren besteht zu Recht als sprechendes Sinnbild der Gegend.

*

Im Engnis zwischen Napf und Jura (vergl. S. 30 und Fig. 43) bildet der Oberaargau den «diagonalschweizerischen Verkehrskanal.» Weitere verkehrsgünstige Grundlagen wurden in der Eiszeit gelegt: Die Gletscherflüsse sägten einerseits in die Molassetafeln die Täler, lagerten andrerseits ihren Schutt zu weiten Schotterfeldern auf.

An diese offenen Ebenen und Talungen hielten sich schon in frühen Zeiten der Geschichte die Verkehrswege. Zur Römerzeit führten Strassenzüge von der Engehalbinsel bei Bern über Herzogenbuchsee, Langenthal, Roggwil nach Vindonissa, von Aventicum dem Jurafusse nach zur Gabelung bei Niederbipp. Hier nahm die eine Strasse ebenfalls Richtung auf Vindonissa, die andere über den Obern Hauenstein gegen Augusta Raurica. Wahrscheinlich ist ferner einzusetzen ein Verbindungsstück von Langenthal nach Niederbipp, vor allem als Anschluss an die Hauensteinroute.

Die heutigen Verkehrsadern der Diagonale Rhein — Rhone verlaufen in den Hauptrichtungen wie die gescheit angelegten alten Römerrouten, am Jurafuss die nördliche, die südliche im wegsamen Plateaugürtel des Napffusses (vgl. S. 43). Diese, eine Schlagader des kontinentalen Verkehrs, ist die Hauptursache der Industrialisierung unserer Gegend, deren Entwicklung in einer steilen Bevölkerungskurve sich spiegelt. Wenn wir die ausgesprochenen Stadtämter Biel und Bern ausnehmen, ist das *Amt Aarwangen der dichtbevölkertste bernische Bezirk,* der einzige mit über 200 Menschen auf dem Quadratkilometer (Ergebnisse der Volkszählung 1950).



Mag sich das Nebeneinander von Landwirtschaft und Industrie mithin auch nachteilig auswirken, denken wir an das Auffressen guten Bodens durch die Fabriken, für die Miteinanderlebenden bringt es zweifellos innern Gewinn, vermischt extreme Gegensätze, führt zum Gespräch. Man lernt sich kennen und besser verstehen. Im oberaargauischen Menschenschlag, der zwar im einzelnen ungemein vielfältig abgestuft ist, erkennen wir immer wieder über einer erdgebunden bäuerlichen Zurückhaltung die Aufgeschlossenheit der technik- und verkehrsoffenen Landschaft.

Mundartgeographische Hinweise

Die Sprache als umfassender Ausdruck menschlichen Tuns und Denkens ist in einzigartiger Weise ein Spiegel alter oder junger Unterschiede in der menschlichen Art und Umwelt. Lokalmundartliche Verschiedenheiten weisen einmal hin auf die jahrtausendalte Grenzgegend des Oberaargaus, zum andern auf den Einfluss der benachbarten «Kantonsdialekte», also auf das jüngere Grenzland. So fällt beispielsweise auf, dass nicht selten Wort und Ton der Mundart wohl merkbar von Dorf zu Dorf sich ändern.

Gotthelf liess im «Besuch» einen kleinen Familienstreit entbrennen um die junge Frau, die von den Dörfern hinauf auf die Höfe heiratete und von dort das Wort «Chriesi» heimbrachte.[33] Das trug ihr den Spitznamen «Chriesi-Stüdi» ein, da ihr Bruder nicht begreifen konnte, dass man für «Chirsi» auch «Chriesi» sagen könnte, da «Chirsi» doch einfach «Chirsi» seien.

Auch in den Dörfern, im Oberaargau, heisst es nicht überall gleich: im östlichen Teil «Chriesi», unweit ennet der Aare im Bipperamt «Chirsi», von der Langeten-Wasserscheide gegen Westen (Oenz, Oesch) «Chirschi», in Burgdorf wieder «Chirsi». Und schliesslich hat man bereits an der oberen Dürren Roth «e Chriese».

Im untern Langetental «isch eine glouffe» (wie Luzern, Aargau), oberhalb Madiswil «glüffe» (gemeinbernische Form), im Bipperamt «gloffe» (Solothurn). — Das berühmte «jo» ist oberaargauisch nicht durchwegs dasselbe, ist gerade beim Einheimischen ein bekanntes und beliebtes Unterscheidungsmerkmal, indem es im tiefern Oberaargau ungleich geschlossener ausgesprochen wird als im obern Gebiet, im Ergebnis einer halbdurchgeführten Hiatus-Diphtongierung zu vergleichen (schneije — *schneije* — schnije; boue — *boue* — buue. Erstes Wort ganz offen, kursives Wort ganz geschlossen aussprechen).

Ausser den in Karte S. 40 verwendeten Begriffswörtern[34] wird der Oberaargau durch eine ganze Reihe weiterer solcher begrenzt. Wir führen noch an die Bezeichnung für Heuhaufen, «Birlig» und «Schöchli» (Napf-, Jura- und Emmegrenze) und den Begriff «aper», «aber», «ofer» für schneefrei (Napf-und Juragrenze).

Alle betreffen hauptsächlich *randlich* das Gebiet umfahrende Grenzen. Sie wurden bewusst nach diesem Gesichtspunkt ausgewählt, um das Bestehen einer regionalen oberaargauischen Mundart — im Rahmen des Gesamtbern-

deutschen — in einigen Beispielen streiflichtartig belegen zu können. Dasselbe gilt für die lautlichen Grenzen in Karte S. 41.

Aus der Fülle all- und altbekannter Merkmale mögen noch einige Angaben die mundartlichen Eigenheiten des Oberaargaus, vor allem gegenüber dem Emmental, beleuchten: Die vokalen Längen: Stääge fääge bi däm Rääge. Die weich anlautenden Konsonanten: gute Dag, Hüener bicke. Der Artikel vor Personennamen: dr Hans isch gange (Emmental: Hans isch gange). Der Artikel im Dativ: i ha em Aetti gseit … (Emmental: i ha Aettin gseit). — Schliesslich mögen einige Verse die Charakterisierung beleben. (Die Schreibweise lassen wir in dieser ungewöhnlichen Form, die stark den gesprochenen Lauten folgt.)

D'Langete

Wes aube ghörig räägnet
Vo Huttu bis Hüseremoos,
U iedes Grebli lätnet,
Geit d'Langete churzum los.

Si rumplet über d'Schwöue
U wirblet um Stude-n u Stöck,
U iedi nüii Wäue
Erhudlet Wehr u Blöck.

Si schiesst dürs Sagibechli,
Si brodlet am Löie verby
u blötscht a Brügg' u Dechli,
Wott gleitig bim Choufhüsli sy.

Drum loot me se de use
Dür Gass u dür Grebe-n is Hard,
U sött's is öppe grause,
Für si isch 's e luschtigi Fahrt.

René Liechti

Die Heimat Maria Wasers und die Wahlheimat von Cuno Amiet

Der Oberaargau ist nicht das Emmental mit Gotthelf, Simon Gfeller und einer Grosszahl anderer, kleinerer, aber wertvoller Erzähler, die den Begriff

ihres Landesteils geprägt und den Namen weit hinaus getragen haben. Unsere Landschaft aber wird in einer ganz seltenen Weise literarisch begrenzt: Durch das Jugendland *Gotthelfs* in der grossen Ebene um Utzenstorf und durch seine Lebenslandschaft im obern Teil der Emme, jurawärts durch *Joseph Reinhart,* der Murg zu, wie es *J. R. Meyer* sah, durch A*lbert Steffen*.

Und die bescheidene Landschaft hat doch ihre grossen Schilderer gefunden, in Maria Waser und in Cuno Amiet.

Der grosse Maler gehört mit Leben und Werk in die oberaargauische Landschaft, sie war sein bevorzugter Gegenstand, besonders auch in ihrem intimen Raum, seinem Garten, als Hintergrund seiner Blumen, Häuser und Menschen, als Vordergrund in der weiten Schau zu den Schneegipfeln. Er erzählte, wie Hodler ihn ermunterte und ermahnte, sich auch der Alpenlandschaft zu widmen.

«Ich sagte ihm, ich hätte kein Bedürfnis; hier auf der Oschwand, das ist auch etwas Schönes, das ist meine Landschaft». Wir fragten den über Neunzigjährigen, der sechs Jahrzehnte auf der Oschwand gelebt hatte, nach den Gründen, die ihn diesen und gerade diesen Ort hätten wählen lassen. In angekünstelter Mundart — die Erinnerungen liessen ihn immer wieder in herzhaftes Lachen ausbrechen — beschrieb er uns seine vorhochzeitliche Suche nach einem geeigneten, schönen Wohn- und Schaffensort. Sie führte ihn über Zürich nach Luzern, über den Brünig, den Oberländer Seen entlang und schliesslich nach Lauenen, wo er ein Haus mietete und zu bleiben gedachte. Nach kurzen Regentagen aber sagte er wieder ab und eilte heimzu.

«… Wi meh dass i gäge Hellsou zue cho bi, je meh han i pressiert — jede Mischthuufe het mi schöner tüecht als z'Louene.

Dr zuekünftig Schwoger, dr Tierarzt Morgethaler het müesse go Säuli putze uf d'Wäckerschwänd und het mi gfrogt, ob i well mitcho für ne Spaziergang z'mache.

Du sy mer düre Wald ufgange, u wo mer vor e Wald usecho sy, do hani gseit: Do gfallt's mer, do isch es schön, e herrlechi Gäget! — Mir sy natürlech is Wirtshuus, mir hei e halbe Liter bstellt — i ha zuegluegt, wie si gjasset hei. I ha dr Wirt, dr alt Schöni, gfrogt, ob ke Wohnig, es Stöckli, z'ha wär — Nei do sig nüt z'ha. Aber überobe wär e Wohnig frei. I ha sofort zuegseit. Am angere Tag bin-i se mit em Schätzeli go luege und ou ihm hets gfalle».

*

Bloss eine Wegstunde entfernt liegt das Heimatdorf Maria Wasers, Herzogenbuchsee, und die Dichterin hat ihrer bescheidenen Jugend-Landschaft für alle Zeiten einen wohlwerten Platz unter den grossen Landschafts-Poesien der Weltliteratur erworben.[35] Wir sind ihr je und je zu grossem Dank verpflichtet und verbunden. Wie hat sie einzigartig — lobend und tadelnd, immer jedoch die Sprache getragen von einer starken Zuneigung — die Heimat der Hügel und Matten geschildert. Treffend wie nirgends sonst sind bei ihr Hügelland und Ebene, Wälder und Wässermatten, Höfe und Dörfer als Charakterpunkte zum poetischen Gemälde unserer Landschaft gesetzt.

«So lag es vor mir in der Sonne, das geliebte Dorf und das geliebte Land weithin bis dort, wo das Blau des Himmels und das Blau des Berges sich zärtlich berühren …»

«Eine weite Hügelwelt ist es. Kein solches Gehüpfe von rund gehäufelten Hübeln und auch keine gächen Wände mit engen Krachen dazwischen: ein grosser grüner mehrfacher Wellenschlag der Sonne nach durchs weite Land hin, der letzte von den Alpen her mit dem Blick ins Flache. Und wenn man obendurch geht, den Höfen nach, so glaubt man, schier das halbe Schweizerland zu schauen, so weit langt der Blick von den Oltener Bergen zum Neuenburger-See, vom Jura zu den Alpen …

Und weil die Hügel alle zusammenhangen und es hier kein kleines, zerstückeltes Land gibt, nur grosse Bauernhöfe mit Feldern, die über Tal und Höhe ziehen, so ist es, als ob alles zusammengehörte …

Alles eins. Es ist, als ob die gewaltigen Aecker einander die Hand reichten, die Wässermatten, die schon mastig grün sind, wenn an andern Orten das Gras noch gelb ist, und immer noch, wenn es allenthalben schon wieder gilbet. Die grossmächtigen Kleeäcker — wenn sie blühen, spürt man den Honigruch weit herum — und die Kornfelder; wenn die Frucht reif ist und die Sonne steht darüber, so gibt es einen Schein, dass die Leute, die mit der Strasse oben durch ziehn, zündende Gesichter bekommen. Und dann die Wälder! …

Selbst die Strassen sind nicht wie an andern Orten, wo sie manchmal durchs Land aus stürmen und gewalten, als ob sie ein verlaufener Hund gebahnt oder ein gottverlassener Geometer mit dem Lineal gezogen hätte. Diese Strassen hat kein fremder Ingenieur gebaut, sondern die Bauern selber, und der grosse Jörg hat es geleitet. Deshalb gehen diese Strassen auch so einhellig mit dem Boden, in schön geschmiegten Ränken, und dabei sind sie

dermassen breit und glatt und ferm, dass es einem anmacht, darauf zu tanzen.

Auch Telegraphenstangen zugen durchs Ländchen hin, über Tal und Berg. Begreiflich, den Anschluss an die Welt wollen sie da oben nicht verpassen, und das elektrische Licht hatten die Bauern in ihren Ställen zu Zeiten, wo man sich in der Stadt noch vielerorts mit Steinöl und Gas herumquälte …

Auch die Weiler und Höfe kauern in den Hügeln herum, als ob sie zum Boden herausgeschlüpft wären und nirgends sonst sein könnten als eben grad dort, um zu zeigen, wie hilm der Erdboden da sich muldet, wie stolz und herrschelig er hier aufprotzt und mit welch samtigsimblem Rücken er dort hinten ruht …

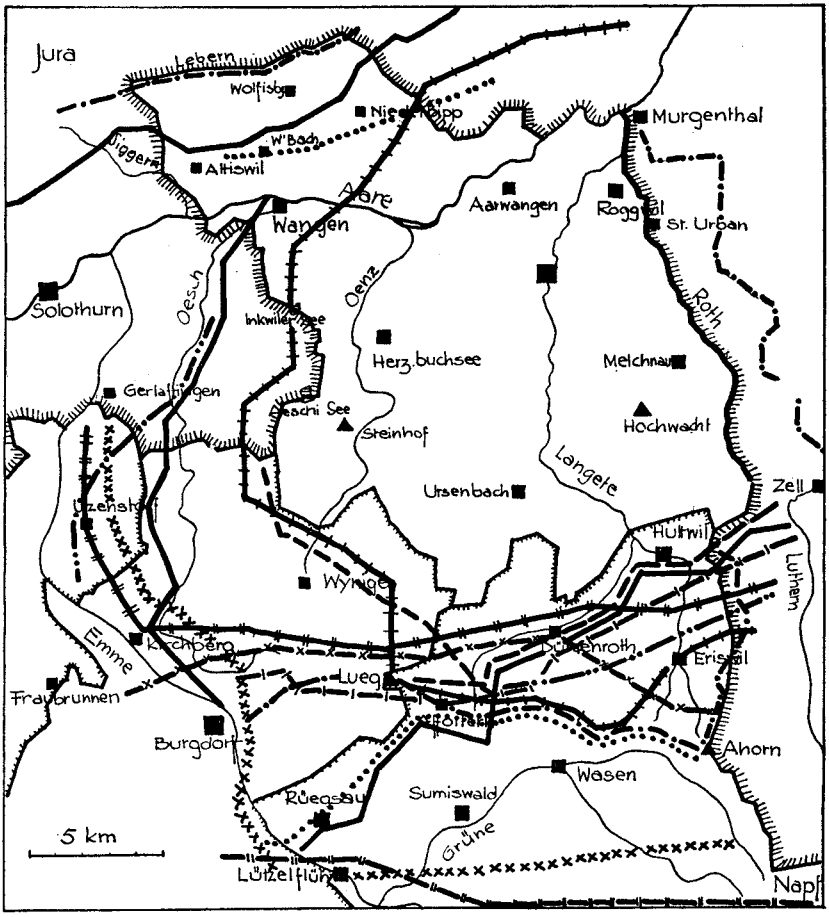
Das grosse Bauernhaus mit der Laube unter dem Bernerbogen und der gewaltigen Dachpyramide, die das Heu und die Frucht schirmt, mit der Einfahrt in den Oberstock, den weiten, heitersaubern Ställen voll prächtigen Viehs und der Wohnung …

Und allerorts auf dem Hof der grosse, kunstreich geflochtene Miststock, schmuck wie ein goldbrauner Riesenkorb, und überall vor dem Haus, nicht gar weit vom Mädchengaden, die sauber geschichtete Scheiterbeige. Kommlich wie eine Treppe.

Und von der Scheiterbeige zum Stöckli geht das Leben. Dort fängt es an, hier landet es, und zwischen drin das grosse Haus voller Kinder und voller Vieh, das grosse Werk, die grossen Schmerzen und die grossen Freuden — das wachbare Dasein.»

Zusammenfassung: Die landschaftliche Eigenart des Oberaargaus

Der Oberaargau ist einerseits, wie altbekannt, ein ausgeprägtes *Grenz- und Uebergangsland.* Und sein Charakter liegt nicht vor allem in dominierenden Zügen, die einzig in ihrer Art bloss für dieses Gebiet wären, sondern gerade im Zusammentreten und Zusammenwirken bestimmter natur- und kulturgeographischer Erscheinungen, die auch für benachbarte Gebiete Geltung haben. Ihre ganz besondere Mischung, gleichsam ihr *«Interferenz-Bild»*, ergibt die spezifisch oberaargauische Eigenart. Es handelt sich beim Oberaargau sowohl von den teilweise unsichern Begrenzungen wie den spezifischen Merkmalen aus um eine Landschaftseinheit niedrigerer Ordnung.



Synthetische Karte natur- und kulturgeographischer Grenzen um den Oberaargau.

Die eigenständige Landschaftseinheit Oberaargau spiegelt Karte S. 49. Sie soll mit ihrem Liniengewirr nicht die Einzelgrenzen nochmals zeigen, sondern als Synthese ihre Lage zu- und nebeneinander. Sie enthält eine ausgesprochene *Kernlandschaft* innerhalb einer Linie, die mit geringen Abweichungen folgenden Verlauf nimmt: Jurafuss — Oenz — Lueg — Dürrenroth — Huttwil — Roth. Anders ausgedrückt: Es gehören zum Oberaargau im Kern die Zentren Langenthal, Herzogenbuchsee, Wangen/Bipp, Huttwil und ihr Hinterland, das der beiden letztgenannten nur bedingt oder teilweise.

Denn augenfällig treten in dieser synthetischen Karte um den Kern herum recht breite *Grenzsäume*, als Uebergänge zu den Nachbargebieten, auf. Es sind vor allem nord- und südseits die zugeneigten Berghänge von Jura und Napf, die wohl zum Bild gehören, nicht aber mehr zur geographischen Landschaft gezählt werden dürfen.

Eine Erscheinung hat eindeutig Wesen und Schicksal des Oberaargaus in seiner Natur- wie der Kulturlandschaft bestimmt: Die einseitig von Süden her erfolgte Verengung der Mittelland-Mulde durch das Napfmassiv. Denn eben dieses Engnis im Napfvorland, dem Jura zu, ist der Raum des Oberaargaus.

Wir stellen im Folgenden unter einem Dutzend Punkten die Eigenheiten zusammen, die die nun in gewissen Grenzen gegebene Landschaft Oberaargau kennzeichnen:

Der Oberaargau ist *geologisch* gesehen im tiefern Teil das Endmoränengebiet des letzteiszeitlichen Rhonegletschers mit bezeichnenden Moränenbildungen, fluvioglazialen Schottern, erratischen Walliser Gesteinen. Der höhere Oberaargau ist ein vorwiegend aus homogenen Sandsteinen bestehendes Plateau, dessen verschiedene Molasse-Stufen bandartig von Südwesten nach Nordosten das Gebiet durchstreichen. Dieser höhere Landteil wird begrenzt durch die heterogen-konglomeratischen Nagelfluhbildungen des Napfs, der tiefere durch den Kalk der südlichsten Jurakette und -falte.

Wie naturgeographisch für die alpenferne Mittellandzone des Oberaargaus die Molasse-Mergel typisch sind, so kulturgeographisch deren Produkte, die kunstgeschichtlich bedeutsamen *Relief-Backsteine des Klosters St. Urban.*

Der Oberaargau ist auch *morphologisch* gesehen zweigeteilt: Der tiefere Oberaargau ist die unter 1 besprochene Landschaft mit ausgeprägtem glazialem Formenschatz: Moränenwälle, weitflächige Schotterebenen, glaziale Komplexe mit Zungenbecken als Seemulden. Das Plateau des höheren Oberaargaus ist durchzogen von Rinnen der eiszeitlichen Schmelzwasser-

flüsse, die zum Teil heute Trockentäler sind. Gegenüber den Kerbtälern des ungleich reicher zertalten Napfberglandes mit seinem Massivcharakter können die oberaargauischen Täler als Sohlentäler angesprochen werden. Sie sind relativ klein gegenüber den Tälern der Emme und des luzernisch-aargauischen Mittellandes. Der morphologische Gesamtcharakter des Oberaargaus besteht im Zusammenklang von Hügelland und Ebene, in einem ruhig bewegten Relief. Die grosszügigen weitgeschwungenen Geländelinien hat treffend Maria Waser geschildert.

Hypsographisch gesehen, d. h. von den Höhenverhältnissen aus, liegt der tiefere Oberaargau zwischen 450 m und 600 m, der höhere zwischen 500 m und 800 m, und beide liegen zwischen den Mittelgebirgs-Höhen von Jura und Napf.

Hydrographisch gesehen ist der Oberaargau eine besonders regenarme Mittellandzone. Die Flüsse sind entsprechend dem über die Täler gesagten zumeist klein, d. h. von relativ geringer Länge und geringer Wasserführung, bedingt vor allem durch den eingeengten Mittellandabschnitt (Napf!). Die Emme hat längs zum Mittelland verlaufende Zuflüsse, die luzernisch-aargauischen Flüsse sind querlaufend; der Oberaargau — im Endmoränengebiet — weist beides auf. Er unterscheidet sich, auch in der Flussdichte, vom reichverästelten radialen Flussnetz des Napfs.

Der Oberaargau ist zufolge des fruchtbaren Glazialbodens und der verkehrsoffenen Lage *wirtschaftlich* gesehen ein Gebiet, worin sich Landwirtschaft und Industrie durchdringen. Ein Spiegel der verschiedenartigen bäuerlichen Wirtschaftsformen ist das Waldbild, das grossflächige Parzellen des Gemeinde- und Staatswaldes zeigt.

Der Oberaargau ist gekennzeichnet durch recht weiträumige *Wässermatten*, das tausendjährige Werk der Mönche von St. Urban und der Talbauern. Sie stellen eine Kulturlandschaft von seltener biologischer und ästhetischer Harmonie dar.

Allgemein *kulturgeographisch* gesehen ist der Oberaargau ein Grenzland. Hier treffen alte und neue Kultur- und Konfessionsscheiden zusammen ; alt: die der Alamannen und Burgunder, die Bistümer Konstanz, Basel und Lausanne, unterer und oberer Aaregau; heute: vier Kantone und zwei Konfessionen.

Der Oberaargau ist *verkehrsgeographisch* gesehen der «diagonalschweizerische Verkehrskanal» zwischen Napf und Jura, den bereits mehrere Römer-

routen durchzogen und den heute bedeutende Verkehrslinien des Mittellandes durchziehen.

Der Oberaargau ist seiner Relief- und Bodenqualität entsprechend ein *altbesiedeltes Gebiet* mit zahlreichen Hinweisen auf Kelten, Römer und frühe Alamannen (Wil-Namen-Landschaft).

Siedelungsgeographisch gesehen ist der Oberaargau im tiefern Teil ein oft zitiertes Land der Siedelungskonzentration in Dörfern (gegenüber Emmental und Jura); im höhern Teil besteht der Uebergang von der Dorf-zur Streusiedelung.

Der Oberaargau ist zufolge seiner landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ausser den Stadtgebieten Bern und Biel der *dichtbevölkertste* bernische Landesteil.

Die oberaargauische Mundart ist ein Berndeutsch mit starker Beeinflussung durch die angrenzenden drei «Kantonsdialekte», wobei einenteils berndeutsche Besonderheiten vorliegen, andernteils gerade die eigentümliche Mischung charakteristisch ist.

Der Oberaargau ist schliesslich die Heimatlandschaft *Maria Wasers* und die Wahlheimat von *Cuno Amiet*, und beide Künstler haben ihn zu einer höhern geistigen Heimat erhoben, mit der Feder die geliebte Landschaft, mit dem Pinsel die erwählte Landschaft.

Anmerkungen und Literatur-Nachweise

[1] Windler H., Zur Methodik der geographischen Grenzziehung. Geogr. Helv. 3, Zürich 1954.

[2] «Bund» Nr. 337 vom 11. August 1959.

[3] v. Mülinen E. F. und W. F., Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern. Hft. 5: Der Oberaargau. Bern 1890.

[4] Oberaargau und Unteremmental. Band 245—247 der «Europäischen Wanderbilder». Zürich 1895.

[5] Walser H., Dörfer und Einzelhöfe zwischen Jura und Alpen. Neujahrsblatt Lit. Ges. Bern 1900.

[6] Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1905.

[7] Schedler R., Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental. Bern 1925.

[8] Friedli Em., Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Bd. VI: Aarwangen. Bern 1925.

[9] Bd. III, St. Gallen 1938.

[10] Meyer J. R., zit. in der genannten Arbeit «Jahrbuch des Oberaargaus» 1958.

[11] Meyer J. R., Langenthal. Berner Heimatbücher. Bern 1958.

[12] Wälti H., Die Schweiz in Lebensbildern. Bd. IV Bern. Aarau o. J.
[13] Nussbaum F., Heimatkunde des Kantons Bern, 1944.
[14] Kaeser W., Geographie des Kantons Bern. Bern 1954.
[15] Ramseyer F., Wanderbuch Oberaargau. Bern 1956.
[16] Verfasser, Landschaft und Menschen im Oberaargau. Jahrbuch Oberaargau 1958.
[17] Vom Verfasser zusammengestellt: Das Dorf und seine Landschaft als heimatlicher Wohnraum — Gabe und Aufgabe. Führer der heimatkundlichen Jubiläums-Ausstellung 1100 Jahre Langenthal, 1961.
[18] Verfasser, Jura — Stil der Landschaft in Geographie und Poesie. Ob. Jahrb. 1960.
[19] Geologische Generalkarte der Schweiz. Blatt II, Basel—Bern.
[20] Gerber Ed., Ueber die diluvialen Torflager (Schieferkohle) von Gondiswil—Zell. Mitt. Natf. Ges. Bern 1918.
Frey Osk., Talbildung und glaziale Ablagerungen zwischen Emme und Reuss. Diss. Zürich 1906.
Dazu die demnächst erscheinende Zürcher Diss. von *H. Zimmermann* über «Probleme der Eiszeit im westlichen zentralen Mittelland».
[21] Penck A. und Brückner E., Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1901—1908.
[22] Nussbaum F., Das Endmoränengebiet des Rhonegletschers von Wangen a. A. Mitt. Natf. Ges. Bern 1910.
[23] Widmer O., Droben stehet die Kapelle (Geschichtliches vom Steinhof). Vervielf. 1934.
[24] Nussbaum F., Die Landschaften des bernischen Mittellandes. Bern 1912.
[25] Jeremias Gotthelf, Die Wassernot im Emmental.
[26] Die Werte stammen aus: Uttinger H., Die Niederschlagsmengen der Schweiz. Zürich 1949; teilweise aus neuern Untersuchungen des Verfassers.
[27] Bestimmung der Flussdichte anhand der Landeskarte 50 000, Blätter Willisau und Solothurn.
[28] Meyer P., Das Piceeto-Abietetum Praealpinum – im schweizerischen Mittelland. Vegetatio VIII. Den Haag 1954.
[29] Zollinger K., Das Wasserrecht der Langeten. Diss. Bern 1906.
Bieri W., Die Wässermatten von Langenthal. Mitt. Natf. Ges. Bern 1949.
[30] Zinsli P., Die Orts- und Flurnamensammlung des Kantons Bern und ihre Probleme. Schulpraxis 9, Bern 1961.
[31] Verfasser, Die Landschaft im Lichte der Flurnamen. Langenthaler Heimatblätter 1961.
[32] Jahresbericht Schweiz. Ges. für Urgeschichte XIV, 1947.
[33] Baumgartner H., Stadtmundart. Stadt- und Landmundart. Bern 1940.
[34] Zinsli P., Berndeutsche Mundart. Zur räumlichen Gliederung des Berndeutschen. Berner Staatsbuch 1957.
[35] Maria Waser, Land unter Sternen. Stuttgart 1930.
[36] Zopfi Fritz, Zur Siedelungsgeschichte (des Emmentals). In «Das Emmental», Beiträge zu einer Heimatkunde. Langnau 1954.
[37] Flatt K. H., Oberaargauer Verkehrswege in Vergangenheit und Zukunft. Wiedlisbacher Kurier Nr. 4, August 1961.

DIE AUTOBAHN IM BIPPERAMT

GOTTFRIED BACHMANN

Unsere Strassen entsprechen nicht mehr überall den Anforderungen des heutigen Verkehrs. Zwei Gründe bilden vor allem die Hauptursache für dieses Ungenügen:

1. Grund: Die Strassen entstanden zur Zeit der Postkutsche. Ihre Anlage entspricht den Forderungen des Pferdefuhrwerkes. Sie führt vom Zentrum der einen Ortschaft zum Zentrum der andern. Sie nimmt Rücksicht auf wichtige Marchsteine und Bäume (durch enge Kurve, deren Ursache heute oft nicht mehr vorhanden ist!). Kurz: Das heutige Strassennetz entspricht in grossen Teilen noch nicht den Bedürfnissen des modernen Verkehrsmittels, des Autos.

2. Grund: Die stürmische Zunahme des Motorfahrzeugbestandes hat alle Voraussagen weit überflügelt. Der Strassenbau konnte nicht Schritt halten und hinkt beträchtlich hinten nach. Während das heutige schweizerische Strassennetz sich in der Länge der Hauptzüge gegenüber dem vor 50 Jahren kaum wesentlich unterscheidet, ist die Zahl der Motorfahrzeuge von 7942 im Jahre 1910 auf 865 106 im Jahre 1960 gestiegen. Und binnen kurzem ist die Million Motorfahrzeuge in der Schweiz erreicht.

Das Resultat dieses Missverhältnisses zwischen der vorhandenen Verkehrsfläche und dem heutigen Verkehrsbedürfnis zeigt sich in der Zahl der Unfälle. 1961 wurden in der Schweiz 53 501 Unfälle registriert mit 36 244 Verletzten und 1404 Toten. Seit 1900 haben in der Schweiz 28 637 Menschen auf der Strasse ihr Leben verloren.

Diese paar Zahlen zeigen deutlich, dass die Strassen dem Verkehrsbedürfnis angepasst werden müssen. Da in unserem Staate die Strassenhoheit Sache der Kantone war, konnte ein übergeordnetes Strassennetz nicht verwirklicht werden, ehe die bestehenden Strassen zum mindesten staubfrei waren.

Am 6. Juni 1958 hat das Schweizervolk durch die Annahme eines zusätzlichen Verfassungsartikels den Bund beauftragt, das sog. Nationalstrassen-

netz zu schaffen. Damit ging ein Teil der Strassenhoheit in die Hände des Bundes über.

Das von der Bundesversammlung beschlossene Nationalstrassennetz weist eine Länge von rund 1830 km auf. Es setzt sich zusammen aus 740 km Autobahnen (Nat. Str. 1. Klasse), 590 km Autostrassen (Nat. Str. 2. Klasse), 440 km Fernverkehrsstrassen (Nat. Str. 3. Klasse) und 60 km Expressstrassen (städtische Nationalstrassen).

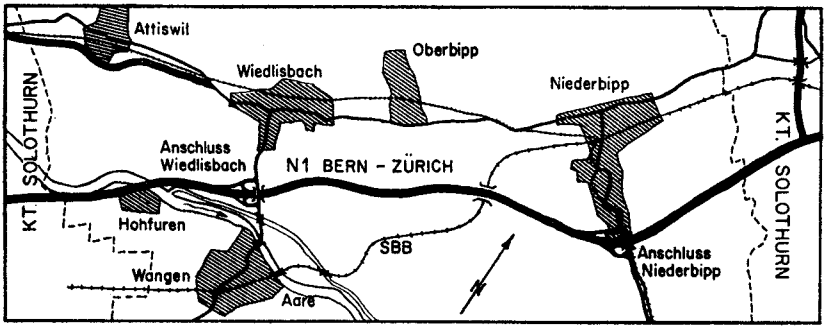
Davon entfallen auf den Kanton Bern 240 km oder rund 13% des gesamten Netzes. Die Erstellung der Nationalstrassen untersteht direkt dem Kantonsoberingenieur. Den Kreisoberingenieuren kann diese Mehrbelastung nicht zugemutet werden. Dem kantonalen Tiefbauamt wurden deshalb noch zwei Büros angegliedert. Für die Planung und Projektierung ist das «Büro für Strassenplanung» zuständig. Aufgaben, die mit dem Bau zusammenhangen, werden durch das «Büro für Autobahnbau» ausgeführt. Dieses ist dann auch verantwortlich für den spätem Unterhalt des Werkes.

Die wichtigste Nationalstrasse im Kanton Bern ist die Teilstrecke der N1, von Genf über Lausanne, Bern, Zürich nach St. Margrethen. Von Genf bis Egerkingen bildet sie ein Teilstück der von der UNO bezeichneten Europastrasse E4 (Lissabon — Barcelona — Genf — Bern — Basel — Hamburg — Kopenhagen — Stockholm), der sog. Vogelfluglinie. Der erste Abschnitt der N1 im Kanton Bern, die «Grauholzstrasse», steht seit dem 10. Mai 1962 unter Verkehr. Der zweite Abschnitt, Schönbühl bis Rüdtligen, ist im Bau. Wenn alles gut geht, soll er gegen Ende 1963 eröffnet werden können. Auf dem dritten Abschnitt, Rüdtligen bis Kantonsgrenze bei Koppigen, wurde mit dem Bau begonnen. Im folgenden solothurnischen Abschnitt wurden die Arbeiten im Herbst 1962 aufgenommen.

Die Autobahn im Bipperamt bildet den letzten bernischen Abschnitt der N1 gegen Norden. Westlich von Wangen a. A. betritt die Nationalstrasse wieder bernischen Boden. Sie folgt der Aare, um den Fluss oberhalb der Wehranlage bei Hohfuhren zu queren. Entlang dem Steilhang nördlich des Aarekanals schwingt sich das Trasse ins Wiedlisbach-Moos und steigt anschliessend, unter Umgehung der Schiessanlage, auf das Plateau des Bipperamtes. In der Gemeinde Oberbipp schmiegt sich die Autobahn an den Plateaurand. Südlich von Ränkholz überquert sie die SBB-Linie. In einem weiten Bogen umfährt sie das Dorf Niederbipp, um in der Walksmatte den Kanton Bern endgültig zu verlassen.

Im Wiedlisbach-Moos liegt der Anschluss «Wiedlisbach». Sein Einzugsgebiet reicht dank dem Ausbau der Jurafuss-Strasse (Umfahrung Flumenthal und Attiswil, Attisholz, Feldbrunnen!) bis an den Ostrand der Stadt Solothurn. Dazu werden neben Wangen a. A. auch Herzogenbuchsee und sein Hinterland angeschlossen. In diesem Zusammenhang wird vom Kanton die Umfahrung von Wiedlisbach und Wangen studiert.

N 1 AUTOBAHN BERN - ZÜRICH
im Bipperamt



Zwischen Scharnageln und Holzhäusern liegt der Anschluss «Niederbipp». Er dient dem Verkehr aus Langenthal und seinem Hinterland. Zudem erreicht hier der Verkehr aus dem Bipperamt nach Osten und Norden die Autobahn.

Beide Anschlüsse weisen die Form eines halben Kleeblattes auf. Das generelle Projekt im Massstab 1:5000 wurde vom 17. Januar bis 7. Februar 1959 in den Gemeinden öffentlich aufgelegt. Vorgängig wurde mit den Gemeinden und ihren Behörden Besprechungen zur Festlegung des Trasses abgehalten. Während der Auflagefrist wurden 5 Einsprachen eingereicht. Anlässlich der Einspracheverhandlungen konnten drei zurückgezogen werden. Die beiden Gemeindeeinsprachen mussten, da öffentlich-rechtlich unbegründet, abgelehnt werden. Ihren Argumenten wird jedoch im Güterzusammenlegungsverfahren weitgehend Rechnung getragen.

Vom 27. September bis 27. Oktober 1962 wurde das Detailprojekt im Massstab 1:1000 öffentlich aufgelegt. Diese Auflage schafft die rechtlichen Grundlagen für den Bau.

Der Bau des Abschnittes beginnt im Winter 1962/63. Als erste Arbeit wird die Aarebrücke oberhalb Hohfuhren in Angriff genommen. Der Autobahnbau sieht in der Regel eine dreijährige Bauzeit vor. Im ersten Jahr werden die Kunstbauten, die Ueber- und Unterführungen, die Kanalisationen und Flurweganpassungen erstellt. Im zweiten Jahr erfolgen die grossen Erdbewegungen mit den Maschinen. Das dritte Jahr bringt den Belagseinbau und die Umgebungsarbeiten. Diese Regel kann durch ungünstige Witterung und durch verschiedene Erschwernisse durchbrochen werden. Wenn aber einmal die Erdarbeiten richtig einsetzen, dann dürfte das Ende der Arbeit in die Nähe rücken.

Neben den Arbeiten an der Autobahn werden die Arbeiten der Güterzusammenlegungen in Wiedlisbach/Wangen, Oberbipp und Niederbipp durchgeführt. Damit wird verhindert, dass die neue Autobahn Bewirtschaftungsparzellen zerschneidet. Alle Parzellen und das gesamte Flurwegnetz werden der Autobahn angepasst. Die Bewirtschaftung des Kulturlandes wird rationeller gestaltet.

Die Arbeiten an der Autobahn im Bipperamt haben begonnen. Wenn alles gut geht, sollen sie 1965 beendet werden. Dann hoffen wir, dass das grosse Werk dem ganzen Amte zu Segen und Nutzen dienen kann.

ARBEITSTAGUNG FÜR LANDESFORSCHUNG IM EMMENTAL UND OBERAARGAU

KARL H. FLATT

«Das Berner Jubiläum 1953 mit den regionalen Ausstellungen, die 700-Jahrfeiern der Städtchen Wiedlisbach und Wangen und nicht zuletzt die vor kurzem durchgeführte 1100-Jahrfeier Langenthals haben die heimatkundliche Forschung erfreulich geweckt und gefördert. Neben verschiedenen andern Publikationen ist das Jahrbuch des Oberaargaus eine Frucht davon.

So war denn auch der ersten Arbeitstagung für Forschung über Burgdorf und das Emmental im September 1959 dank trefflicher Organisation durch die burgerliche Archivkommission und dank grosser Beteiligung ein voller Erfolg beschieden.»

Mit diesen Worten hat die Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau den Gedanken wieder aufgenommen und zur zweiten Arbeitstagung für Landesforschung in Emmental und Oberaargau eingeladen. Eine grosse Zahl von Geschichtsfreunden hat der Einladung am 2. Juni Folge geleistet und sich in Wangen a. A. eingefunden. Unter ihnen seien besonders die Herren Regierungsrat Fritz Moser, Regierungsstatthalter Zeller, die Behördendelegation von Wangen, die Vertreter der bernischen Kunstdenkmälerinventarisation, der solothurnischen Denkmalpflege, der Staatsarchive und historischen Vereine Bern und Solothurn, der Universitätsbibliothek Bern, des Rittersaalvereins Burgdorf und des Heimatschutzes erwähnt.

Der Vormittag war vor allem Darlegungen auswärtiger Forscher über das obere Aaregebiet im Frühmittelalter gewidmet. (Vgl. den folgenden Bericht.) Nach geselligem Mittagsmahl kamen die einheimischen Geschichtsforscher von Stadt und Land zu Wort. Dr. Max Jufer, Langenthal, berichtete über die von der Gemeinde so reichlich dotierte, zur Heimatforschung geschaffene Arbeitsstätte in Langenthal. Von hydrologisch-meteorologischen Untersuchungen im Langetental handelte Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, damit ein Licht auf die naturkundliche Seite werfend. Es folgte ein Referat von Dr. h. c. Walter Flükiger, Koppigen, über die bisherige urgeschichtliche Erforschung des Burgäschisees, der sogar im Ausland als Fundstätte einen

guten Ruf besitzt. Auf der Rappenfluh bei Oberburg konnten — entgegen der Erwartung — nicht mittelalterliche Funde, sondern vor allem solche der prähistorischen Zeit geborgen werden. Ulrich Ruch aus Burgdorf schilderte uns die betr. Kampagne junger einheimischer Archäologen.

Eine sorgfältige Untersuchung des typologisch bedeutsamen Wehrturms der Ruine Rorberg bei Rohrbach legte Prof. Paul Hofer, Bern, den Zuhörern nahe. Wir werden eine solche zu gegebener Zeit gerne unterstützen, ist doch die Burgenarchäologie ein neues wirksames Instrument zur Erhellung der heimatlichen Geschichte. Glanzpunkte der Darbietungen waren die Referate der Herren Alfred Bärtschi, Burgdorf, und Walter Marti, Oberburg. Führte uns der eine in humorvoller Art und beinah gotthelfscher Sprache Sorgen und Nöte einer Gemeinde in der Helvetik vor Augen, so breitete der andere in ebenso unnachahmlicher Weise eine Fülle von Briefstellen aus der Sonderbundszeit vor uns aus. Eine beschwingte Note war damit ins Gespräch gekommen, als Dr. Luc Mojon, Bern, zum Abschluss in Wort und Bild uns die Taufsteine aus Emmental und Oberaargau, eine erstaunlich vielfältige Folge von Kunstwerken aus vielen Jahrhunderten, vorführte. Reicher Beifall dankte allen Referenten.

Nach einem kurzen Stadtrundgang und Besuch einer historischen Ausstellung im altehrwürdigen Gemeindehaus zu Wangen brach eine grosse Schar Unentwegter zum zweiten Teil nach Wiedlisbach auf. Das Kornhausmuseum gab einen prächtigen Rahmen für eine fröhliche Tafelrunde; der Hausherr, Dr. Robert Obrecht, liess es an trefflicher Labung nicht fehlen, und die Herren Sergius Golowin, Burgdorf, und Johann Haas aus Bern würzten das Mahl mit sinnigen und launigen Worten. Die Tagung fand damit einen netten Abschluss, umsomehr als wir uns schon auf die dritte Zusammenkunft, im Herbst 1965, wiederum in Burgdorf, freuen können.

Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter

Einleitung

Das frühe Mittelalter stellt in der Landesforschung ganz allgemein noch ein dunkles Feld dar. Die ur- und frühgeschichtliche Forschung hat wesentliche Zeiträume vorher erhellt und erfreut sich heute grosser Beliebtheit. Sehr wertvolle Ergebnisse hat z. B. die römische Provinzialarchäologie gezeitigt. Nur das Frühmittelalter ist eine weithin unbekannte Zwischenzeit

geblieben, zu deren Erforschung es des Zusammenwirkens der verschiedensten Wissenschaften bedarf.

Einmal sind die schriftlichen Quellen vor dem Jahre 1000 sehr spärlich. Sie beleuchten nur ausgewählte Gegenden, werfen nur ein paar Streiflichter. Andererseits beginnt sich die archäologische Forschung erst heute so recht für das Mittelalter zu interessieren, wo einzig noch vom Spaten grundlegend neue Ergebnisse zu erhoffen sind.

Dazu kommt im Kanton Bern die Tatsache, dass das alte Bern, das glanzvolle Ancien Régime, fast das ganze Blickfeld beherrscht, dass viele auch das Mittelalter als eine katholische Zeit ablehnen. Diese Einstellung hat sich z. B. bei der Frage der Erhaltung der Columbankapelle Faulensee in für das 20 Jh. grotesker Art gezeigt. Und doch ist das Kunstwerk des bernischen Stadtstaates, insbesondere seine Verfassung und sein Territorium, ohne die mittelalterlichen Grundlagen nicht denk- oder erklärbar. Da der Oberaargau vom ganzen Berner Land den besten Quellenstand für das frühe Mittelalter besitzt, ist es an unserem Landesteil, auch in der Forschung voranzugehen.

Geschichtlicher Ueberblick

BERNHARD STETTLER

Zur Römerzeit befand sich der Obere Aareraum — wir verstehen darunter das Gebiet zwischen Jura und Alpen vom Engpass bei Olten im Osten bis zum Grossen Moos im Westen — gleichsam im Schatten der vom Fernverkehr umgangenen Zentralalpen. Neben dem Wallis und der Westschweiz, neben dem Hochrheingebiet, der Ostschweiz und Rätien war er ein Nebengebiet, das nur in seinem nördlichen Teil an der Strasse entlang dem Jurafuss (Aventicum — Petinesca — Salodurum — Augusta Raurica) vom römischen Kulturstrom direkt berührt wurde. Immerhin, ein Abglanz davon ist auch im übrigen Gebiet zu erkennen: die Funde von Villen und Kultstätten im Aaretal (wie etwa Münsingen, Muri und Allmendingen bei Thun) und einer Siedlung auf der Engehalbinsel bei Bern (mit ihren Töpfereien, ihrem Amphitheater sicher ein regionaler Mittelpunkt) bezeugen, dass man auch dort teil hatte am Wohlstand, dessen sich die Provinzen des Reiches im 2. Jh. n. Chr. erfreuten.

Allein, schon vor Ende des 3. Jh. verschwindet die Siedlung Bern-Engehalbinsel, und zwar so gründlich, dass wir heute ihren Namen nicht mehr

kennen und sogar der Siedlungsplatz — er war zu Wald geworden — bis ins 18. Jh. vergessen blieb; von den Villen oberhalb Bern aber reichen die Funde nicht weiter als bis zum Anfang des 4. Jh.

Früher als in Gebieten, die den Alemannen weit mehr ausgesetzt waren (Hochrhein, Ostschweiz, Bodensee) verschwinden im Aareraum oberhalb Bern die Spuren antik-urbaner Kultur. Kriegerische Heimsuchungen können also nicht Hauptgrund gewesen sein; vielmehr scheint es, der allgemeine wirtschaftliche Rückgang habe dieses Nebengebiet besonders stark betroffen. Extreme Lagen wurden damals aufgelassen, und es erfolgte ein Rückzug in den Bereich der römischen Zentren und Hauptverkehrswege. Im Oberen Aareraum bedeutete dies Zusammenzug auf Stadt und Stadtgebiet Solothurn (Kastell aus dem 4. Jh.).

*

Unter dem Namen *«Alemannen»* vernehmen wir im 4. Jh. nichts von einem Volk ohne Raum, das mit zielgerichtetem Eroberungswillen seine Angriffe gegen das Römische Imperium gerichtet hätte, sondern es treten Kriegerscharen auf, die in Kampfeslust und Beutegier — aber keineswegs in unversöhnlicher Feindschaft — die Grenzgebiete heimsuchten, so auch das schweizerische Mittelland.

Entscheidende Vorgänge aber — quellenmässig ungleich weniger ergiebig — spielten sich auf anderer Ebene ab. Bereits im 4. Jh. wurden Alemannen ins römische Heer aufgenommen, und im Elsass werden «barbari» genannt, aus deren Ernten Kaiser Julianus seine Truppen versorgt habe. Gegen Ende des 5. Jh. zog sich die Schicht der römischen Grundbesitzer aus dem Gebiet der mittleren Donau nach Italien zurück, und für Ordnung und Sicherheit sorgten fortan barbarische Herren allein und auf ihre Art; ähnliches mag sich am Rhein zugetragen haben.

Im westlichen Mittelland verliefen die Dinge anders. Um die Mitte des 5. Jh. wurden durch den römischen Feldherrn Aetius *Burgunder* im Gebiet um Genf angesiedelt. Wer die Burgunder waren, wissen wir nicht genau: sicher keine Volksmasse auf der Suche nach Siedlungsraum — wahrscheinlich eine Gruppe von Kriegern mit ihren Angehörigen. Die Zugezogenen schützten die spätantik-römische Ordnung, wie sie noch verkörpert wurde durch den senatorialen Adel, und fügten sich ihr weitgehend ein. Für die römischen Grundbesitzer war der «König der Burgunder» bloss Heermeister

und Schutzherr. Was als «regnum Burgundiae» sich schliesslich vom Gebiet um Lyon bis in die Westschweiz erstreckte, war nicht ein burgundisches Königreich, sondern die Herrschaft der Burgunder in engster Anlehnung ans Vorhandene. Noch im 6. Jh. lernen wir einen dieser spätrömischen Grundbesitzer kennen, den Chronisten Marius von Avenches: aus Autun gebürtig, begütert in Dijon und Payerne, Bischof in Avenches und Lausanne.

In welchem Umfang zu dieser Zeit Burgunder in der Westschweiz gesiedelt haben, ist schwer zu sagen. Grabfunde aus der Frühzeit sind spärlich; dass aber die Orte mit Namen auf Endung -ens auf diese Zeit zurückgehen, ist unwahrscheinlich.

Soviel halten wir fest: Der Obere Aareraum, ein weitgehend aufgelassenes Nebengebiet, befand sich in der Zeit um 500 zwischen einem Westen, wo sich die spätantiken Verhältnisse ziemlich ungestört fortbildeten, und einem Osten, da alles im Umbruch begriffen war. Wenn 517 auf dem Konzil von Epao bei Vienne ein Bischof von Windisch erscheint, ist das ein Beweis weder für burgundische Besiedelung noch burgundische Herrschaft; doch geht daraus hervor, dass noch im 6. Jh. das Mittelland bis über den Oberen Aareraum hinaus in seinen Geschicken von Westen her bestimmt war.

534 unterwarfen die fränkischen Könige *(Merowinger)* die Burgunder ihrer Oberherrschaft. Fortan war das Gebiet der Westschweiz als «pagus Ultraioranus» ein Anhängsel des fränkischen Teilreichs Burgund, und merowingische Könige hielten das «regnum Burgundiae» inne; einen König der Burgunder gab es nicht mehr. Zur führenden Schicht gehörten neben Burgundern und Romanen nun auch Franken; die Masse des Volkes aber erscheint nur ganz selten: es sind die «pauperes», über deren volksmässige Zugehörigkeit wir nichts wissen.

Um viel mehr als einen Herrschaftswechsel ging es damals nicht. Die Franken wie die Burgunder hatten als Kriegsherren die spätantik-römischen Verhältnisse so wenig verändert, dass bei beiden die Glieder des senatorialen Adels als Grundbesitzer, Bischöfe und Würdenträger im öffentlichen Leben von hoher Bedeutung geblieben waren; durch Verwandtschaften und Besitzstand aber hatte dieser Adel das Gebiet von Gallien bis in die Westschweiz auch zur Zeit der Burgunderherrschaft verbunden gehalten.

Auch im Bereich der Alemannen bedeutete der Beginn der Merowingerherrschaft keine Wende. Theoderich hatte 496 Chlodwig zu seinem Alemannensieg beglückwünscht, ihm aber gleichzeitig angedeutet, dass sich die Besiegten in seinen Schutz zurückgezogen hätten. 537, in der Zeit, da das

Ostgotenreich seine Geltung mehr und mehr verlor, ging diese Oberherrschaft an die Merowinger über. Von ihren Eingriffen vernehmen wir wenig; dagegen werden Alemannenscharen erwähnt, die sich an Heerzügen der Merowingerkönige beteiligten.

Um die Wende vom 6. zum 7. Jh. spielte sich in der *Siedlungsgeschichte* Entscheidendes ab. Im ganzen Alpenvorland mehren sich die Grabfunde: innerhalb des Oberen Aareraums am Jurafuss, doch auch — was viel bemerkenswerter ist — in jenen Gebieten, in denen zu Beginn des 4. Jh. die Funde ausgesetzt hatten. Das Siedlungsgebiet der Römerzeit scheint damals — freilich unter ganz neuen Umständen — weitgehend wieder aufgenommen worden zu sein (Elisried!).

Auf die Frage, wer diesen Zuwachs gestellt habe, können wir nur eine grundsätzliche Antwort geben: die auffällige Bevölkerungsvermehrung nördlich des Rheins und im Gebiet der Ostschweiz (z. B. Bülach) nebst der Tatsache der Deutschsprachigkeit des Oberen Aareraums weisen nach dem alemannischen Bereich. Im Einzelnen für die Merowingerzeit scharfe Volksgrenzen festzulegen, etwa auf Grund von Fundmaterialien, die einer bestimmten Volksgruppe zugeschrieben werden, oder von Ortsnamen, die grösstenteils erst Jahrhunderte später urkundlich fassbar sind, ist fragwürdig. Der Bericht aber vom Erfolg der Alemannen über die «Transjorani» im Treffen bei Wangas um 610 ist für uns noch voll von ungelösten Problemen. Bei der Auswertung von formenkundlichen und sprachlichen Tatbeständen oder vereinzelten Nachrichten dürfen wir unsere Kenntnisse von jener Zeit nicht überschätzen und müssen anderseits bedenken, dass wir über die lokalen Verhältnisse im allgemeinen erst vom 13. Jh. weg Genaueres wissen, dass aber die uns unbekannten Umwandlungen der sechs Jahrhunderte dazwischen nicht unterschätzt werden dürfen. Es fehlt z. B. nicht an Anzeichen, dass alemannische Siedler einst noch bedeutend über die heutige Sprachgrenze hinaus nach Westen vorgestossen seien, und solange nicht schlüssig bewiesen ist, dass die Ortsnamen auf Endung -ens burgundisch sind, darf diese Möglichkeit zum mindesten nicht ausgeschlossen werden.

Eines halten wir fest: seit dem 7. Jh. ist das schweizerische Mittelland wieder als ein geschlossener Siedlungsraum bezeugt. Freilich mit einem Kulturgefälle von Westen nach Nordosten, wie dies deutlich wird etwa aus dem Vergleich von Grabbeigaben (die besonders reichen Gürtelschnallen westlicher Herkunft z. B. brechen in scharfer Begrenzung ab östlich der Linie Solothurn — Bern — Rubigen) oder der fränkischen und burgundischen

Gesetze mit dem Pactus Alamannorum. Den Ausgleich für den Nordosten brachte erst das frühe 8. Jh. durch Klostergründungen vom Elsass und von Churrätien her, und besonders die *Karolingerzeit*, in der nun auch die alemannische Oberschicht in den fränkischen Reichsadel einbezogen wurde. Sankt Galler-Urkunden beleuchten die Lage des Oberen Aareraumes bis in die Gegend von Burgdorf und Worb.

Seit der Mitte des 9. Jh. haben Vertreter eines fränkischen Reichsadelsgeschlechts, der Welfen, vom westschweizerischen Alpenvorland aus (Saint-Maurice, Lausanne) eine neue Herrschaft begründet. Aus bestehenden Verflechtungen — selber begütert im Bodenseegebiet und an der Seine, waren die Welfen verschwägert mit den Etichonen (Elsass), den Bosoniden (Rhonegebiet, Lothringen) und den Hunfridingern (Alemannien, Italien) — wurde etwas Neues herausgelöst: das *Königreich Hochburgund* (888), dessen Strukturen fortbestanden, auch nachdem es 1032 ans Reich zurückfiel.

Es stellt sich noch die Frage nach der Christianisierung. Aus schriftlichen Quellen und archäologischen Funden geht hervor, dass *spätantikes Christentum* in Solothurn fortlebte ohne Unterbruch; sonst aber finden sich im Oberen Aareraum erst im 8. Jh. eindeutige Zeugnisse für den christlichen Glauben: die Kirchenbauten von Zuchwil, Messen, Spiez und anderswo.

Dies ist kein Beweis für besonders späte Christianisierung. Aus Konzilsbeschlüssen und besonders den Briefen des Bonifaz geht unmissverständlich hervor, dass wir mit einer langen und wechselvollen *Uebergangszeit* zu rechnen haben und uns nicht einen Bekehrungsakt vorstellen dürfen, wie er uns aus den Viten der Glaubensboten bekannt ist. In der Umgebung von Solothurn, aber auch im Aaretal (Grabfunde aus dem 7. Jh. mit christlichen Symbolen z. B. in Rubigen) werden heidnische Zuwanderer mit dem Neuen in Berührung gekommen sein, lange bevor sie Kirchen errichtet haben. Diese Bauten aber, in deren Grundriss zuweilen die Stifter (?) ihr Grab einbeziehen liessen (z. B. Einigen), sind ihrerseits noch keineswegs Zeugnis für das, was wir uns heute als «christlich» vorstellen: weltliche Grosse liessen sich für den Glauben gewinnen und bewogen ihre Umgebung zur Taufe.

Von einem *Glaubensboten*, der den Oberen Aareraum aufgesucht hätte, hören wir erst im Spätmittelalter. Als sich das Bernerland seiner Eigenständigkeit bewusst worden war, hat man — aus dem Bedürfnis nach direktem apostolischem Anschluss — einen eigenen Glaubensboten gefunden, den Hl. Beatus, der als Jünger Petri schliesslich selbst einen Hl. Gallus zu über-

treffen vermochte: im 16. Jh. ist er als «Apostel des Schweizerlandes» (Canisius) dargestellt worden.

Eine *kirchliche Einteilung* mit eindeutigen Abgrenzungen (Aarelauf als Bistumsgrenze) war erst zu verwirklichen zu einer Zeit, da von gefestigten Zentren her (Lausanne und Konstanz) Ansätze verschiedenster Art zu einer einheitlichen Ordnung zusammengefasst werden konnten; und dies kann nicht vor der Karolingerzeit begonnen haben.

Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder

NACH RUDOLF MOOSBRUGGER

Im Unterschied zu Gallien und dem Donauraum war die Schweiz in spätrömischer Zeit stark befestigt, weil hier die wichtigste und letzte Heerstrasse nördlich der Alpen durchzog. So war die ganze Rheinlinie von Arbon bis Basel mit unzähligen Warten und Kastellen gesichert. Aber auch in der Tiefenstaffelung finden wir Festungen wie Windisch, Zürich, Olten, Solothurn, Yverdon, Lausanne und Genf.

Seit Kaiser Constantin war das römische Heer zweigeteilt in mobile Truppen und Besatzungen oder Grenzschutz. Heermeister Stilicho zog denn auch um 401 nur die mobilen Truppen zum Schutz Italiens aus der Schweiz ab, während die Besatzungen weiterhin hier blieben. Die vielen Warten wurden zwar damals aufgegeben, die Truppen und die Bevölkerung aber in den Kastellen konzentriert. Hier wohnten denn auch fortan die einheimischen Romanen, deren Bedeutung man bis anhin unterschätzt hat, die aber für die Kontinuität des Christentums hoch bedeutsam waren. «Nach meinem Dafürhalten gehören die Träger der Danielschnallen mit christlichen Symbolen dieser Volksgruppe an.»

Basel und Augst wirkten lange Zeit als Sperriegel gegen die andrängenden Alemannen. So wurde denn auch das Baselbiet viel später besiedelt als etwa die Gegend um Bülach/Elgg. — Die Kastellkirche von Kaiseraugst hatte im 5. Jh. mit einer riesigen Apsis und breitem Schiff den grössern Grundriss als die heutige Dorfkirche. Gegenüber Augst aber liegt ein grosses alemannisches Gräberfeld bei Herten-Wyhlen, das beweist, dass übers Jahr 500 hinaus die beiden Völkerschaften relativ friedlich einander gegenüber hausten.

Erst im 6. und 7. Jh. kam die alemannische Besiedlung so recht in Gang und die Romanen wurden auf die Kastellsiedlungen und einzelne Talschaften zusammengedrängt und von einander isoliert.

«Unter dem Druck dieser Ereignisse verlegte Marius den Bischofssitz von dem exponierten Avenches ins Hinterland nach Lausanne. Längs des Jurafusses zwischen Yverdon und Nyon kommt es zu einer Verdichtung romanischer Volkselemente, was in der auffälligen Fundgruppe der Danielsgürtelschnallen einen archäologischen Niederschlag gefunden hat. Vereinzelt kommen diese Beschläge auch im Wallis und am Bodensee vor. Der jüngste Fund aus Arbon bringt eine erste Bestätigung der These, dass die Träger dieser Schnallengruppe Romanen sind. Die anthropologische Untersuchung des Schädels ordnet die Trägerin dem rund-breiten Siontypus zu, damit unterscheidet sie sich deutlich vom länglichen Reihengräbertypus.»

Im Gegensatz zu den armseligen spätrömischen Gräbern des 5. Jh. um Basel und Augst sind die meisten germanischen Gräber durch reiche Beigaben ausgezeichnet: die beste Quelle für die frühmittelalterliche Siedlungsgeschichte. Die wunderbaren Almandin- und Goldschmiedearbeiten, die Werke aus Glas und Bergkristallen zeugen vom grossen Können der germanischen Handwerker. In Oesterreich und Deutschland hat man Gräber solcher Goldschmiede gefunden. Im übrigen waren jene Leute so begehrt, dass Könige sie zur Sicherstellung ihrer Arbeitskraft in Gefangenschaft setzten.

«Bei den Fibeln handelt es sich um diejenige Fundgruppe, die sich am genauesten datieren lässt. Die Gürtelschnallen, namentlich die tauschierten des 7. Jh., ermöglichen anscheinend, die Zugehörigkeit ihrer Träger zu den einzelnen Völkerschaften auszuscheiden. Beide Fundgruppen, zusammengefügt, versetzen uns in die Lage, die geschichtlichen Zustände, Entwicklungen und Verschiebungen in der Zeit zwischen 450 und rund 700 zu kartieren und zu verfolgen. Sie ermöglichen uns so, die Lücken der spärlichen, schriftlichen Ueberlieferungen zu schliessen.»

Wir verzichten hier, auf die von Rudolf Moosbrugger entwickelte Typologie von Fibeln und Gürtelschnallen einzugehen und schildern nur die geschichtliche Auswertung dieser Forschungen.

Die alemannischen Grabfunde des 5. Jh. liegen alle noch auf der rechten Rheinseite. «Die Besiedlung Helvetiens wurde für die Alemannen erst nach ihren Niederlagen in Gallien als Ausweichmöglichkeit interessant. Die Besiedlung erfolgte nicht als Invasion, sondern als Infiltration, gleich

einer nur langsam steigenden Flut, aus der noch lange die Kastelle mit ihrer romanischen christlichen Einwohnerschaft quasi als Inseln herausragten.»

Grabfunde der Burgunder aus dem 5. Jh. finden sich zwischen Genf und Lausanne, eine letzte Fibel um 500 bereits in Yverdon. Zwischen Basel, Bodensee und Neuenburgersee sind bis heute noch keine Spuren von germanischen Siedlungen oder Volksgruppen aus der Zeit vor 500 festgestellt worden.

Halten wir den Stand der Besiedlung ein Jahrhundert später, d. h. um 600, fest: die Alemannen sind in die Ostschweiz eingedrungen, besiedeln insbesondere die Gegend von Zürich, Elgg, Bülach, den Kanton Schaffhausen und das Land westlich der Thur. Vereinzelte Funde stammen aus dem Baselbiet, die westliche Spitze liegt bei Oberbuchsiten, d. h. westlich von Olten. Auch die Burgunder sind im Laufe des 6. Jh. vorgestossen. Ihre Grabfunde finden wir über Yverdon hinaus in Fetigny, um Freiburg, die letzten um Bern-Bümpliz, wo sie um 600 die Aarelinie auch als Siedler erreichen.

Es ergibt sich daraus, dass im Mittelland um 600 zwischen Oberbuchsiten und Bümpliz noch eine Lücke germanischer Besiedlung, vielleicht ein Niemandsland lag. In der Vita des hl. Romanus spricht Gregor von Tours von «inter illa Jorensis deserti secreta, quae inter Burgundiam Alamanniamque sita». Rudolf Moosbrugger hält nun dafür, dass mit illa secreta das grosse Moos, d. h. jene Zwischenzone zwischen Alemannen und Burgundern (die mit dem Jura unmittelbar nichts zu tun hat), gemeint sei. Denn nach Gregor grenzen jene secreta ans Gebiet von Aventicum: Aventicae adiacent civitati.

In der Folge kommt es zum Kampf um dieses Niemandsland, zur Schlacht bei Wangas ums Jahr 609/10, deren Lokalisierung die Forschung schon lange beschäftigt hat. Im Zusammenhang mit merowingischen Thronstreitigkeiten fielen nämlich die Alemannen in den Pagus Ultrajoranus, ins Gebiet von Aventicum ein und schlugen die ihnen entgegentretenden burgundischen Grafen und Leute. Rudolf Moosbrugger findet nun, Wangen bei Olten scheide als Schlachtort aus, weil die Alemannen ja schon um 600 bei Oberbuchsiten standen. Vor der Schlacht aber fielen sie in den Aventicensischen Gau ein. Erst nach diesem Vorstoss ins burgundische Kernland wehrten sich die Burgunder. Das Schlachtfeld ist deshalb bei Ober- und Niederwangen in der Nähe Berns zu suchen. Für Wangen an der Aare spräche höchstens die Nähe bei der transhelvetischen Heerstrasse. Es dürfte aber zur kritischen Zeit bereits zum festen Siedlungsgebiet der Ale-

mannen gehört haben. — Die Argumentation leuchtet umso mehr ein, als die Burgunder z. B. die eindringenden Langobarden Saint Maurice zerstören liessen und sich erst bei Bex zum Kampf stellten, also erst dort, wo ihr eigentliches Siedlungsgebiet begann.

Man hat sich diese Kämpfe nicht als ‚national' vorzustellen; sondern ihr Ursprung lag in dynastischen Gründen, welche die Alemannen zu ihren Gunsten ausbeuteten. Im Laufe des 7. Jh. zeigte sich eine kräftige Reaktion der Burgunder, die mit einer starken Besiedlung die Aarelinie belegen. Im Jura liegen burgundische Funde an der Pierre Pertuisstrasse, auch bei Bassecourt und Courfaivre. Bei Solothurn bilden sie einen starken Kopf. Sie sind in Messen, Zuchwil, Lüsslingen und Oberbipp vertreten, beherrschen die Gegend von Bern-Bümpliz, Oberwangen, Köniz, das Sensegebiet bis zum Thunersee. Im Wallis siedelten die Burgunder stark bis Yvorne, Ollon, Bex und hatten als wichtiges Zentrum das Kloster Saint Maurice. Vereinzelte Funde sind auch in Augst und Windisch-Oberburg gemacht worden. Sie alle zeigen ein Erstarken der burgundischen Bevölkerung, eine Sicherung der Aarelinie. Die burgundischen Gürtelschnallen können bis zu 43 cm lang und kiloschwer sein, die alemannischen sind wesentlich kleiner. Die Alemannen füllten im Verlauf des 7. Jh. die Gebiete östlich der Aarelinie auf, eine Linie, die auch die frühen Ortsnamen um 700 belegen. Als Kolonisten überschritten sie aber auch die Aarelinie. Ihre Infiltration ging den Juraseen entlang, massiv bis an den Neuenburgersee, vereinzelt bis an den Genfersee, daneben im Aaretal bis ins Oberland, ja sogar über die Gemmi hinüber ins Oberwallis. (Feschel auf 1200 m!). «Das zähe Festhalten der Burgunder längs der Aare bis Solothurn möchte ich dahin deuten, dass die Aarelinie als politische Grenze weiterhin bestand, wogegen die ethnographische und damit auch die sprachliche Grenze sich schon damals weiter nach Südwesten zu verschieben begann.»

Die kirchliche Baukunst im obern Aaregebiet

NACH H. R. SENNHAUSER

Die zeitliche Begrenzung des «Frühmittelalters» ist umstritten. Nach Alois Riegl beginnt das Mittelalter mit Augustus. Die Amtsvorschriften des aargauischen Kantonsarchäologen und die Schweizerische Gesellschaft für

Urgeschichte setzten als untere Grenze das Jahr 800, die Franzosen gehen bis zur Jahrtausendwende, und die deutschen Architekturforscher stellen um 1070/1080 den entscheidenden Umbruch fest.

Für die Betrachtung des Frühmittelalters gilt es unabdingbar, den Ausgang in der Römerzeit zu nehmen. Damals traten besonders Solothurn und Olten als Kastelle des 4. Jh. bedeutsam in Erscheinung, fest ummauerte Bezirke, die am meisten Gewähr für das Ueberleben der alten Bevölkerung und Kultur wie auch des Christentums boten.

Die frühe Kirche der Stadt Solothurn war St. Stefan, am höchsten Punkt der Siedlung nahe dem Nordtor gelegen. Leider wurde sie 1887 abgebrochen. Wahrscheinlich war sie nicht ein frühchristlicher Bau, aber ihr Vorgänger könnte es gewesen sein. Ihr Standort und ihr einfacher Grundriss sprechen für das hohe Alter. In der Stefanskirche wurde nach Wipo im Jahre 1038 Heinrich III. zum burgundischen König gekrönt.

Schon Kantor Hermann hat 1783 in einer von den Acta Sanctorum übernommenen Skizze die Situation des spätrömischen und frühmittelalterlichen Solothurn erfasst. Diese Situation ist gegeben durch die Kirche St. Stefan im Innern des Castrums; durch das Heiligtum St. Urs (und Viktor), eine Märtyrerkirche an der Ausfallstrasse nach Osten in einem Gräberfeld, und durch die Kirche St. Peter unmittelbar darunter gegen die Aare zu, ein Gotteshaus, das die Ueberlieferung Bertha von Burgund zuschreibt.

Es ist bezeichnend, dass Märtyrerkirchen immer ausserhalb der Mauern entstanden sind. Im betr. Friedhof wurden alle bestattet: Heilige und Heiden, Germanen und Romanen. Es galt als Vorrecht, beim Grab eines Heiligen seine Ruhe zu finden. Später wird das Gebiet meist in die Siedlung einbezogen, der Friedhof überbaut.

Aehnlich ist die Lage in Zurzach. Bei der römischen Brücke sind die beiden Kastelle auf Kirchlibuck und auf Sidelen angelegt; an ihrer höchsten Erhebung in einer Mauerknickung im sichersten Winkel landeinwärts liegt die älteste Kirche. Sie ist gleichzeitig mit derjenigen von Kaiseraugst. Bis ins 19. Jh. hinein blieb sie Mutterkirche einer umfangreichen Pfarrei. Der heutige Flecken Zurzach aber entstand südlich des alten Kastells an der Strasse nach Vindonissa um das Grab der später Verena genannten heiligen Frau. In Solothurn blieb das alte Castrum Mittelpunkt und Kern auch der

mittelalterlichen Stadt; aber gleich wie in Zurzach ward das Heiligengrab in die Siedlung einbezogen.

Für die Christianisierung lässt sich aus der Geschichte folgendes Schema ableiten: Stadt- und Kastellkirchen des 4. und 5. Jahrhunderts sind meist Ausgangspunkt — Bischofs- oder Mutterkirchen für eine grosse Umgebung. Im Gebiet und in der Umgebung der alten Civitas entstehen dann im 5./6. Jh. erste Ableger und Tochterkirchen, deren Ordinarius der Bischof bleibt. Um die Mitte des 7. Jh. tritt ein neuer Typ auf: die Eigenkirchen. Es sind Kirchen, die von einem weltlichen Grundherrn auf seinem Land und mit seinen Mitteln als Privatunternehmen errichtet werden. Ohne Vermögenstrennung werden sie vom Stifter verwaltet und mit Geistlichen versehen. Solche Kirchen wurden zu Einkünftequellen, denn die Amtshandlungen der Geistlichen waren gebührenpflichtig, und Eigenkirchen beanspruchten bald das Zehntrecht und das alleinige Pfarrecht in ihrem Gebiet (Pfarrzwang).

Ulrich Stutz hat erstmals auf die Eigenkirchen aufmerksam gemacht und vorallem die rechtliche Seite heraus gestellt. Besonders im 8. Jh. schossen diese Kirchenstiftungen «wie Pilze aus dem Boden» (Stutz), und sie behielten bis ins Hochmittelalter grosse Bedeutung — nicht nur in der Form der Eigen-Pfarrkirchen, sondern auch als Eigen-Klöster. Otto Tschumi und Rudolf Moosbrugger haben erstmals auf Stiftergräber in und bei frühmittelalterlichen Kirchen unseres Landes hingewiesen.

In Spiez, Einigen, Zuchwil, Messen, Lüsslingen, Pieterlen und Oberbipp sind solche anzunehmen, aber auch in Chur St. Luzi, in Tuggen und Baar sind sie gefunden worden. Jahr für Jahr mehren sich die Nachweise alter Eigenkirchen in unserer Gegend.

Dass eine Kirche auf den Resten eines römischen Gebäudes ruht, beschäftigte eh und je die Lokalforscher. H. R. Sennhauser betont nun ausdrücklich, dass solches zeitlich überhaupt nichts aussagt. Es gab solche Ruinen durchs ganze Mittelalter, in Zurzach z. B. im 11. Jh. von Landstreichern bewohnt. In einer römischen Villa im Aargau hausten sogar im 19. Jh. noch Zigeuner. Die Lage der römischen Gebäude war immer ausgewählt und stach den Kirchen-Erbauern in die Augen. Wo eine Kirche auf Fiskalland errichtet wurde, bot sich von selbst der Platz einer aufgelassenen Villa an: Er war gerodet, gut

und meistens zentral gelegen, und Baumaterial war an Ort und Stelle vorhanden.

Ausgrabungsergebnisse

I.

Ein vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in der Kirche von Oberbipp gibt folgenden Befund:

1. Kleinere Teile einer sehr grossen römischen Villa. Küche oder Keller, Obergeschoss, Stützmauer gegen einen damaligen Hang, östlich angebauter quadratischer Risalit in der Axe der spätem Kirche, später durch Bodenbewegung beschädigt und verstärkt.

2. Ein völkerwanderungszeitliches Gräberfeld mit Bestattungen durchs ganze 7. Jh. Funde: eine burgundische Gürtelschnalle aus Silber tauschiert, vereinzeltes Beispiel aus dem ersten Viertel des 7. Jhs., wohl von Romanen getragen. Gürtelschnalle aus Bein, Ende 7. Jh. Goldfibel. Halskette aus Frauengrab, gemauertes Doppelgrab.

3. Ca. 1 m^2 Mörtelboden von einem Gebäude, das älter war als die erste fassbare Kirche. In den Boden einbezogen ein Grab. Vielleicht Totenhalle oder Rest einer ersten Kirche.

4. Dreiapsidenkirche des 8. Jh. Nordapsis, Nordmauer und Westmauer nachgewiesen. Südmauer aus Symmetrie ergänzt. Wegen der dünnen Mauern und schlechten Fundierung sind wohl innere (Holz-)Stützen anzunehmen. Auf der Kirchenaxe vor der Mittelapsis rotausgemörteltes Grab, wohl das eines Eigenkirchenherrn. In den frischen Mörtel des Grabes eingezeichnet der schematische Umriss eines in Tücher gehüllten Leichnams (nicht Abdruck des Leichnams); bisher ohne Parallele. Einzelfunde: Schwert mit goldtauschiertem Griff, Armspange etc.

Dreischiffige Kirchenanlagen sind im Ostreich eher erst in der zweiten Hälfte des 8. Jh.; das Grab könnte aber eine frühere Ansetzung nahelegen.

5. Hochmittelalterliche Dreiapsidenkirche mit schweren Steinpfeilern, ähnlich den frühlombardischen Anlagen in Amsoldingen, Spiez, Moutier, Saint-Imier, verschiedene Umbauten. Mauermaterial spricht für das 11./12. Jh. Datierung unverbindlich.

II.

In der Kirche von Herzogenbuchsee, berühmt durch die aufgedeckten römischen Mosaiken, fand in den Zwanzigerjahren unter der Leitung von Pfr. Max Haller eine Grabung statt.

Der publizierte Grabungsplan sowie eine im Nachlass Otto Tschumi aufgefundene Skizze Karl Stehlins erlauben folgende Periodisierung:

1. Apsis-Segment einer ersten (?) Kirche. 8./9. Jh?
2. Rest einer Dreiapsidenanlage mit kleinen Nebenapsiden, vielleicht zu rekonstruieren wie Saint-Sulpice, eher St-Imier. (Kirche des 1109 gegründeten Priorates von St. Peter im Schwarzwald?)
3. Turm. Mit seiner Ostmauer fluchtet die gerade Mauer eines rechteckig schliessenden Altarhauses.
4. grösseres Rechteck-Altarhaus (Erweiterung einer Kirche zu Saal ohne eingezogenes Altarhaus?)
5. Heutige Kirche von 1728.

Jedenfalls erhellt aus den Ergebnissen die Bedeutung des Ortes Herzogenbuchsee.

III.

In Lotzwil hat Prof. Paul Hofer mit wenigen geschickt angelegten Schnitten den Normaltypus einer karolingischen Landkirche festgestellt. Sie ist in ihren Ausmassen und im Grundriss ähnlich der zweiten Kirche unter Sainte Madeleine in Genf. Vgl. den eingehenden Grabungsbericht im Jahrbuch des Oberaargaus 4, 1961.

Es bliebe noch auf die frühen Klöster unserer Gegend hinzuweisen: auf Moutier-Grandval, auf Schönenwerd, aufs St. Ursenstift zu Solothurn.

Die oberaargauischen Pfarreien

KARL H. FLATT

Oberaargau und Emmental gehörten mit allen Landen östlich der Aare zum grössten mittelalterlichen Bistum der Schweiz: zur Diözese Konstanz. Nach neuester Forschung fand dieses Bistum um 740/750 nach der Beseitigung des unabhängigen alemannischen Herzogtums seine Begrenzung. Das

Gebiet nördlich der Aare am Jurafuss, d.h. der ehemalige Buchsgau mit dem heutigen solothurnischen Gäu und dem bernischen Bipperamt, gehörte bis zum Siggernbach zum Bistum Basel, während Flumenthal die erste Pfarrei im Bistum Lausanne war. Es ist sehr wohl möglich, dass das Bistum Basel erst ums Jahr 1080 (gleichzeitig mit der kaiserlichen Belehnung mit der Grafschaft im Buchsgau) hier auch seine kirchliche Oboedienz errichtete und der ganze Landstreifen bis Olten ursprünglich zum Bistum Lausanne gehört hatte. Dies wird umso wahrscheinlicher, wenn wir mit altern Forschern im Bischofssitz von Avenches, der im 6. Jh. nach Lausanne verlegt ward, den Nachfolger des Bischofssitzes von Windisch sehen.

Der Bischof von Konstanz, um 600 erstmals eingesetzt, hat im Oberaargau nie Eigengüter besessen, wohl aber das Kloster St. Gallen, vielleicht aus konfisziertem herzoglich-alemannischem Besitz, sicher durch die reichen Vergabungen der Adalgozzinger.

Die Gliederung der Diözese in Pfarreien ist uralt. Die meisten Pfarrkirchen wurden von alemannischen Dorfhäuptern als Eigenkirchen errichtet. Die Tatsache, dass sie oft auf römischen Ruinen erbaut sind, wird von einigen dahin erklärt, dass die Sippenführer das römische Herrengut — oft im Gelände exponiert — persönlich übernahmen und nur die umliegende Flur Gemeinbesitz ward. Ueber das Alter der Kirche ist damit noch nichts ausgesagt. Es ist aber doch auffällig, wie viele Seeländer Kirchen auf Schnittpunkte der römischen Limitation von Avenches ansprechen.

Jedenfalls gab es früher weniger Pfarreien als heute. Ihr Mutter-Tochterverhältnis abzuklären ist eine schwierige, aber interessante Aufgabe. Einige der alten Urpfarreien verraten sich noch heute durch ihren erstaunlichen Umfang.

Eine regionale Gliederung des Bistums entstand erst sekundär, wohl nach dem Jahre 1000, in Archidiakonate und Dekanate. Der Archidiakonat Burgund als westlicher Abschnitt des Bistums erstreckte sich von der heutigen Bern—Luzerngrenze bis an die Aarelinie. In ihm lagen vier Dekanate, deren Namen je nach dem Sitz des jeweiligen Dekans änderte. Das oberaargauische Dekanat hiess zum Beispiel abwechslungsweise Roth, Wynau, Huttwil, Dietwil oder Trachselwald, nach der Reformation endgültig Langenthal. Das

Dekanat Wengi umfasste das rechts der Aare gelegene Seeland mit Büren, Aarberg und Lyss. Das Dekanat Lützelflüh oder Burgdorf das untere Emmental mit Hindelbank, Kirchberg, Koppigen und dem solothurnischen Wasseramt. Das Dekanat Langnau oder Münsingen endlich das obere Emmental und das rechts der Aare gelegene Oberland und Oberhasle. Die Zugehörigkeit der Pfarreien zu den Dekanaten ist aus verschiedenen bischöflichen Registern des 13. und 14. Jh. ersichtlich.

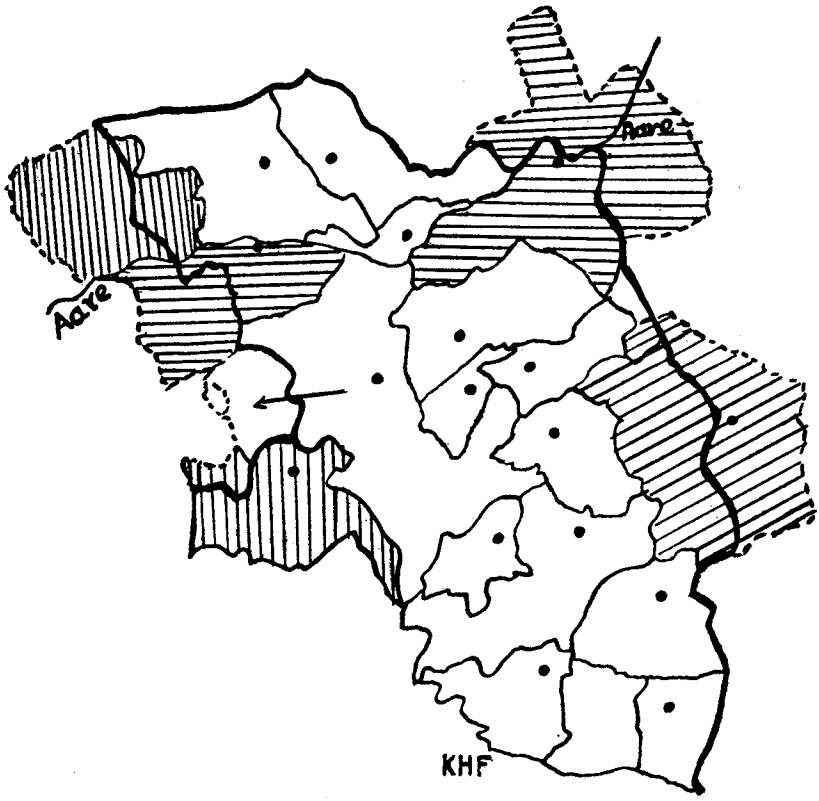
Zum eigentlichen Oberaargauer Dekanat Wynau oder Langenthal gehörte als einzige Pfarrei östlich der Roth diejenige von Grossdietwil im Kanton Luzern. Auch die Pfarrei Wynau griff, wie wir noch sehen werden, über die Roth hinaus in den heutigen Kanton Aargau. Zum Dekanat Burgdorf/Lützelflüh zählten u. a. alle Kirchen der Oesch entlang: Koppigen, weiter östlich Seeberg, die heute solothurnischen Biberist, Kriegstetten und Deitingen und zuletzt das an der Oeschmündung gelegene Wangen an der Aare.

*

Werfen wir nun unsern Blick auf die einzelnen Pfarreien und auf ihren vermutlichen Ursprung. Die Kirchgemeinde *Oberbipp* weist heute noch einen ansehnlichen Umfang auf. Zu ihr gehören Wiedlisbach, Farnern, Rumisberg, Wolfisberg und seit 1533 auch Attiswil. Das letztere war bis zur Reformation nach der Peter- und Paulskirche Flumenthal pfarrgenössig, d. h. über die Sigger ins Bistum Lausanne! Die Kirche Johannes des Täufers zu Oberbipp, 1338 mit der Katharinenkapelle Wiedlisbach erwähnt, hat in letzter Zeit ihr vermutetes hohes Alter durch zwei Glücksfälle bestätigt erhalten. Einmal haben die Ausgrabungen von H. R. Sennhauser mindestens einen Grundriss des 8. Jh. zu Tage gefördert. Und andererseits ward vor 10 Jahren erstmals ein bisher nur verstümmelt ediertes Dokument aus dem Jahre 968 bekannt, das uns *Pippa burgoni capella una* als im Besitz des Klosters Münster-Granfelden erwähnt. Als capella wurden damals auch Pfarrkirchen bezeichnet; Pippa ist zweifellos der Name Bipp; burgoni hält der Sprachforscher Johannes Hubschmied für eine Ableitung aus dem mittellateinischen Fremdwort burgones = castra, vielleicht doch als Burg zu übersetzen. Dass wir in diesem Fall auf Oberbipp tippen dürfen, scheint evident.

Oberaar gauische Pfarreien

Hypothetischer Umfang



Die Skizze soll vor allem der Veranschaulichung der Probleme dienen. Schraffiert sind die mussmasslichen Grosspfarreien Flumenthal, Deitingen-Wangen, Wynau, Seeberg, Grossdietwil.

Wynau sitzt schön im Zentrum des Bechburgerbesitzes (vgl. OJB 1960). Nördlich wäre die Pfarrei wohl noch abzurunden. — In der postulierten Pfarrei Wangen — Deitingen — Subingen liegt Deitingen zentraler als Wangen.

Deutlich wird die Nachbarschaft der alten Kirchgemeinden Herzogenbuchsee, Seeberg und Rohrbach. Nimmt man Ursenbach noch zu Rohrbach, ergibt sich eine fast gerade Grenze. — Die Urpfarrei Herzogenbuchsee denkt man sich gern ostwärts noch erweitert um Bleienbach und Thunstetten, freilich, ohne Langenthal. — Wie weit allenfalls die Pfarrei Rohrbach nord- und südwärts noch reichte, ist schwer zu sagen.

Der hochburgundische König schenkte im Jahre 999 Münster-Granfelden und seinen grossen Besitz dem Bischof von Basel, der 1080 durch kaiserliches Privileg die Grafschaft im Buchsgau erhielt. Also gleich zwei Erwerbstitel für die Herrschaft im Bipperamt, mit der er die Grafen von Froburg betraute. Diese erscheinen in der Folgezeit als Inhaber des Kirchensatzes von Oberbipp.

Um die Kirche von *Niederbipp*, deren Patron bis heute unbekannt ist, gruppiert sich eine reiche römische Ansiedlung. Die Kirche wird erst 1322 erwähnt. Zur Pfarrei gehört Walliswil-Bipp und früher auch Schwarzhäusern. Im anschliessenden solothurnischen Gäu folgt Oensingen mit seiner 968 und 1274 erwähnten Georgskirche. Die Nachbarschaft so alter Kirchen wie Oberbipp, Oensingen, Bannwil lässt uns heute am hohen Alter von Niederbipp zweifeln.

Das Bannwiler Patrozinium Michael und Maria lässt auf eine alemannische Vorliebe und auf hohes Alter schliessen. *Bannwil* war ursprünglich selbständig, betreute auch die Kapelle im Waldkilchenfeld wohl als Mutterhaus und hatte enge Beziehungen zum Mittelgäu, zu Kestenholz und Wolfwil. Soviel zu den Pfarreien im Bistum Basel.

Ueberqueren wir die Aare, so folgt im Dekanat Burgdorf die Marienkirche von Wangen an der Aare, auf einem Hügel ausserhalb der Stadt gelegen, mit den Dörfern Ried und Walliswil. Sie dürfte älter als die Stadt und im 13. Jh. erweitert worden sein. Viele historische Beziehungen zum Wasseramt sind nachgewiesen. So ist es auch auffällig, dass die Kirchen von Deitingen, 1244 genannt und das 762 erwähnte Gotteshaus Biberist wie Wangen der Muttergottes geweiht waren. Zu Deitingen gehörte früher auch Subingen.

Die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, südlich und östlich an Wangen grenzend, ist mit ihren 14 Einwohnergemeinden die grösste des Oberaargaus. Es gehören dazu: Berken, Graben, Heimenhausen, Röthenbach, Bollodingen, Ochlenberg und Hermiswil*. Im Mittelalter waren auch die wasserämtischen Bolken, Etziken und Aeschi nach Herzogenbuchsee kirchgenössig. Aber auch ins Langetental griff die Pfarrei über: bis um 1500 wenigstens gehörte Rütschelen dazu. Im Jahre 886 tauschten alemannische Edle den Zehnten von Leimiswil, der vorher zu Buchsee gehörte, gegen andern Besitz zu Gunsten der Kirche von Rohrbach. Wir können aus diesem Dokument wohl die Existenz einer Kirche zu Herzogenbuchsee um 890 erschliessen, deren ur-

* ferner Bettenhausen, Inkwil, Niederönz, Oberönz, Thörigen und Wanzwil.

sprünglicher Patron Martin für hohes Alter spricht und erst um 1100 durch den hl. Petrus abgelöst wurde. Robert Kappeler möchte, auf Grund seiner Forschungen, in Herzogenbuchsee das kirchliche Zentrum des Oberaargaus, die Mutterkirche auch für Rohrbach und den Sitz der Adalgozze sehen. Für diese Annahmen sprechen viele Indizien, die zusammenzutragen hier nicht der Ort ist. Die archäologischen Ergebnisse der Hallerschen Grabung in der Kirche bezeugen uns jedenfalls auch mindestens ein Gotteshaus des ersten Jahrtausends. Eine Nachgrabung wäre freilich sehr erwünscht.

Sehr hohes Alter kann auch die schon 1070 bezeugte Martinskirche von *Seeberg* beanspruchen, dem Patron nach zu schliessen vielleicht ein Ableger von Herzogenbuchsee. Dass sie im spätem Mittelalter zu verschiedenen Dekanaten gehörten, beweist wohl, dass diese Einteilung relativ spät erfolgte, als man vom Zusammenhang Herzogenbuchsee—Seeberg nichts mehr wusste. Grasswil, Riedtwil, Juchten, früher auch Höchstetten und die solothurnischen Steinhof, Winistorf und Heinrichswil gehörten kirchlich zu Seeberg.

Es folgt östlich von Herzogenbuchsee im Tal der Altachen das Pfarrdorf *Bleienbach*. Seiner Kirche Patron ist unbekannt. Vielleicht ist die Stiftung von Lotzwil oder von Herzogenbuchsee her erfolgt.

Zur Kirchgemeinde *Thunstetten*-Bützberg gehörte im Mittelalter auch das ganze Territorium von Langenthal, wo sich aber seit dem 13. Jh. der Twingherr St. Urban mit einer eigenen Kirche breit machte. Das Thunstetter Patrozinium Johannes wie auch das gleiche in Lotzwil dürften erst aus der Zeit der Johanniterkommende ums Jahr 1200 stammen.

Zur Pfarrei *Lotzwil* gehören heute Obersteckholz, Gutenburg, seit etwa 1500 Rütschelen, vielleicht ursprünglich auch Bleienbach und Untersteckholz. Prof. Paul Hofer fand 1955 bei Sondierungen den Typus einer karolingischen Landkirche.

Sicher war *Wynau* eine Urpfarrei mit den Dörfern Aarwangen, Roggwil, Wolfwil, Neuendorf, Fulenbach, Riken, Glashütten, Balzenwil und Walliswil. 1528 wurden die vier aargauischen Gemeinden, 1577 Aarwangen und 1664 Roggwil davon abgetrennt. Als Patron vermutet man in Wynau den hl. Mauritius, vielleicht aus hochburgundischer Zeit des 9./10. Jh., ganz gleich wie in der angrenzenden Pfarrei Zofingen oder in Kriegstetten. — Der romanische Baubestand der Kirche von Wynau ist der älteste erhaltene im Oberaargau.

Schwer herzuleiten ist die Stiftung der Blasiuskirche von *Madiswil.* Der Patron ist einzig im Kanton Bern für eine Pfarrkirche und taucht allgemein

erst spät auf. Freilich war das Kloster Sankt Johannsen, Grundbesitzer auch in Madiswil, in engen Beziehungen zu St. Blasien im Schwarzwald. Für das späte Mittelalter sind Beziehungen zwischen Madiswil und der Herrschaft Gutenburg beglaubigt. Vielleicht stammt aber die Kirche auch von Rohrbach ab.

Die Pfarrei Rohrbach mit ihrer schon 795 bezeugten Martinskirche betreut heute Auswil, Rohrbachgraben, Kleindietwil, Leimiswil, früher sicher auch Oeschenbach. Es ist gut möglich, dass auch die Kirchen von Ursenbach und Walterswil im mittelalterlichen Ausbauland Ableger von Rohrbach sind. Die Adalgozzinger haben um 860 das Gebiet von Huttwil von allem Land nordwärts, das sie dem Kloster St. Gallen zu Kirche und Meierhof Rohrbach stifteten, als Besitz für ihre Nachfahren ausgeschieden.

Damit wurde nun auch in *Huttwil* eine eigene Kirche nötig, welche wohl auch die Adalgozze stifteten. Ihr Patron freilich ist unbekannt. Ausser Wyssachen, das kirchlich zu Eriswil gehört, ist jede Einwohnergemeinde im Amt Trachselwald zugleich auch Kirchgemeinde!

Die Urpfarrei St. Johannes zu *Grossdietwil* gehörte auch zum Dekanat Wynau und umfasste ursprünglich Altbüron, Fischbach, Ludligen, Reiferswil, Melchnau, Gondiswil, Fribach und Reisiswil. Eine in der Kirche aufgefundene Inschrift des 10. Jh. ermöglichte wohl auch hier einen tiefen Blick in unsere frühmittelalterliche Geschichte. Anstelle der alten Schlosskapelle Grünenberg in *Melchnau* trat zur Reformationszeit dann die eigene Pfarrkirche Melchnau, während die bekannte Wallfahrtskapelle Fribach abging.

Unsere Darlegungen müssen bruchstückhaft bleiben. Es ging uns nicht darum, die Geschichte der oberaargauischen Kirchen zu schreiben, sondern aus dem frühern Umfang der Pfarrei, aus urkundlichen Hinweisen und den Kirchenpatronen einigermassen auf die ältesten Pfarreien im Oberaargau zu schliessen: ein Diskussionsbeitrag zum Thema Frühmittelalter.

In der Zeit der Kreuzzüge wurde unsere Gegend zum Land der Klöster im Rahmen der hochadligen und besonders zähringischen Politik. Damit brach eine neue Zeit an, für welche unsere Quellen reichlicher zu fliessen beginnen.

Anmerkung: Die Zusammenfassung der Referate Moosbrugger und Sennhauser erfolgte, im Einverständnis mit den Autoren, durch Karl H. Flatt.

Zur ganzen Thematik ist zu vergleichen: Heft 5 der Repertorien der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz «Die Schweiz im Frühmittelalter», Basel

1959, wo sich insbesondere Belege und Tafeln zu den Ausführungen von Dr. Rudolf Moosbrugger-Leu finden.

Die Ausgrabungen in der Kirche zu Oberbipp werden gegenwärtig immer noch ausgewertet. H. R. Sennhauser wird die Ergebnisse zu gegebener Zeit auch in unserem Jahrbuch darlegen.

Im Aufsatz von Hans Würgler über Rohrbach (in diesem Band) sind die Forschungsergebnisse Robert Kappelers auch berücksichtigt.

Da die betr. Dissertation über die Adalgozzinger demnächst erscheint, verzichten wir vorläufig auf eine Zusammenfassung.

Endlich wurden Darlegungen des Berichterstatters über die oberaargauischen Pfarreien beigefügt, nach einem Referat, das an der Tagung aus Zeitmangel ausfiel.

Leider kam an unserer Tagung der Vertreter der Ortsnamenkunde nicht zu Wort. Prof. Paul Zinsli hat aber die bernischen Orts- und Flurnamen weitgehend gesammelt und wird im Sommersemester 1963 zu denjenigen des Oberaargaus Stellung nehmen.

Literatur:

Karl Geiser, Rohrbach, eine Herrschaft der Abtei St. Gallen im Oberaargau. Bern 1925.

Paul Hofer, Lotzwil, Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche. OJB 4, 1961.

J. R. Meyer, Der Oberaargau und die hl. Lanze. Langenthaler Tagblatt 1954, 9. Juli.

J. R. Meyer, Von Entstehung und Wandel des Begriffs Oberaargau. OJB 1, 1958.

Andres Moser, Die Patrozinien der oberaargauischen Kirchen. OJB 2, 1959.

Repertorium der Ur- und Frühgeschichte … Heft 5: Die Schweiz im Frühmittelalter. Basel 1959.

Auf Quellen zur Kirchengeschichte haben wir im 4. Band des OJB hingewiesen. Für die Kirchen des Amtes Aarwangen, bes. über den Erwerb der Kirchensätze, ist immer noch Kasser, Aarwangen, und fürs Bipperamt Morgenthaler im Neuen Berner Taschenbuch 1927 und 1928 zu konsultieren.

Vgl. auch: *M. Estermann,* Geschichte der Pfarreien Grossdietwil und Grosswangen. Stans 1894.

W. Leuenberger, Die Kirche von Bannwil. 1953.

H. Büttner, Frühmittelalterliches Christentum und fränkischer Staat zwischen Hochrhein und Alpen. Darmstadt 1961.

B. Ita, Antiker Bau und frühmittelalterliche Kirche. Zürich 1961.

(OJB = Jahrbuch des Oberaargaus, 1958 ff.)

ROHRBACH UND DAS KLOSTER ST. GALLEN

HANS WÜRGLER

Am 28. Dezember 795 verurkundete der Priester Starcho in der Martinskirche zu Rohrbach (Roorpah), unter Anwesenheit von elf Zeugen, eine Schenkung des freien Alemannen Heribold an die genannte Kirche und ihren Hüter Adalgoz. Die Vergabung geschah zum Seelenheil des Stifters und in der Hoffnung auf Vergeltung in der Ewigkeit. Sie umfasste die Güter Heribolds in Madiswil (Madalestwilare),[1] so wie er diese von seinem Vater ererbt, samt denen, die er später selbst erworben hatte. An die Abtretung wurde die Bitte geknüpft, die Kirche möchte ihrerseits Heribold und seinen Kindern die gestifteten Güter wieder zu Lehen geben. Mit der Zahlung eines jährlichen Zinses von einem halben Solidus (Goldmünze) und mit der Verpflichtung zu je einer Fuhrleistung im Sommer und Herbst[2] und drei Tagen Feldarbeit, wurde diesem Wunsch entsprochen.

In der Urkunde wurde ferner festgehalten, dass, wer es auch sei, die Schenkung anfechten oder ihr zuwider handeln sollte, drei Unzen Gold und ein Pfund Silber schuldig wird.

Die elf Zeugen unterschrieben mit einem Kreuzzeichen. Neben diese Kreuze setzte der Urkundenschreiber die Namen von Podolunge, Adalne, Wolvine, Adalhardo, Waltingo, Nandgero, Ato, Weidimanno, Cundharto, Sigifrid und Otmund.[3]

Schenkungen dieser Art, genannt Prekarie (von preces — Bitten), waren keine Seltenheit und bildeten anfänglich den überwiegenden Teil des Grundbesitzes des Klosters St. Gallen. Als freie Zinsgüter nahmen sie unter den Domänen des Klosters eine besondere Stellung ein.[4]

Das Original der Urkunde von 795 ging verloren; eine Abschrift aus dem 9. Jahrhundert liegt im Stiftsarchiv in St. Gallen.

Der Grund, warum dieses Dokument, obwohl es in keiner Weise das Kloster St. Gallen erwähnt, dort archiviert wurde, liegt auf der Hand. Die Martinskirche in Rohrbach, wohl zuerst in weitem Umkreise die einzige Kirche im Tal der Langeten, fiel kurz darauf durch Schenkung an die Abtei

St. Gallen.[6] Die nächste Schenkung erfolgte unmittelbar an das Kloster St. Gallen. Die Urkunde ist ohne genaues Datum; jedoch muss sie nach dem im Text erwähnten Abt Cozbert zu schliessen, in dessen Amtszeit zwischen 816 und 837 abgefasst worden sein, nach Kappeler wohl schon 816.

In ihrem und im Namen ihres noch minderjährigen Bruders Keraloo schenkten Peratker, Adalcoz und Otini der Abtei St. Gallen Güter zu Rohrbach und Dietwil (Diotinwilare) und in Leimiswil (Leimolteswilare) eine Hube, mit allem, was sie in der March besitzen, mit den dazu gehörenden Häusern und Gebäuden, einschliesslich den Leibeigenen Thancharat und Bucili, samt Frauen und Kindern.

Aus den bei dieser Schenkung gemachten Vorbehalten geht hervor, dass die Stifter, gemeint sind die drei ältern Brüder, einen ganz bestimmten Zweck verfolgten und sich gegen einen eventuellen «Betriebsunfall» rückversicherten. Sie bestimmten ihren jüngern Bruder zum Mönch in St. Gallen und statten ihn mit einem schönen Leibgeding aus, das bei seinem Tode an das Kloster fallen soll.

Sie verfügen nämlich:

1. Wenn der jüngste Bruder mehrjährig wird, soll er die freiwillig getätigte Schenkung übernehmen und nutzen, so lange er will. Er darf sie nicht vermindern, wohl aber vermehren.
2. Widerspricht der Vorsteher des Klosters dieser Bestimmung oder stimmt er ihr nicht zu, dann fallen die Güter «mit allen Meliorationen» an die Stifter zurück. Diesen ist es jedoch lieber, wenn ihr Bruder Keraloo unter dem Schutz des Klosters, d. h. im Kloster bleibt, so lange er lebt.
3. Nach dessen Tod gehen die Güter an das Haus des hl. Gallus.
4. Die Brüder behalten sich das Recht vor, ihre Schenkung zurückzunehmen, wenn das Kloster noch zu ihren Lebzeiten das Stiftungsgut einem andern zu Lehen gibt.
5. (Der untere Rand der Urkunde ist abgeschnitten, der Text darum verstümmelt). Entsprechend andern Poenformeln ergänzt, dürfen auch die Erben der Donatoren bei Zweckentfremdung das Stiftungsgut zurücknehmen.[6a]

Zur Zeit des Abtes Grimald (841—872) erhielt die Abtei St. Gallen weiteres Gebiet in der Umgebung von Rohrbach. Perchtger, offenbar ein reicher Gutsbesitzer, schenkte dem Kloster alles, was er als Eigentum an den folgenden Orten besass: in Sazuarromarcha (in der Sossaumarch), in Ouvistwilare (Auswil) und zwei Drittel seines Grundbesitzes zwischen Rohrbach

und Huttwil. Den näher bei Huttwil gelegenen letzten Drittel behielt der Stifter für sich und seine Nachkommen. Die Grosszügigkeit dieser Schenkung wird erst recht klar, wenn man auf der Karte die damals angegebene Grenze verfolgt. Diese ging von der Rot bei Gondiswil bis zu einer mit Perchtgers Grenzzeichen versehenen Tanne. Von dieser Tanne an (wo mag sie wohl gestanden haben?) führte die Grenze zum Einfluss der andern Rot in die Langeten und von dort zu einer weiter oben stehenden Buche des Adalgoz und zu den Gewässern, die nach Sossau fliessen. Innerhalb dieser March, so sagt die Urkunde, erhielt das Kloster alles, was Perchtger zustand und zu den genannten Orten gehörte bis nach Eschlibach (Oeschenbach).[6b] Auch bei diesem «zu Rohrbach, wo die Kirche gebaut ist» ausgefertigten Dokument, fehlt der unterste Teil.

R. Kappeler datiert diese Vergabung in die Jahre 855/60. In Perchtger sieht er den alt gewordenen Perchtger von 816, der das Ansehen seines Bruders Keraloo im Kloster St. Gallen durch eine grosszügige Schenkung stärken will.

Keraloo wird denn auch 858 als prepositus, d. h. in leitender Stellung nach Abt und Dekan, in St. Gallen genannt.

Die Grenzlinie zwischen den zwei Dritteln Schenkung und dem der Familie vorbehaltenen dritten Teil sieht Kappeler ungefähr in den heutigen Gemeindegrenzen Auswil—Huttwil und Huttwil—Rohrbachgraben. In der kleinen Roth hat er scharfsinnig den Frybach bei Gondiswil gefunden. Fest steht als Fixpunkt auch die Mündung des Rothbaches, der von Dürrenroth her fliesst.

In einer vierten Urkunde, verfasst am 14. April 886 in Madiswil durch den Mönch und Priester Wolfhere, wird folgender Tauschhandel festgehalten. Die Gutsbesitzerin Aba tauscht mit Einwilligung ihres Sohnes Adalgoz ihren Zehnten zu Leimiswil, der nach Herzogenbuchsee entrichtet werden musste, gegen vier Huben zu Rumendingen und eine zu Oesch, die der Abt Bernhard von St. Gallen als Gegenleistung abtrat.

Den Zehnten, der bisher nach Herzogenbuchsee ging, erhielt künftig das Kloster St. Gallen zu Händen von Rohrbach. Als Zeugen amtierten: Waltine, Liuzo, Folrat, Eberhart, Hato, Thietwin, Thietrich, Engilbold, Pliedunc, Thietine, Ruadker, Uodalrich, Winibret, Kerhuc, Fridebret, Adalbret, Adalwin, Adalhart, Herewine, Flozzolf, Waldker, Heimo, Vulrich, Richolf, Cundpret, Perhtine, und Reginhard.[7]

Nach dem Tauschvertrag vom 14. April 886 folgt für Rohrbach eine Zeitspanne von 348 Jahren ohne urkundliche Nachrichten bis 1234.

Noch ist aber zu erwähnen, dass das Kloster St. Gallen mit Urkunde vom 12. Juli 861 zu Land und Leuten bei Langenthal kam. Der Freie Theathart und sein Bruder Buobo übergaben in Mengen bei Freiburg i. Br. der Abtei St. Gallen ihre Huben mit Leibeigenen in Langatun (Langenthal) und in der dortigen March.[8]

Der alte Begriff «March» lebt im Schweizerdeutschen noch. Auch heute geht die Grenze zwischen zwei Grundstücken der «March noh» und was nicht klar ist, wird «zäme usgmarchet». Früher bedeutete die March das Gebiet einer Siedlung, eines Dorfes oder eines Hofes. In diesem Sinne sind die urkundlich genannten Marchen aufzufassen, so bei den Gütern in Rohrbach, Dietwil und Leimiswil «mit allem, was sie in dieser March besitzen», in der «Sazuarromarcha» und in der «March von Leimolteswilare».

In der Endung «wilare» (von villa = Landhaus — Hof — Weiler) liegt das allgemein gebräuchliche «Wil», und an Ortsnamen, die auf «wil» enden, hat das Tal der Langeten wahrlich keinen Mangel.

Bedeutend älter als die «Wil» sind die meisten Orte, deren Namen auf «ingen» oder «igen» enden. Bei den deutschsprachigen Ortsbezeichnungen weisen sie oft auf die ältesten Siedlungen hin. Aber die -ingen-Namen sind keine einheitliche Namensschicht. Neben ältesten gibt es solche aus einer relativ späten Ausbauzeit. Offenbar hatte das Suffix ein zähes Leben. Gerade Aerbolligen und Hermandingen wie die meisten oberaargauischen -ingen-Namen müssen wir wohl zu den Jüngern zählen.

Viele solche Siedlungen gehen bis auf die Zeit zurück, in der die Alemannen über den Rhein nach Helvetien vorstiessen und sich erstmals in diesem Lande niederliessen. Als Sieger waren sie die «Freien» und die Besiegten die «Unfreien». Dies galt auch für die Nachkommen der beiden Klassen; es schieden sich so die Herren von den Knechten. Nur der Freie konnte und durfte Vergabungen machen, so wie die angeführten Urkunden hiefür Beispiele sind, nur die Freien wurden als Zeugen anerkannt. Der Unfreie galt als rechtlos.

Das Verhältnis zwischen diesen beiden Ständen hat sich natürlich sowohl in menschlicher wie in rechtlicher Beziehung im Laufe der Zeit allmählich gewandelt.

Der Freie sass auf seinem Gut, der Leibeigene diente oder bewirtschaftete mit seiner Familie eine Hufe (Hube), einen Hof von ca. 40—48 Jucharten.

Solche Hufen waren meist etwas vom Gutshof abgelegene Ländereien, die der Besitzer einem seiner Leibeigenen als Wohn- oder Arbeitsstätte gegen Entrichtung eines Zinses zuwies. Wurde eine solche Hube verkauft, vertauscht oder vergabt, dann betraf dies vielfach auch die Leibeigenen, die mit dem Grundstück auch den Besitzer wechselten, ihren Herrn.

Beispiele hiefür finden sich in der Schenkungsurkunde aus der Zeit von 816—837 und derjenigen von 861.

Wenn freie Alemannen ihre Güter ganz oder teilweise dem Kloster schenkten, um sich diese wiederum als Lehen übergeben zu lassen und so immerhin in eine gewisse, vorher nicht bestandene Abhängigkeit gerieten, mussten ganz bestimmte Gründe vorliegen. Heribold und später Perchtger taten es zu ihrem Seelenheil. Die Brüder Peratker, Adalgoz und Otini gaben keinen Grund an. Wenn sie aber sagen, sie wollten lieber, dass ihr Bruder Keraloo auf Lebenszeit bei seinen Gütern unter dem Schutz des Klosters verbleibe, so wohl deshalb weil sie, wie viele andere Freie, vor drohender Bedrückung Schutz bei der Kirche suchten oder der Heerbannpflicht, die auf dem freien Eigentum lastete, zu entgehen trachteten. So wenigstens hat Karl Geiser argumentiert.[9]

Robert Kappeler hat nun in eingehender Interpretationsarbeit gefunden, dass Keraloo selbst ins Kloster eintrat und deshalb um 816 ein grosses Leibgeding mitbekam. Die weitere Schenkung von 855/60, die bei seinem Tod auch ans Kloster fiel, sollte dazu dienen, seine Position im Kloster zu verbessern. Von einer Notlage und Schutzsuche beim weit entfernten Kloster kann für die Familie gar keine Rede sein, da sie die mächtigste Sippe im Oberaargau war. In andern Fällen hat dieses Schutzbedürfnis sicher oft mitgespielt. Was die geschenkten Güter anbetrifft, ist zu bemerken, dass diese die Gebäulichkeiten und das Ackerland in sich schlossen. Weideland und Wald galten als zugehörig und für alle Marktgenossen gemeinsam nutzbar.

Als interessante Tatsache ist festzuhalten, dass in allen vier Rohrbacher-Urkunden ein Adalgoz vorkommt. Zuerst ist es der Hüter der Martinskirche, dann einer der vier Brüder, später ist von der «Buche des Adalgoz» die Rede und zuletzt erscheint der Sohn der reichen Aba. Wäre der Ortsnamen Rohrbach (Roorpah) nicht bereits gebräuchlich gewesen, hätte ebensogut ein Adalgozwil oder ein Adalgozzingen entstehen können.[9a]

Die Grösse des st. gallischen Klosterbesitzes in Rohrbach und Umgebung zur Zeit des höchsten Standes ist unbekannt. Immerhin war die Do-

mäne so gross, dass die Abtei Rohrbach zum Sitz der Verwaltung erhob, zum Herrenhof, zur «curia». Mitbestimmend für diesen Entschluss war die dortige Kirche, denn «als ein besonders wichtiges, ja als entscheidendes Moment müssen wir es ansehen, wenn mit dem Hof eine Kirche verbunden war. Dies gab ihm gegenüber den andern Höfen und überhaupt in der Landschaft eine herausragende Stellung. Sie wurden die Stützpunkte der Klosterverwaltung in der Landschaft.[10]

Grosse Ehre bedeutete es für solche Höfe, wenn der Abt mit Gefolge einkehrte, um ein Geschäft zu verurkunden oder um sich persönlich über irgend etwas zu orientieren. Kam nicht der Abt persönlich, so vielleicht der Propst oder der Vogt.

Die verschiedenen Gebäulichkeiten, die eine solche Verwaltung erforderte, bildeten mit der Kirche eine grössere Siedlung, das Dorf Rohrbach. Die Aussenbezirke wurden zum Amt. Herrenhöfe wie Rohrbach galten als Vororte in der klösterlichen Grundherrschaft. «Sie haben im hohen und späten Mittelalter ein sehr unterschiedliches Schicksal gehabt. Eine Reihe von ihnen ist Kelnhof oder Amt in einer spätmittelalterlichen Landesherrschaft geworden.»[11]

Genau dieses Schicksal wartete Rohrbach. Um sich ein allgemeines Bild der Klosterverwaltung machen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass das Kloster St. Gallen in seiner Blütezeit ums Jahr 920 einen Grundbesitz von rund 4000 Liegenschaften mit einer Gesamtzahl von 160 000 Jucharten besass.[12]

Dieser mächtige Besitz erstreckte sich über die schweizerischen Gaue Alemanniens, ins Elsass, den Breisgau, an den Oberlauf der Donau und des Neckars, über den Linz, Argen- und das Allgäu an den Bodensee. Einzelne Domänen lagen noch jenseits dieses Umkreises, in Richtung Burgund, Mittelfranken und Rätien.[13]

Dass die Verwaltung dieses Grundbesitzes mit seinem Anwachsen und den anhaltenden politischen Veränderungen der Zeit grosse Anforderungen an das Kloster stellte, kann man sich denken. Aus einfachen Verhältnissen heraus entstand schliesslich ein wohl organisierter Verwaltungsapparat mit dem entsprechenden Stab von Beamten. Es liegt auf der Hand, dass sich das Ganze in grössere und kleinere Verwaltungsbezirke aufteilen musste. Dies bedingte weiter eine Abgrenzung der Kompetenzen an die verschiedenen Beamten. So sehen wir neben Abt und Konvent als oberste Behörde, den Propst, den Vogt, den Meier und den Keller ihres Amtes walten. Diese wa-

ren allerdings nicht die einzigen, die für das Kloster ein besonderes Amt ausübten; sie werden hier hervorgehoben, weil sie in den besprochenen Urkunden immer wieder vorkommen.

Je nach den örtlichen wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen war der eine Verwaltungsbezirk kompliziert, der andere einfach zu führen. Das bedingte am einen Ort die Trennung, am andern Ort den Zusammenschluss zweier Aemter.

Weiter brachte der Aufstieg des Feudalsystems die Erblichkeit der einst vom Kloster für eine bestimmte Amtsdauer zugewiesenen Aemter. Durch den stetigen Ausbau der grundherrlichen Rechte reizte es manch hohen Herrn, Jagd zu machen auf solche Posten. Und wenn wir uns vorstellen, dass es immer Menschen gab, die nach Macht dürsten, dann ist leicht zu begreifen, wie sie Mittel und Wege finden konnten, sich die Klosterämter nutzbar zu machen, namentlich als das Kloster von stolzer Höhe abzusteigen begann; dieser Abstieg setzte bereits ums Jahr 1000 ein.

Der Propst, zuerst ein gelegentlicher Vertreter des Abtes, wurde schliesslich ein ständiger Beamter mit zugewiesenem Bezirk. Ihm war insbesondere das Urkundengeschäft unterstellt; er hatte gegen das Entfremden des Klostergutes einzuschreiten, Grenzstreitigkeiten zu begutachten und die Beziehungen zu den Zinsbauern zu regeln.

Ursprünglich lag die Aufgabe des Vogtes darin, den Abt oder dessen Beauftragten im Gericht und bei Rechtshandlung zu unterstützen als «ein rechtskundiger, gerechter und milder Mann. Später übte er in seinem Kreis die hohe Gerichtsbarkeit aus; ihm stand das Urteil über Leben und Tod zu. Ferner hatte er ganz allgemein die Gotteshausleute zu schützen und zu schirmen. Nach diesem Amt trachtete der machthungrige Adel ganz besonders; denn wer eine solche Vogtei mit seinem eigenen Grundbesitz vereinigen konnte, der sah getroster in die Zukunft, und war es keine «milde Hand», in der das Amt des Vogtes lag, dann bestand die Gefahr, dass der Inhaber das anvertraute Gut zu persönlichem Vorteil, d. h. zu seiner eigenen Machtsteigerung benützte.

Der Meier (von Major — der Grössere — Höhere), als Verwalter des Meierhofes, war der ortsansässige Oekonom, Richter über kleinere Streitigkeiten, Zins- und Zehnteneinzieher, Lagerhausverwalter für die Naturalabgaben und der direkte Vermittler zwischen dem Kloster und den Gotteshausleuten. Als Vertreter der Abtei übte er Twing und Bann aus, bestätigte den Ortsvorsteher (Ammann) und war in seinem Verwaltungsbezirk in ver-

kleinertem Massstab ungefähr das, was wir heute unter Regierungsstatthalter und Gerichtspräsident verstehen. In seinen Rechtsentscheiden hatte er sich an das Hofrecht zu halten, das sich im Laufe der Jahrhunderte in den Grundherrschaften herausgebildet hatte und das in seinen Grundzügen das geltende Landrecht aufwies, wie dieses seinen Niederschlag im Schwabenspiegel fand, dessen Wurzeln auf die Rechtsauffassungen des Alemannenvolkes zurückgehen, auf den «Pactus Alamannorum» und die «Lex Alamannorum».[14]

Wollte die Arbeit dem Meier über den Kopf wachsen, wurde ein fähiger Untergebener zum Keller, d. h. zum Verwalter des Gutsbetriebes ernannt. Der Name Keller stammt von «Cellarium» und bedeutet Speicher-Vorratskammer. Dem Keller war nun die Pflicht überbunden, für das Wohl und Wehe des landwirtschaftlichen Betriebes des Meierhofes und seiner Gotteshausleute zu sorgen. Von diesen Aufgaben befreit, konnte sich der Meier hauptsächlich der Oberaufsicht und dem Richteramte widmen. Oft kam es dann vor, dass dort wo der Meier einen Teil seines Amtes dem Keller abtrat, der Verwaltungsbezirk nicht mehr Meier —, sondern Kelnhof oder Kellerhof genannt wurde. Dieser Kellerhof ist nicht zu verwechseln mit dem Bauernhof, den der Keller als Entgelt für seine Mühewaltung frei bewirtschaften durfte. Natürlich liessen sich sämtliche Beamte für ihre Amtstätigkeit entschädigen, so dass verhältnismässig recht wenig übrig blieb, was vom Hof Rohrbach dann noch als Ertrag nach St. Gallen wanderte.

Die Vergangenheit hat leider wenig Spuren aus der Klosterzeit in Rohrbach hinterlassen. Wir wissen nicht, war Rohrbach zuerst ein Meierhof, der sich in einen Kelnhof wandelte, oder waren beide Aemter stets getrennt. R. Kappeler meint dazu: «Das Nebeneinander von Kelnhof und Meierhof scheint in Rohrbach aus den Quellen ziemlich deutlich hervor: da das Meieramt schon ziemlich früh feudalisiert wurde und sich damit verselbständigte, suchte das Kloster mit dem straffer festgelegten Kelleramt den Rest des Besitzes zu sichern.» Als «Kellerhof» und als «Dorf Rohrbach und das Amt» wurde Rohrbach Jahrhunderte später verkauft. In den Urbaren (Grundbücher) und den Akten der darauf folgenden Jahre erinnern die Begriffe «Meierhof» und «Meierhaber» an die Herkunft aus dem Besitz des Klosters St. Gallen.

Stellen wir zusammen, was die Forschung über die Klosterzeit in Rohrbach gefunden hat, dann können wir folgendes berichten: «Rohrbach ist im ältesten Bücherverzeichnis von St. Gallen, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts also, zwei Male in Marginalnotizen als ein Ort genannt,

wohin Bücher verliehen worden seien, jedenfalls an dort sich aufhaltende Mönche».[15]

Nach Meyer von Knonau, Herausgeber st. gallischer Geschichtsquellen, wohnte 886 der Propst in Rohrbach. Für wie lange er dort seinen Standort hatte, ist unbekannt. (?)

Der Kustos, ein hoher Klosterbeamter in St. Gallen, erhielt von dem Haus und der Hofstatt der Mechtildis de Rorbach 4 Pfund Fett (Unschlitt) und von den Pröpsten vom Aargau und Burgund soviel Geld, dass er jedem der Klosterherren 3 Solidi und jedem der «pueri» (Kinder) 18 Denar in den Octaven (achttägige Feier) des hl. Gallus geben konnte.[16]

In einem aus zwei Teilen bestehenden Rodel, z. T. im 12. und 13. Jahrhundert entstanden, ist Rohrbach nicht mehr unter den Klosterhöfen aufgezählt, die nach St. Gallen Abgaben entrichteten.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass von 886 bis 1234 Rohrbach in vollständiges Dunkel gehüllt ist. Es sind gerade die Jahrhunderte, in denen sich das Mittelalter in seinem Rittertum und Minnesang zur schönsten Blüte entfaltete und durch sein Feudalsystem (Lehenswesen) eine gesellschaftliche und rechtliche Ordnung schuf, deren letzte Ausläufer weit über das Mittelalter hinaus wuchsen. Zu gleicher Zeit ist aber das Kloster St. Gallen von seiner Höhe abgestiegen: die einst mächtige und schutzbietende Abtei geriet mitsamt ihrem riesigen Grundbesitz in Zerfall. Der Historiker Hermann Bikel nennt dafür folgende Gründe: religiöser Niedergang, die Zeitverhältnisse, Beraubungen, Hofhaltung des Klosters, Fahrten des Abtes als Reichsfürst an den Königshof, Zahlungen an die römische Kurie, Begünstigung von Verwandten des Abtes, Kämpfe und Kriege bei strittigen Abtwahlen. «Ein Bild des jämmerlichen Zustandes der ökonomischen Verhältnisse geben uns insbesondere auch die überlieferten Dokumente, welche über Verkäufe von Klostergütern gegen Ende des 13. Jahrhunderts berichten.»[17]

Als Illustration hiezu passt die Urkunde vom 7. März 1277, in der Papst Johann XXI. verbietet, dass irgend jemand sich willkürlich Personen oder Güter des Klosters St. Gallen aneigne, um sich für Forderungen Befriedigung zu verschaffen.[18]

Um sich Anhänger zu gewinnen, belehnten Aebte und Gegenäbte wichtige Persönlichkeiten mit Klostergütern, die dann meist ihrem Zweck entfremdet wurden. Schon die damaligen Chronisten berichten, «dass die Gotteshausleute in dieser Zeit die Besitzungen des Klosters unter sich aufteilten, die Ministerialen (Dienstmannen) aber für sich die besten Hufen

auswählten; auch die untergeordneten Wirtschaftsbeamten, die Keller, wollten nicht zurückstehen: sie verlangten den Hof als Erblehen.

Wohl versuchte der eine und andere Abt dem Zerfall zu wehren und die zerstreuten Reste des einstigen Klosterbesitzes zu sammeln, doch den grössten Widerstand leisteten die Meier und Keller. So liessen die Aebte oft freiwerdende Meierhöfe unbesetzt oder übertrugen ihre Verwaltung einem grundherrlichen Beamten oder einem Ammann. Die Eigenbewirtschaftung einzelner Höfe ging ein, in der Regel erhielt der Keller den von ihm besorgten Hof gegen eine grössere Abgabe in Natura oder Geld.[19]

Während des Niedergangs des Klosters St. Gallen entstanden andernorts neue Klöster. Solche Klostergründungen fanden gleich wie einst diejenige der Abtei St. Gallen ihnen günstig gesinnte Grundherren, die sie mit Schenkungen wohl versahen. So besassen die Benediktinerklöster St. Peter im Schwarzwald und St. Johannsen im Seeland ihre Meierhöfe in Huttwil; Trub hatte Besitz in Ursenbach, Walterswil und Lotzwil, Rüegsau ebenfalls in Ursenbach, die Cisterzienserabtei St. Urban erstreckte sich natürlicherweise weit über den Oberaargau und mit ihr die Johanniter-Komturei Thunstetten. Das Kloster St. Peter hatte zudem eine Propstei in Herzogenbuchsee.

Neben diesen geistlichen Herren taucht eine Reihe weltlicher auf, wie die von Langenstein (1209), die von Grünenberg (1224), die von Luternau (1226), die von Rohrbach (1234), die von Aarwangen (1251), die von Walterswil (1275), die von Utzingen (1277) und die von Eriswil.

Es ist bezeichnend, dass die erste Urkunde nach dem 348jährigen Schweigen 1234 einen Ritter, Walther von Rohrbach, nennt. Leider weiss man von diesem Dienstmann soviel wie nichts. Gewiss hat ihm einst die Burg Rohrberg bei Rohrbach gehört. Wohl der gleiche Ritter Walther von Rohrbach in Burgund stiftete 1262, unter Einwilligung des Propstes Mangold von St. Gallen, mit einer Lehenhube zu Glasbach, eine Seelenmesse für sich, seine Frau und seine Eltern.[20]

Ein Verzeichnis von 1272 erwähnt einen Ritter Walther von Rohrbach als Stifter einer Jahrzeit. Am Neujahr sollte seines Vaters Algoz gedacht werden. Das gleiche Verzeichnis bezeichnet Rudolf von Grünenberg als Propst des Klosters St. Gallen.[21]

Diese paar Quellenberichte zeigen bereits deutlich das Gesicht der neuen Zeit. Noch besitzt St. Gallen seinen Hof Rohrbach, und grundherrliche Rechtsgeschäfte bedürfen weiterhin der Einwilligung des Propstes. Die Pröpste stammen aber nun aus den Adelshäusern der umliegenden Gegend

und wie wir weiter sehen werden, ist der Klosterbesitz bereits durchsetzt von grossen und kleinen Grundstücken, Huben und Schupposen, die als Klosterlehen sich ebenfalls in der Hand von Freiherren und Ministerialen (Rittern im Dienste des hohen Adels oder der Klöster) befinden. Wie sie alle zu diesen Lehen und freiem Eigentum gekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Abtei St. Gallen findet trotzdem noch gelegentliche Unterstützung. So verschrieb der Freiherr Rudolf von Balm im Jahre 1269 auf seiner Burg Altbüron der Abtei St. Gallen, vertreten durch ihren Propst in Burgund, einen Zehnten zu Rohrbach und liess zugleich für die neue Kapelle des hl. Grabes in St. Gallen den Zins seiner drei Schupposen in Rohrbach und einer in Wil erhöhen.

Zu den bisher genannten Herren gesellten sich weitere, von denen man weiss, dass sie bereits im 13. Jahrhundert zu Rohrbach Güter besassen. Es sind die Ritter Otto von Helfenstein (Urkunde vom 13. Jan. 1275) und Hugo von Walterswil, von denen der letztere der Abtei St. Urban für die Bestattung seiner Frau eine Eigenschuppose zu Rohrbach stiftete, doch mit dem Vorbehalt eigener lebenslänglicher Nutzung (Urkunde vom 29. März 1288).[22] Der Kirche zu Rohrbach gedachte der Ritter Heinrich von Eriswil mit einer Jahrzeit (Mühlematte in Dietwil) in einer Urkunde vom 6. Jan. 1316.[23]

Im grossen Geschehen begann das 14. Jahrhundert mit einem Königsmord. An diesem Mord, dem König Albrecht 1308 bei Windisch zum Opfer fiel, beteiligte sich Rudolf von Balm. Die österreichische Blutrache verfolgte nicht nur die am Mord direkt Beteiligten, sondern auch ihre Verwandten, so den Schwager Rudolfs I von Balm, Dietrich von Rüti, der als Vogt und Meier des Hofes Rohrbach diese Aemter niederlegen, d. h. sie als Lehen zurückgeben musste. Wann und wie er diese einst empfing, weiss man nicht. Bemerkenswert ist, dass für den Hof Rohrbach damals nicht das Meier- und Kelleramt vereinigt waren, sondern die Vogtei und das Meieramt.

Bei diesem Lehensentzug muss sich Oesterreich eigenmächtig eingemischt und Vogtei und Meieramt über Rohrbach an sich gezogen haben, ohne dazu berechtigt gewesen zu sein. Macht ging eben auch hier vor Recht, denn nicht Oesterreich übertrug die st. gallischen Lehen, dazu waren der Abt und der Konvent berechtigt. Es müssen aber auch Uebergriffe anderer Art vorgekommen sein, die den Abt Heinrich von Ramstein (1301—1318) veranlassten, gegen solche Willkürakte einzuschreiten. Am 19. Juni 1313 lässt er urkundlich feststellen, dass die zum Hofe Rohrbach gehörenden

Güter, die noch nicht Erblehen sind und von welchen weder Zins und Ehrschatz (Abgabe bei Handänderung) noch Todfall und Erbfall geschuldet wird (von Unfreien) und die keinem Vogt oder Meier unterstehen, von niemandem übertragen werden dürfen oder können, ausser dem jeweiligen Klosterpropst im Aargau.[24]

Dass der Abt diese Kundmachung nicht ohne Grund erlassen hat, können wir uns denken. Sie passt ganz in den Rahmen der Ereignisse.

Für 100 Mark Silber mussten die Freiherren von Signau, denen der Abt die Vogtei und das Meieramt Rohrbach übertragen hatte, diese Aemter aus der Hand des österreichisch-herzoglichen Pflegers im Aargau, des Ritters Heinrich von Griesenberg, einlösen. Dies geschah in Zofingen am 27. Dezember 1313. Unter den Zeugen finden wir den ersten mit Namen genannten Keiner von Rohrbach, Wernher Ringli.[25]

Diese Amtsübertragung wurde erst am 5. Juni 1314 durch den Abt Heinrich von Ramstein urkundlich bestätigt. Nachdem ein kaiserliches Gericht Dietrich von Rüti seiner Aemter und Lehen ledig erklärt hatte, erhielten die «redlichen und edlen Mannen» Ritter Ulrich von Signau und sein Bruder Heinrich die frei gewordene Vogtei und das Meieramt vom Abt des Klosters St. Gallen zu Lehen.[26]

Vom Einsetzen der Blutrache bis zum Abschluss dieses Geschäftes ist sicher viel geredet und hin und her geritten worden. Ueber einiges hätte man gerne nähere Auskunft in diesem Handel. Warum gerade die Freiherren von Signau diese Lehen erhielten, hat wohl einen verwandtschaftlichen Grund. Dietrich von Rüttis Mutter war eine Freifrau von Signau. Er selbst besass das Schloss Trachselwald und das «Amt Rüti» (Dürrgraben). Mit dem Kloster St. Gallen verband ihn sein Besitz in Rohrbach und Umgebung. Aus diesem Grunde ist er sicher seinerzeit Vogt und Meier des Hofes Rohrbach geworden. Seine Güter zu Rohrbach vermochte ihm die Blutrache nicht zu entziehen. Am 18. April 1328 schenkte er dem Kloster St. Urban sein Eigengut zu Hedmeringen (Hermandingen) sowie seine Erblehen der Abtei St. Gallen, nämlich zu Rohrbach, Steinried, Liebenberg (Liemberg), Glasbach und Brüggen und den Zehnten zu Betzlisberg und Ganzenberg (Gansenberg). Die Stiftungsurkunde nennt die Namen folgender Bauern: Chünzi Greber zu Hermandingen, Uolrich Colner, Uolrich Grüner und Heinrich Wisse, alle zu Rohrbach, Peter Ganzenberg im Steinried, Uolrich Hetzel auf dem Liemberg und Werner an der Matten im Glasbach. Bei Brüggen heisst es: «dass ich Dietrich von Rüti selber hatte.»

Unter den Zeugen finden wir: Chunrat von Flükingen, Cristan Bannwart, Ulrich Ramsperg, Ulrich Colmer und Herrn Heinrich, den Kirchherrn zu Rohrbach.[27]

Die Veräusserung dieser Güter an das Kloster St. Urban genehmigte der Propst des Gotteshauses St. Gallen am 27. März 1330, also zwei Jahre später. Die Urkunde hiefür wurde in Rohrbach ausgestellt. Dies macht doch ganz den Anschein, dass über die st. gallischen Erblehen nach Gutdünken der weltlichen Herren verfügt wurde und dann der Propst nur noch, um die Form zu wahren, genehmigen konnte, was nicht mehr zu ändern war.[28]

An den Kelnhof zu Rohrbach hatte künftig die Abtei St. Urban z. h. des Klosters St. Gallen 19 Schilling und 4 Pfennig zu entrichten, eine recht kleine Summe im Verhältnis zu dem, was die Zinsbauern bis dahin Dietrich von Rüti und nun St. Urban abzuliefern hatten, nämlich 147 Solidi, nebst ansehnlichen Naturalleistungen.[29]

Zum Rohrbacherbesitz Dietrich von Rütis gehörte auch die dortige Mühle. Diese veräusserte er nicht, und Freiherr Ulrich von Signau und seine Söhne mussten geloben, ihn in keiner Weise im Besitz und im Betrieb der Mühle zu stören. (Urkunde vom 23. August 1329, Langenthal).[30]

Die 1194 gestiftete Abtei St. Urban stand in der besonderen Gunst Dietrich von Rütis; als Besitzer von Erblehen und Zehntrechten des Klosters St. Gallen schenkte er diese an St. Urban weiter. Solches Tun war allerdings für St. Gallen nichts Neues, an diese Zeiterscheinung hatte es sich bereits gewöhnt. Seinen zerfallenden Grundbesitz sah es ohnehin vielfach zur Ausstattung neu gegründeter geistlicher Stiftungen verschenkt; die Genehmigung durch die Abtei St. Gallen konnte mit dem Trost geschehen, dass die Güter und Rechte wenigstens nicht dem Zweck entfremdet wurden.

Am 14. Oktober 1342 übertrug Dietrich von Rüti seine Zehntrechte in Ursenbach und Urwil mit allem «dem rechte und gewanheit des Hofes von Rorbach, in den die selben zehenden hörent» an das Kloster St. Urban. Der st. gallische Propst genehmigte die Schenkung (20. Oktober 1342), und die letzte Spur der Beziehungen zwischen St. Gallen und von Rüti ist die Zustimmung des Abtes Hermann von Bonstetten (1333—1360) zum Abkommen über diese Stiftung zwischen dem Freiherrn Dietrich von Rüti und dem Keiner zu Rohrbach. (Urkunde vom 27. Oktober 1342, St. Gallen).[31]

Es kam nun die Zeit, in der das Kloster St. Gallen selbst begann, seinen Besitz in Rohrbach zu versilbern. Am 12. März 1345 verschrieb es seine Kirchensätze zu Rohrbach und Aetigen (Bucheggberg) zu einem Kaufpreis

von 110½ Mark Silber der Johanniter-Komturei in Thunstetten. In Rohrbach betraf es «die Hofstatt, auf der der Leutpriester sitzt, mit der Hofreite und dem Kirchensatz».[32]

Mit Kirchensatz oder Kollatur bezeichnete man das Recht, ein Kirchenamt übertragen zu dürfen. Diese Befugnis hatte auch das kirchliche Patronat, und da die Martinskirche in Rohrbach eine Patronatskirche der Abtei St. Gallen war, besass die Abtei den Kirchensatz zu Rohrbach.

Als Inhaber dieses Rechtes hatte das Kloster nicht nur den Priester zu bestimmen, sondern auch für den Unterhalt der Kirche, des Pfarrhauses und der übrigen, kirchlichen Zwecken dienenden Gebäude zu sorgen und die Zehnten und Zinse der Martinskirche einzuziehen. Dieses Recht ging nun 1345 an das Johanniterhaus in Thunstetten. Damit hatte das Kloster St. Gallen die Liquidation seines Hofes Rohrbach selber begonnen.

Fast siebzig Jahre später, am 12. März 1414, verkaufte es mit Vorbehalt des Rückkaufrechtes seine Kelnhöfe zu Rohrbach und Kölliken (Aargau) dem Freiherrn Hans von Falkenstein für 500 rheinische Goldgulden. Dieser Kauf betraf die Einkünfte der beiden Kelnhöfe. Den Kelnhof Rohrbach allein verkaufte dann Thomas von Falkenstein im Juni 1455 dem Ritter Herman von Eptingen um 650 rheinische Gulden. Das Amt eines Vogtes und Meiers lag bereits in dessen Hand.

Nachdem die Freiherren von Signau die Vogtei und das Meieramt von Rohrbach übernommen hatten, blieben diese Aemter in ihrem Besitz bis der letzte des Stammes, Mathias, österreichischer Landvogt im Elsass, seinem Neffen Hartmann von Kiburg, Landgraf von Burgund und seinen Brüdern, beide Aemter für 700 Florentiner-Gulden versetzte, jedoch nicht ohne das Recht der Wiederlosung. Mit seinem Vetter Berchtold von Grünenberg schloss dann am 7. Dezember 1370 Mathias von Signau in Basel einen Vertrag ab, in welchem er diesem das Wiederholungsrecht übertrug, das Berthold von Grünenberg am 2. Februar 1371 zum Kauf der Vogtei und des Meieramtes von Rohrbach benutzte. So erwarb er «das Dorf und das Amt Rohrbach mit Leuten, Gut, hohen und niederen Gerichten, Twingen und Bannen, mit Holz, mit Feld, mit Wunn, mit Weid, mit Wasser, mit Fischenz und mit allem dem, was dazu gehört». Als Erbin brachte das alles Magdalena von Grünenberg ihrem Gemahl, Hermann von Eptingen.[33]

Als Hermann von Eptingen, im Alten Zürichkrieg auf österreichischer Seite kämpfte, erboste dies die Berner. Sie nahmen ihm die Herrschaft Rohrbach weg. Bei den Friedensverhandlungen verlangte der Geschädigte das

Verlorene zurück, doch ohne Erfolg. Mit seiner Gemahlin jedoch einigte sich Bern am 27. November 1449. Mit der Erneuerung ihres früheren Burgrechtes erhielt Frau Magdalena von Eptingen geb. von Grünenberg die Herrschaft Rohrbach unter der Bedingung zurück, dass die Leute von Rohrbach der Stadt dienen sollten wie während der Zeit, in der sich Bern Rohrbach gewaltsam angeeignet hatte. Zudem sicherte sich Bern das Vorkaufsrecht. Damit fasste es in Rohrbach festen Fuss und die Bärentatze blieb, wenn auch vorderhand nur mit einer Kralle, dort eingehackt.[34]

Da die Familie von Eptingen-Grünenberg kinderlos blieb, ging die Herrschaft Rohrbach von Frau Magdalena von Eptingen geb. von Grünenberg an ihre Schwester Agnes von Grünenberg, Gemahlin des Hans Egbrecht von Mülinen über. Durch deren Tochter Barbara gelangte Rohrbach an Rudolf von Luternau, dem sie diese Herrschaft in die Ehe brachte. All diese Verhandlungen fanden statt, wie wenn es keine Abtei St. Gallen gegeben hätte. Dort sah es auch dementsprechend aus. Trotz dem Titel einer Abtei war das Kloster St. Gallen der Sache nach ein Chorherrenstift geworden, und als der Abt Kuno von Stoffeln 1411 starb, bestand der Konvent nur noch aus zwei Mitgliedern. Erst dem Abt Eglof Blarer (1427—1442) gelang es, wieder Mönche nach St. Gallen zu ziehen und den Konvent zu festigen. Doch schon sein Nachfolger, Kaspar von Breiten-Landenberg (1442—1457) hauste wieder derart, dass der Konvent wegen übler Haushaltung seine Absetzung durchsetzte und Rom dem tüchtigen Ulrich Rösch die Administration übertrug.

Unter dessen Leitung wurde Rohrbach als Herrschaft der Abtei St. Gallen endgültig abgeschrieben. Ebenso erging es Kölliken.

Am 6. Juli 1458 verkauften Abt Ulrich Rösch und der Konvent des Klosters St. Gallen der Stadt Bern für 1030 rheinische Gulden alle Zinsen und Gülten, die dem Gotteshaus St. Gallen zu Kölliken und Rohrbach zustanden. Die Rechte der Abtei gingen an Bern, mit aller Eigenschaft, Lehenschaft und Gewaltsame, nichts darin hintangesetzt, mit allen und jeglichen weltlichen Lehenschaften, Mannschaften und Rechten, ohne Ausnahme und mit der Mannschaft und Lehenschaft der Vogteien und Meierämter über die Kelnhöfe zu Kölliken und Rohrbach.

Da die Einkünfte des Kelnhofes Kölliken Thomas von Falkenstein gehörten und diejenigen des Kelnhofes Rohrbach Hermann von Eptingen, so musste die Abtei ihr Rückkaufsrecht oder ihr Recht auf Wiederlosung geltend machen und diese Einkünfte gegen bare Münze zurückhandeln. Erst so

konnte das Kloster, den Verkaufsbedingungen gemäss, Kölliken und Rohrbach abtreten. Noch befanden sich aber die Vogtei und das Meieramt über Rohrbach in der Hand des Ritters Rudolf von Luternau.

Im Jahre 1504 bot sich dann Bern die Gelegenheit, Vogtei und Meieramt an sich zu ziehen. Am 11. Dezember dieses Jahres verkauften Rudolf von Luternau und seine Gemahlin Barbara geb. von Mülinen an Schultheiss und Räte der Stadt Bern Rohrbach und Eriswil für 4200 Gulden zu 15 Batzen Berner-Münze. In diesem Kauf waren eingeschlossen: Herrschaft, Twing und Bann, hohe und niedere Gerichte, Stock und Galgen zu Rohrbach und Eriswil, in ihren alten Zielen und Marchen, mit Zinsen und Zehnten, Renten, Gülten, freien und eigenen Leuten, Steuern, Gefallen, Bussen, Nutzen, Diensten, Fuhrungen und Tagwan, Hölzern, Wäldern, Fischenzen, Wildbännen, eingeschlossen der Zehnten, der nach Herzogenbuchsee entrichtet wird und jährlich 110 Mütt Dinkel und ebensoviel Haber ausmacht, alles in allem so wie es der Rodel aufweist.[35]

Damit ging die einstige «curia», der Hof Rohrbach der Abtei St. Gallen, an Bern über, in dessen Hand nun Vogtei, Meieramt und die Einkünfte des Kelnhofes vereinigt lagen.

Mit der Reformation fiel Bern dann noch der Kirchensatz von Rohrbach zu, denn sie brachte die Aufhebung der Klöster. Und dieses Schicksal traf auch die Johanniter-Komturei Thunstetten, die seit 1345 die Kollatur der Martinskirche in Rohrbach inne gehabt hatte.

Quellen und Literatur:

von Arx Ildefons, Geschichte des Klosters St. Gallen, Bd. I, St. Gallen, 1810.

Bikel Hermann, Die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters St. Gallen von der Gründung bis Ende des XIII. Jahrhunderts, Freiburg i. Br., 1914.

Fontes rerum Bernensium, Berns Geschichtsquellen, Bde. I—X, Bern 1883—1956.

Geiser Karl, Rohrbach — Eine Herrschaft der Abtei St. Gallen im Oberaargau, Bern, 1925.

Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bde., Neuenburg, 1921—1934.

Lerch Christian, Beiträge zur Heimatkunde des Kts. Bern, Bd. I, Der Oberaargau, Zollikon, 1948.

Meyer von Knonau Gerold, Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Neue Folge 3. Heft, St. Gallen, 1872.

Meyer J. R., Zwei Urkunden zur Geschichte Langenthals, Langenthal, 1959.

von Mülinen Egbert Friedrich, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, 5. Heft, Der Oberaargau, Bern, 1890.

Sprandel Rolf, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches, Freiburg i. Br., 1958.
Staerkle Paul, St. Gallus-Gedenkbuch, St. Gallen, 1952.
Wartmann Hermann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, 3 Bde., Zürich, 1863—1882.

Belege

1 886 heisst es Madaleswilare. Zu vergleichen ist das heutige Madetswil bei Russikon (ZH), das 745 Madalolteswilare heisst. Vgl. die Belege im St. Gallerurkundenbuch.

2 Die Fuhrleistung bedeutet wohl je ein Fuder Heu und Emd von einer anzinge, nach Du Cange 16000 Quadratfuss = 1/7 ha. Freundliche Mitteilung R. Kappeier, Baden.

3 Karl Geiser, Rohrbach — eine Herrschaft der Abtei St. Gallen im Oberaargau. Bern 1925. S. 9 und Fontes I, 216.

4 Hermann Bikel, Die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters St. Gallen von der Gründung bis Ende des 13. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1914. S. 136.

5 Bikel, a. a. O., S. 125. Robert Kappeier, der die St. Gallerurkunden des Oberaargaus einer neuen eingehenden Untersuchung unterzieht, sagt dazu: «Die Schenkung der Kirche von Rohrbach an St. Gallen dürfte nicht lange nach 795 erfolgt sein, wofür die Urkunde in Fontes I, Nr. 225/St. Galler Urkundenbuch I 359 gewisse Anhaltspunkte gibt; vielleicht geschah sie 816, auf welches Jahr ich die genannte Urkunde datiere.»

6a Fontes I, 225. Geiser, a. a. O., S. 10.

6b Fontes I, 229. Geiser, a. a. O., S. 11.

7 Fontes I, 239. Geiser, a. a. O., S. 13.

8 Fontes I, 233. Geiser, a. a. O., S. 12. J. R. Meyer, Zwei Urkunden zur Geschichte Langenthals 1960. S. 5—19.

9 Geiser, a. a. O., S. 7.

9a R. Kappeier nimmt diese Wiederholung des gleichen Namens zum Ausgangspunkt einer Untersuchung und nennt die betr. Familie Adalgozzinger.

10 Rolf Sprandel, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des Karolingischen Reiches. Freiburg i. Br. 1958. S. 76/77.

11 Bikel, a. a. O., S. 140.

12 Ildefons von Arx, Geschichte des Klosters St. Gallen. Bd. 1. St. Gallen 1810. S, 156.

13 Paul Staerkle, St. Gallus Gedenkbuch. St. Gallen 1952. S. 49 ff. Vgl. die Karte im Historischen Atlas der Schweiz.

14 Bikel, a.a.O., S. 89.

15 Gerold Meyer v. Knonau, in: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Neue Folge. 3. Heft. St. Gallen 1872. S. 151.
R. Kappeler denkt dabei, auch auf Grund archäologischer Hinweise, an die Existenz eines kleinen Klosters in Rohrbach, noch aus vorsanktgallischer Zeit!

16 Bikel, a. a. O., S. 199.

[17] Bikel, a. a. O., S. 313.
[18] Hermann Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. 3 Bde. Zürich 1863/82. Bd. 3. Nr. 1005.
[19] Bikel, a. a. O., S. 333.
[20] Fontes II, 143. III, 766.
[21] Wartmann, Urkundenbuch, III, 836. Geiser, a. a. O., S. 17.
[22] Fontes III, 111 und 449.
[23] Fontes IV, 651.
[24] Fontes IV, 546. Geiser, a. a. O., S. 26.
[25] Fontes IV, 571. Geiser, a. a. O., S. 19.
E. F. v. Mülinen, Beiträge zur Heimatkunde … V, S. 180.
[26] Fontes, IV, 598. Geiser, a. a. O., S. 19.
[27] Fontes, V, 622.
[28] Fontes, V, 740.
[29] Geiser, a. a. O., S. 20 f.
[30] Fontes, V, 707.
[31] Fontes, VI, 686, 690, 691.
[32] Fontes, VII, 89.
[33] Fontes, IX, 232, 250.
[34] Geiser, a. a. O., S. 26 f.
[35] Geiser, a. a. O., S. 32. Stadtrecht von Bern, herausgegeben von Hermann Rennefahrt, IV, 1, S. 381.

DIE QUART VON WYNAU[1]

J. R. MEYER

Anno 1284 erwarb St. Urban von Propst Ulrich in Solothurn und den Brüdern Heinrich und Otto von Falkenstein das Patronatsrecht der Kirche von Wynau. Im Jahre 1324 inkorporierte St. Urban mit bischöflicher Bewilligung die Kirche von Wynau (zugleich mit der von Niederbipp), was bedeutete, dass alle Einkünfte der Kirche von Wynau an St. Urban übergingen, also auch der Zehnten. Ein Viertel des Zehntens gehörte nach kanonischem Recht[2] dem Bischof, in diesem Falle also dem Bischof von Konstanz. Dieser verkaufte seinen Anteil einem Herrn von Brandis, dieser dem Kloster Interlaken. Am 14. Mai 1498 verkaufte Interlaken die Quart dem Werlin Kissling Amman und gemeinen Dorfleuten zu Langenthal für dritthalb hundert rheinische Gulden (ein Gulden gerechnet zu 2 Bern-Pfund). Im Kaufbrief steht: Unser Quart zu Wynau gibt jährlich zu Zins 15 Mütt Dinkels, fünfzechen Mütt Habers und zehen Mütt Roggen, Zoffiger Mütten.

Darf man annehmen, dass schon damals der Zehntquart als Handelsobjekt, das es eben geworden war, ein Fixum darstellte? Hatte sich schon St. Urban mit dem Bischof in diesem Sinne geeinigt? Hatte der Pfrundinhaber, d. h. der Pfarrer von Wynau, dem dann St. Urban seine ¾ überliess, die Verpflichtung in dieser Form übernommen? Der Ausdruck Zins deutet daraufhin. Oder bezogen die Langenthaler zunächst den Zehnten von den Bauern in Wynau? Schwerlich. Auf den Ausdruck Zins werden sich 1858 die Langenthaler berufen: Wir haben einen Zins zugut. «Mit dem Zehnten von Wynau und den Zehntpflichtigen von daselbst hat Langenthal nichts zu schaffen.»

Am 21. Mai 1579 erwarb der Staat Bern von St. Urban die Kollatur von Wynau und damit das Zehntrecht, die ¾ von Wynau und zwar von Nieder-Wynau[3]. Von 1579 an mussten also die Zehntpflichtigen von Nieder-Wynau ihr Getreide in die obrigkeitlichen Scheunen in Aarwangen abliefern. Und schon in der Amtsrechnung dieses Jahres steht unter den

Ausgaben: 10 Mütt Dinkel, 10 Mütt Haber und 6 *Mütt 8 Mäss Roggen* (das ist das entsprechende Bernermass) *an die Gemeinde von Langenthal,* und so dann immer durch die Jahrhunderte hindurch. War es einfach eine Vereinfachung zugunsten der Niederwynauer und der Langenthaler, ein freundliches Entgegenkommen der Obrigkeit? Anstatt dass zwei Zehntherren einzogen, zog der grössere für beide ein und entrichtete dann dem kleineren sein Betreffnis? Das würde voraussetzen, dass die Langenthaler wirklich berechtigt gewesen wären, von den Zehntpflichtigen selber ¼ des Gesamtzehntens zu beziehen. Dann wäre es aber auch folgerichtig gewesen, dass der Staat, der jährlich wechselnde Gesamtzehntenerträge bekam, nach Langenthal je nachdem eine kleinere oder grössere Quart abgegeben hätte. Das war aber eben nicht der Fall. Viel wahrscheinlicher ist es, dass von altersher der jeweilige Kollaturinhaber und Zehntherr von Wynau dem Bischof von Konstanz (für den im Kauf von 1498 das Wiederlösungs- und Rückkaufsrecht vorbehalten war) die Quart als ein Fixum zu leisten sich verpflichtet hatte, wodurch sie ja nur besser handelsfähig gemacht worden war.

Der jeweilige Zehntherr war also einfach mit einer bestimmten Abgabe belastet, die er in natura und in festen Mengen zu entrichten hatte. Seit 1579 war nun also der Staat Bern zu dieser jährlichen Leistung an Langenthal verpflichtet.

Die Langenthaler hatten nichts zu tun, als ihren zinsmässigen Anteil alljährlich zu bestimmten Zeiten in Aarwangen abzuholen. Ein schöner, sicherer Einnahmeposten! Jahr für Jahr wurde er in der bis auf ihre rührend unbeholfenen Anfänge zurück verfolgbaren Buchhaltung der Langenthaler eingetragen, z. B. so: «Es hat der sekelmeyster empfangen dye qwartt zu Arwangen des 1643 jahrs. Dye hein myr ferkouft dem jungen Hafner um ein hundertt gulden, und ist darfon uber blyben 4 bärnmütt rogen. Dye sole er fer rächne, ein jedes mäss um 8 bz. Dutt 15 kronen 9 bz.»

Im Jahr 1846 kam das Zehntablösungsgesetz. Und nun bot der Staat Wynau die Hand dazu, sich loszukaufen, und zwar vom ganzen Zehnten. Er nahm dafür Fr. 1784.49 alte Währung entgegen. Das beweist, dass Bern der oben geäusserten Ansicht, dass ihm bis dahin als Kollaturinhaber der ganze Zehnten von Niederwynau gehört habe, selber beipflichtete oder mindestens ihr tatsächlich, wenn auch unbewusst, gehuldigt hatte. Ueber die Natur der Leistung an Langenthal hatte man sich anno 1846 in Bern, wie man es nachher dort wahrhaben wollte, offenbar wirklich keine Gedanken gemacht oder dann falsche. Bern bezahlte weiter, allerdings, wie schon eine Zeitlang vor-

her, in Geld, zuerst gemäss den wechselnden Getreidepreisen, dann auf Grund eines von ihm errechneten Durchschnittswertes ein Fixum von 325 Franken.

Aber 1858 gingen auf der Finanzdirektion Bern irgendjemand die Augen darüber auf, dass 1846/47 bezüglich der Leistungen an Langenthal ihrerseits ein Irrtum gewaltet haben müsse: Man habe eine staatliche Schuldverpflichtung anderer Art und Herkunft angenommen. Nun wolle man an Stelle Wynaus, das bis 1846 tatsächlich immer noch Schuldnerin Langenthals gewesen sei, sich loskaufen mit einem Viertel des von Wynau Empfangenen. Das seit 1846 nach bernischer Meinung zu Unrecht Bezahlte wollte man zuerst der Burgergemeinde lassen. Als aber diese nicht auf das Angebot einging, sondern den Prozessweg vorzog, wollte man diese Beträge von ihr zurückhaben, sodass Langenthal, anstatt die von ihm geforderten Fr. 6445.38½ alter Währung (= Fr. 9341.30 neuer Währung) zu bekommen, noch tüchtig hätte herauszahlen müssen.

Vorläufig stellte der Staat kurzerhand die Zahlungen ein.

Nun kam es also nach 1858 zum Prozess. (B. A. XIII/9). Bern behauptete, der Staat habe von jeher, aus blossem Entgegenkommen oder aus Gründen der Zweckmässigkeit, zuhanden der Langenthaler den Zehntanteil, den diese selber direkt hätten beziehen können, entgegengenommen, bereitgestellt und ausgerichtet. Langenthal dagegen beharrte bei der Meinung, dass der Staat durch seine jahrhundertelangen Zahlungen eine fixe jährliche Leistungsschuldigkeit anerkannt habe. Nun begann man beiderseits, die alten Urkunden, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht zu studieren, zweckmässig auszulegen und in Gutachten und Streitschriften zu zitieren. Für die Langenthaler kämpfte Fürsprecher Nationalrat Bützberger, für den Staat sein Freund Fürsprecher Mathys. Der Prozess endete 1861 durch Entscheid des Appellations- und Kassationshofes des Kantons Bern in der Hauptsache zu Gunsten der Burgergemeinde. Ihre Forderung wurde als bis 1846 geltend anerkannt und auf Grund derselben eine höhere Loskaufsumme errechnet. Was der Staat seither bezahlt hatte, wurde freilich an der Loskaufsumme abgezogen. Sie betrug nachher immer noch Fr. 4647.75 neuer Währung.

[1] Dorfbuch Langenthal von 1688, Fol. 24 und 25.

[2] Nach altem allgemeinen Zehntverwendungsbrauch. Die Quart ist freilich nur für wenige bedeutende Kirchen bezeugt, z. B. auch für Herzogenbuchsee.

[3] Der Zehnt von Ober-Wynau ging an die Kirche Roggwil.

DOTTELBÄCHLEIN UND ELZMATTEN — ZWEI FLURNAMEN VON LANGENTHAL

J. R. MEYER

Das Dottelbächlein

Im Uebersichtsplan 1:5000 von 1930 ist der Oberlauf des Schulbächleins noch mit diesem seinem alten Namen bezeichnet. Eine noch ältere Namensform steht in einem Schriftstück von 1530: «Anstoss und March dess Thwings Langathon». Da heisst es: «Man soll wissen, das twing und ban zu Langathon anhept des ersten ob der schwende matten an dem Thwing von habchrein und zücht denn dem Bach nach untz an den hag, do die matten erwindt, und stosset uff ein sit an thwing und ban gan Lotzwil und gat den von dem Köttelbach über an die lachen (Marchbäume), die zwischen den Thwingen Lotzwil und Langathon sind …»

In späteren Urkunden begegnete mir die Form Tottenbächlein. Emanuel Friedli[1] bemerkt: «Totelmoos spricht man und Totenmoos schreibt man für ein ziemlich nasses und schattiges Landstück an der Nordostseite des grossen Totelmooswald zu Langenthal.» Kottel-, Rottel- Dettelbach, Tuttelbach notiert er[2] als alte entstellte Formen für Tottelbach, die der Lotzwiler Ueberlieferung entstammen. Eine Tootenmatt und einen Tootenwald in Lotzwil erwähnt er in anderm Zusammenhang.[3] Beide Namen gehören wohl auch in die gleiche Reihe.

Aber was bedeutet nun der Name Köttelbach? Sollte er von dem Worte Kette, besser Kedde, ahd. chutte = Herde, Schar, abzuleiten sein? H. A. Prietze kann in seinem Buche «Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen» mit diesem Worte, das eine altgermanische Bezeichnung ist für eine durch Verwandtschaft verbundene Schar, eine Sippe, eine Menge norddeutscher und oberrheinischer Ortsnamen sehr glaubwürdig erklären (z. B. Kettelbecke, Kottelbecke, Kettenbach, Kotterbach usw., wobei … bach immer nicht als Wasserlauf, sondern als Hügel, Thing = Gerichtshügel, zu verstehen ist). Auch im Schweizerdeutschen haben wir das Wort Chütt (ein Chütt Rebhühner = eine Kette, ein Volk Rebhühner). Auch da wurde das Wort auf die Menschen übertragen. Ob es aber in unserm Köttelbach steckt,

ist fraglich. Man könnte auch an Chett = Mühlebach, ahd. chetti — Grube, Grab, denken.

In einem Schriftstück von 1673 heisst es, «dass die von Langenthal das Todtelbächlein, wie von altem har, in Mühli Teich sollen fliessen lassen.» Hält man diese Angabe mit der oben versuchten Wortableitung zusammen, so darf man wirklich mit gutem Grunde annehmen, dass Dottelbächlein nichts anderes heisse, als das in den Mühlekanal, das Kett, fliessende Bächlein.

Die beiden Namen, Mühlebächlein und Schulbächlein, entsprechen zwei Zeitaltern, zwei Kulturepochen. Die erste (das Mühlenzeitalter) hatte noch genug zu tun mit der Sorge für die leibliche Nahrung. Ihr war die Mühle besonders wichtig, und die Erfindung der von der Wasserkraft betriebenen Mühle bedeutete für sie eine besonders wertvolle Kulturerrungenschaft. Als der neue auffällige Mechanismus auch auf unserer Scholle in Betrieb trat, erfolgte die erste Namensgebung. Wahrscheinlich sehr früh. Später aber, als die Sache alltäglich war, vergass man den wahren Sinn des Namens, suchte ihm zuerst noch durch Entstellungen einen neuen Sinn zu geben und gab ihn schliesslich ganz auf. Das Schulzeitalter war gekommen. Am Bache stand nun ein neuer auffälliger Betrieb, der den örtlichen Anschluss an den Bildungswillen der zweiten Kulturepoche bewies: das Schulhaus. Jetzt konnte es nicht ausbleiben, dass ein so sehr auf sachliche Klarheit eingestelltes Volk den alten, nicht mehr verstandenen Namen durch den neuen ersetzte.

Aber nun ist es hübsch, zu sehen, wie der verschupfte Namen sich artig gerächt hat, indem er einen ganz versteckten mystischen Hang der sehr sachlichen Leute ans Tageslicht brachte. Das Köttel-, Tottel- oder Tottenbächlein kommt aus dem Totenmooswald im Lotzwilerbann, hinter dem Handbühl. Es fliesst durch die Totenmatt.[4] Friedli schreibt, damit man ja wisse, wie das Volk es meint: Tootenmoos, Tootenmatt. Wir wissen jetzt, dass diese Namen mit der grössten Wahrscheinlichkeit nichts mit dem Tode zu tun haben. Vielmehr haben sie es mit der Mühle zu tun, als Quellgebiet des Bächleins, das dem Mühleteich und dem Mühlekanal, dem Kett, zufloss.

[1] Emanuel Friedli, Bärndütsch, Aarwangen, p. 69.
[2] Emanuel Friedli, Bärndütsch, Aarwangen, p. 11/12.
[3] Emanuel Friedli, Bärndütsch, Aarwangen, p. 135 und 248.
[4] Siegfriedblatt 1:25 000.

Elzmatten (-weg, -bächlein)

Bis 1922 hiess die heutige Untersteckholzstrasse in Langenthal Elzweg. Heute heisst so bloss noch ein rechtwinklig, gegen die Waldhofstrasse hin, davon abzweigender Feldweg. An ihm liegen die Elzmatten. Und schliesslich meldet sich, da wo die Untersteckholzstrasse in den Wald eintritt, linker Hand, noch ein bescheidenes Rinnsal: das Elzbächlein.

Elz! Merkwürdiges, unerklärliches Wort!

Was weiss der neue Brockhaus Gutes, das uns auf die rechte Spur führen könnte? Im mittleren badischen Schwarzwald gibt es ein Flüsschen Elz. Ebenso eines in der Eifel. Ferner eine Ortschaft bei Wiesbaden.

Alles Suchen im Schweizerischen Idiotikon hat zu nichts geführt. Aber andere Wörterbücher weisen auf eine neue Möglichkeit hin. Die Erle heisst auf niederländisch «eis». Sprachlich damit verwandt (wenn auch botanisch nicht eine «alnus», sondern eine «sorbus» oder auch eine «prunus») ist der Eisbeerbaum, frz. «alise». Sollte der Flurnamen Elz also von einem Baumnamen herstammen? Das wäre eine sehr naheliegende Erklärung. Freilich hätten da vorerst noch der Förster und der Pflanzengeograph befragt werden müssen.

Es war nicht mehr nötig. Im Dorf buch von 1573 fand ich die Eintragung: «Item so macht Cunrads Knaben alle jor das Eycheltzs äster von wägen ihren Eiheltzs matten». Zu allem Ueberfluss fand sich daneben noch eine auf die gleiche Sache bezügliche Notiz von 1701 mit der Schreibung «Eltsmatten». Es ist kein Zweifel mehr möglich: Elz kommt einfach von Eichholz.

In einem Verzeichnis von 1530 ist denn auch zwischen den Wäldernamen «Hinderberg» und «in Betten» eingereiht: «ein wald heist das Eichholtz».

Elz ist ein Schrumpfwort, bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Bestandteile verkümmert.

DER KARDINAL JEAN DU BELLAY UND DIE RATSHERREN VON BERN

(Der Vorfall von Wiedlisbach im Mai 1553)

HENRI MEYLAN

Als Alexis François 1946 in der Sammlung «Etudes de lettres» die Schweizer Sonnette von Joachim du Bellay veröffentlichte und besprach, erwähnte er auch das Missgeschick; das dem Kardinal du Bellay in der kleinen Berner Stadt Wiedlisbach zustiess. Aber da er nicht selbst die Akten dieses Ereignisses im Berner Staatsarchiv befragte, liess er sich das interessanteste Stück entgehen, und zwar einen Brief des Kardinals an den französischen Botschafter in Solothurn. Ich möchte hier diese Lücke schliessen und damit einen Stein — so klein er auch sei — dem grossen Werk der Korrespondenz von Jean du Bellay hinzufügen, das man uns wohl eines Tages zugänglich machen sollte.

*

Kardinal du Bellay ist eine der interessantesten Figuren des XVI. Jahrhunderts. Wie sein älterer Bruder, Guillaume, Herr von Langey, der Kriegsmann, hat er seine hohen diplomatischen Gaben in den Dienst seines Königs, Franz I. gestellt. Bischof von Paris seit 1532, zum römischen Kardinal promoviert 1535, hat er immer eine wohlwollende Hand über allerlei Leute gestreckt, die im Verdacht von «Lutheranischem Glauben» standen.

Im Frühjahr des Jahres 1553 entschloss sich der Kardinal — er war etwa sechzig Jahre alt — wieder nach Rom zu gehen, wo seine lange diplomatische Erfahrung den Interessen der Politik Heinrichs II. in Italien nützliche Dienste leisten konnte.[1] Er nahm ein zahlreiches Gefolge mit sich, nicht

N. B. Die vorliegende Arbeit erschien 1960 in den Etudes de lettres, publiées par la Faculté des lettres de l'université de Lausanne, série II, 3, 1960, no 3. — Herr Prof. Henri Meylan hat uns freundlicherweise die Uebersetzung von Herrn Wolf Böttcher, Marburg, verschafft.

weniger als 200 Pferde — nach dem, was der Ratssekretär von Genf sagt, — mit einem ansehnlichen Gepäcktross. Eine wohlbekannte Gestalt, und zwar die seines Arztes, fehlte diesmal in seiner «familia»: Meister François Rabelais war kurz zuvor in Metz gestorben.[2] Von Genf aus, wo er vergeblich versuchte mit Calvin zusammenzutreffen,[3] erreichte der Prälat Solothurn; dort setzte der französische Botschafter Sébastien de l'Aubespine, Abt von Bassefontaine, alles ins Werk, ihn gebührend aufzunehmen. Dann wechselte die französische Truppe vom Gebiet von Solothurn nach dem von Bern hinüber. Sie befand sich gerade auf dem Weg zum Tagesziel Olten, als sie sich in der einzigen Strasse von Wiedlisbach gefangen gesetzt sah,[4] denn sie sollten Wegzoll entrichten. Aber hören wir lieber den Kardinal seine ärgerliche Situation in dem Brief schildern, den er noch an demselben Abend an Bassefontaine[5] schrieb:

«Monsieur,

heute morgen erreichte ich die kleine Stadt Wiedlisbach, und als man mich dort einziehen sah, schlossen die Bewohner plötzlich das Tor, durch das die ersten wieder hinauswollten. Sie schrien, ich weiss nicht was, und verfehlten mit einem Axtschlag nur um weniges den Kopf eines Edelmannes, der dem Ausgang am nächsten war. Auf diesen Lärm und Schrecken hin liess ich meine Sänfte öffnen und wollte mich nach rückwärts wenden. Dies verhinderten sie jedoch, indem sie auch das andere Tor schlossen. Da sind wir nun lange geblieben und haben unsere Zeit hingebracht. Sie schrien und drohten wild, und wir wussten nicht, was antworten. Von meinen Dolmetschern war der eine bei der Vorhut, der andere bei der Nachhut. Schliesslich drängte sich ein kleiner Junge, der französisch sprach, nach vorn, — ich weiss nicht, ob es Zufall war oder Berechnung. Dieser sagte, dass die Herren erzürnt seien, weil wir ein Feld durchquert hätten. Und nach längeren Streitigkeiten haben sie mir die Zahlung eines Guldens auferlegt. Ich liess sie durch den kleinen Dolmetscher fragen, ob sie wohl wüssten, dass ich Botschafter des Königs von Frankreich sei, Freund und Verbündeter ihrer Herren von Bern, und liess es ihnen zweimal mit Lautstärke wiederholen. Sie gaben mir zur Antwort, dass sie das gar nicht interessiere.

Am Morgen hatten sie meinen Offizieren, die die Vorhut bildeten, ähnlich mitgespielt, danach meinen Maultiertreibern und allen anderen. Nur einem Mitteltrupp haben sie nichts abgefordert. Da sie nur zehn oder zwölf waren, habe ich die Vermutung, dass sie auf den grössten Trupp warteten.

So hat es sich zugetragen, und ich versichere Ihnen, dass meine Truppe und ich nicht um Haaresbreite von der Strasse abgewichen sind. Alle anderen meines Gefolges unterwerfen sich jeder Strafe, falls sie darin anders gehandelt haben sollten, und wir sind wahrhaftig alle in einer Reihe, einer in der Spur des anderen gegangen. Dieses Benehmen ist reichlich seltsam und tadelnswert, ja grundlos erkünstelt. Davon wollte ich Sie wohl unterrichten, damit Sie umso leichter sehen, ob es vorteilhaft ist, die Ratsherren von Bern etwas wissen zu lassen oder etwa gar nichts zu unternehmen. Was meine Interessen betrifft, so möchte ich die Sache nicht an die grosse Glocke hängen. Wenn sie mir statt der drei oder vier Gulden Auflage, die sie mir gemacht haben, zehn oder zwölf abgefordert hätten, so hätte ich sie nicht abgewiesen. Die Gewalttätigkeit, die Drohungen und die Raserei, finde ich das Schlimmste daran.» (Vgl. den Originaltext im Anhang).

Bassefontaine, dem der Kardinal die Entscheidung darüber überliess, ob man sich beschweren sollte oder nicht, meinte zweifellos, dass es um die Ehre seines Herrn ginge. Er übersandte sogleich eine Abschrift dieses Briefes an die Ratsherren von Bern,[6] wobei er sowohl die Seltsamkeit des Vorganges hervortreten liess, als auch, wie sehr er im Gegensatz stand zu der Aufnahme, die dem Vertreter des Allerchristlichen Königs bis dahin zuteil geworden war. Er wies auf die Friedensverträge hin und auf die gute Freundschaft, die zwischen ihnen bestehe und fortdauern solle, und bat die Herren, für Gerechtigkeit und Recht sorgen zu lassen, damit der Kardinal Befriedigung erhalte.

«Und wenn auch seine Leute oder er ein Feld durchquert und Schaden angerichtet hätten, so hätte er schnell, Gesetz und Recht folgend, anständig zahlen müssen, und man hätte nicht mit Gewalt und Waffenklirren einer solchen Schar Männer von Ehre und Stand gegenübertreten sollen. Zudem bitte ich Sie, meine Herren, klug und umsichtig der Sache auf den Grund zu gehen, denn es ist dies nicht die erste Klage, die ich, seit ich hier bin, über jene erhielt; ich kann mir nicht vorstellen, wer sie so aufreizt.»

Die Ratsherren von Bern beeilten sich, Bassefontaine ihres guten Willens zu versichern, und erklärten, dass die Sache ihnen «sehr missliebig» sei.[7] «Ueber dieselbe werden wir eine sorgfältige Untersuchung durchführen, und danach die Strafe festlegen, je nach dem, wie sie der Fall verdient, so dass Sie und alle anderen vollauf Zufrieden sein können.»

Zur selben Zeit erhielt der Vogt von Bipp, Philipp Kilchberger,[8] Befehl, sich genau über den Vorfall zu unterrichten und dann zur Berichterstattung

nach Bern zu kommen. Er war wohl darauf bedacht, gute Arbeit zu leisten, wurde aber durch Krankheit verhindert, sich selbst in die Hauptstadt zu begeben. Darum legte er das Ergebnis seiner Untersuchung schriftlich nieder und vertraute es dem Zöllner von Wiedlisbach an, der bei dem Vorfall dabeigewesen war. Dieser begab sich in Begleitung des kleinen Jungen, den der Kardinal in seinem Brief erwähnt hatte, nach Bern. Zum Glück ist uns dieses deutsche Schreiben erhalten, das uns nun auch die Stimme der Gegenpartei vernehmlich macht.[9]

Wiedlisbach in der Darstellung der Chronik von Johannes Stumpf, 1548.

«Myn fruntlichen gruss, ouch underthäniger und khorsamer dienst zuvor. Edlenn, frommen, vesten, furnämen, ersamen und weysen, gnädigen min Herren, üwer Gnaden schribenn han ich empfangen und des inhaltz woll verstanden, anträffend des Kardinals halb von Bellay, und siner dieneren zu Wietlispach vergangen. Uff das, g. min Herren, hatt es sich zutragen, das sy daher khon sind, hatt üwerer diener der zolner, zeiger dis brieffs, innen den zoll gehöuschen von den multhieren, deren bin xxvi sind gsin, und all gladen; uff das sy sich gewidrigett, vermeint diewyll sy Frantzöschis sygen, sy nütt schuldig; uff das der zolnner vermeint er möge nit wüssen, ob sy Frant-

zöschis sygenn oder nit, sy füren doch kheine frantzöschisy zeichen an innenn, dan er der zollner fyll betrogen wyrtt von Itallieneren, Spangeren und andren, die mit dem zoll in des küngs namen durfarren wellen. Diewyll sy nun mit dem zoll gehandlett, ist einer khomen und ime anzeigtt, wie sy innen durch die haberzelg sygen geritten, und da vyll gesschent, dess sy nun nit lougnen khonthen; do hand sy inne die straff gefordret, von jedem ross iii s. wie es dan irer bruch ist, des sy sich nun gewidrigett und ubige und bösse wortt ouch dem zollner tröwett geben, darnach die ross getzellt, hat es ein kronen bracht, die sy geben müssen, ouch den zoll gericht. Do ist nitminder zeiger diss brieffs hatt den fordristen sin ross bim zoun erwütscht. Do wollt er überin sin gritten mit gwallt, do hatt er mit der ax zu ime geschlagen. Aber, gnädig min Herren, ir mögend nit glouben was er liden muss mit den Weltschen allensamen, die da furritten, dess zolls halb: einer zuckt die furbuchsen über inne, der ander sin gwer, ettlich wend über inne ritten. Ouch so sind die üweren mechtig beschwerd mit dem welschen folck, sy faren nienen der rechten Strass nach, sonder den nechsten durch korn und haber, land ouch innen die thürly offen, thun keins zu, darnach gatt inenn das fe zu schaden, unnd treit es innen darnach niemantz ab, das mich die üweren zu offtermall es klagtt hend, diewyll sy zinsen und zenden gen müssen, das sy gern das irren geschirmpt hetten. Dan es ein mechtige strass, da ist der frömbden folcks halb, und besonders dis jars, dan sy selber einandren straffen: wo einer dem andren über ein geseitten acker rittett, der fartt umb iii s., dan es ein altter bruch under innen gsin ist. Doch ist der zolner, zeiger dis brieffs da, ouch der knab, mögend sy witter fragen. Ich hett üch, min Herren, gern munthlich bericht, so ist es mir lybs halb an einem schänkel nit müglich gsin. … Sind Gott dem Herren in gnaden beffollen. — Datum den 16 may im 1553 jar.»

Uwer Gnaden alltzitt underthäniger und khorsamer diener,
Philipp Kilchberger.

Diese Verteidigung der Wiedlisbacher, zweifellos noch bestärkt durch die Erklärungen des Ueberbringers, verfehlte ihre Wirkung nicht. Zwischen den Behauptungen des Kardinals und denen der Bauern ihrer Vogtei scheinen die Ratsherren von Bern nicht lange geschwankt zu haben. Denn der zweite Brief an Bassefontaine — mit dem Datum des 18. Mai — zeigt eine ganz andere Tonart als der erste.[10] Er nimmt die Darlegungen des Vogts über die Haltung der erzürnten Bauern auf — manchmal sogar wörtlich — und hebt

die Schwierigkeiten hervor, auf die der Zollbeamte in Ausübung seines Amtes stösst.

«Wir haben an unseren Vogt von Bipp, der auch den Wiedlisbachern vorsteht, geschrieben, dass er Bericht erstatten solle von der Gewalttätigkeit, die dem Herrn von Bellay widerfahren sein soll. Wir sind wie folgt unterrichtet: Dass, als ein Teil seiner Leute mit 26 beladenen Maultieren ankam, unser Zollwärter ihnen den Wegzoll abverlangt habe. Dieselben machten Schwierigkeiten, sagten, sie seien Franzosen und deshalb davon befreit.[11] Er hat ihnen nicht ohne weiteres Glauben schenken wollen, da er des öfteren von Angehörigen anderer Nationalitäten, als da sind Italiener und Spanier, die sich Franzosen nannten, betrogen worden ist, und fragte sie nach Briefen oder französischen Kennzeichen. Währenddessen kam ein Bauer, der angab, dass sie über die Hafersaat geritten seien und diese stark beschädigt hätten. Das konnten sie nicht leugnen, weshalb die üblichen Geldstrafen von ihnen gefordert wurden, und zwei drei Schilling pro Tier. Sie wollten aber keineswegs zahlen, vielmehr bedrohten sie den Zollwärter und gebrauchten beleidigende Worte. Im Folgenden befand er sich beim Zählen der Pferde, die für den angerichteten Schaden einen Gulden zu zahlen hatten. Da hat allerdings einer eins der Pferde am Zügel ergriffen. Als das aber der Reiter sah, wollte er jenen überreiten, wovor er sich jedoch durch einen Axtschlag schützte, doch traf er ihn nicht … etc.

Die Sache hat unser grosses Missfallen erregt, und wir möchten bestimmt nicht, dass von der einen oder anderen Seite so gehandelt wurde. Doch können wir Ihnen nicht verheimlichen, dass fast alle durchreisenden Franzosen in dem Glauben, in ihrem eigenen Lande zu sein, hier bei uns versuchen querfeldein, wie sie gerade können, die besten und kürzesten Wege zu gehen und zu nehmen, ungeachtet des Getreides und anderer Früchte. Dies haben unsere Untertanen, und in besonderer Weise die Deutschen, von alters her weder gewollt noch sich zu dulden gewöhnt, nicht einmal von uns selbst, ihren Herren. Wir bitten und ersuchen Sie, so gut es Ihnen möglich ist, die Sache zu beruhigen und von Ihrer Seite aus darauf zu halten, dass die Leute des Königs von jetzt ab die öffentlichen und offenen Wege nehmen und nicht die bebauten Felder überqueren oder deren Gatter öffnen und nicht wieder schliessen. Von unserer Seite aus werden wir darauf bedacht sein, die Unseren jenen gegenüber zu ganzer Rechtlichkeit, Wohlwollen und Freundschaft anzuleiten. Dies wüssten wir nicht zu tun, wenn obengenannte Beschädigungen fortgesetzt würden. In der Hoffnung, dass Sie Ihre Pflicht tun

werden und wir die unsere tun werden …». (Vgl. den Originaltext im Anhang.)

Der Botschafter des Königs hielt es nicht für nötig, darauf zu bestehen, und die Angelegenheit verlief im Sande. Jedoch kann man das Bedauern darüber nicht unterdrücken, dass nicht einer der Vertrauten des Kardinals aus diesem Vorfall den Stoff für ein Sonnett gezogen hat: Joachim du Bellay, — denn er reiste mit,[12] — hätte die Bauern von Wiedlisbach ebenso verewigen können wie Ronsard die Holzfäller des Gastinerwaldes.

Anhang

1. Kardinal du Bellay an Ambassador de Bassefontaine

Monsieur, passant ce matin par dedans la petite ville de Wietelspach, quant ceulx d'icelle m'ont vu enfourné dedans, ils ont souldainement fermé la porte par ou voulloient sortir les premiers, cryans je ne scay quoi, et a ung gentilhomme qui estoit le plus près a sortir ont failly a donner ung coup de hache sur la teste. Sur ce bruict et effroy, j'ay faict ouvrir ma lattière et ay voulu tourner en arrier, ce qu'ils ont empesché fermant l'aultre porte, et la fusmes demourez long temps a passer nostre temps, eulx cryans es menassans a furie et nous ne saichans que respondre. Car de mes deux truchemens, l'ung estoit devant, l'aultre derrier. Finablement se jette en avant ung petit garson parlant francoys, je ne scay fortuito an ex composito, qui dict que Messieurs sont courroucez de quoy nous avions passé par dedans ung champ, et après plusieurs altercations m'ont composé a ung escuz. Je leur ay faict demender par ce petit truchement s'ils savoient bien que j'estoys ambassadeur du Roy de France, amy et allyé de Messieurs les supperieurs, et par deux foys la leur ay faict repeter tout hault. Ilz m'ont faict responce qu'il ne leur en chailloit. Des le matin ilz avoyent faict le semblable a mes officiers qui alloient devant, et depuis a mes muletiers, et tous aultres; a une trouppe du millieu n'ont ilz riens demandé, qui estoit de dix ou douze seulement, qui me faict conjecturer qu'ilz attendoient la plus grosse trouppe.

Voila le faict comme il est passé, vous asseurant bien que ma trouppe et moy n'avyons desvyé du grand chemin de l'espoisseur d'ung cheveu. Tous les aultres de ma subjecte se soubzmettent a toute punission si autrement en ont faict, et de faict nous sommes tous allés a la fille a la piste les ungs des aultres. La façon est assez estrange et vitupereuse, non que contre raison questueuse, et vous en ay bien voulu advertir, afin qu'il vous plaise veoir s'il sera bon que faciez entendre quelque chose a Messieurs de Berne, ou bien n'en faire aultre semblant. Car quant a mon interest, je seroys bien marry d'en faire aultre cas; si au lieu de trois ou quatre escuz de ranczonnement qu'ils m'ont faict en tout, ilz m'en eussent demandé dix ou douze, je ne les eusse esconduictz. La violence et menasses et furie est le pis que je y trouve.

2. Bern an Ambassador de Bassefontaine

Ayant escript a nostre bailli de Bipp, qui est aussi preposé a ceux de Wietlispach, qu'il deubst advertir de la violence que debvoit estre obviee à Monsr de Bellay, sommes esté informez comme s'ensuit. Que estant arrivé une partie de ses gens avec XXVI mulets chargez, nostre peageur leur en ayt demandé le peage. Lesquelz firent difficulté, disans estre Francoys et pour ce libérés. Ausquelz n'a incontinent voulsu adjouster foy, pour estre souventes foys cy devant d'aultres nations de gens, comme Italiens et Hespagnaulx qui se nommarent Francoys, trompé, leur demandant lettres ou enseignes francoyses. Cependant vint ung paysant qui declaira comme ilz eussent chevaulché et passé par les semens d'avoyenne et iceulx fort gasté, ce que ne sceurent nyer, dont leur furent demandees les esmendes coustumaires, assavoir trois solz par beste, lesquelles ne voulsirent aulcunement payer, mais menassoyent grandement le peageur et usarent de motz rigoreulx. En après se trouva par compte des chevaulx, qu'ilz debvoyent pour le dommage faict ung escuz, que leur failloit payer. Bien soit il vray que ung apprehendit l'ung des chevaulx par la bride, quoy voyant le chevaulcheur voulsist passer par dessus luy, de quoy l'en garda par le coup d'une destraulx, toutesfoys ne le frapist pas etc.

De laquelle chose summes grandement desplaisans et vouldrions certainement que ce ne fust ainsi faict de l'ung ou d'aultre cousté. Toutesfoys ne vous pouvons celer que presque tous Francoys passans, cuidans estre en leur pays, tachent aller et prendre par deca les meilleurs et plus cours chemins qu'ilz peulvent par les campagnes, nonobstant les bledz ou aultres fruicts. Ce que nos soubgetz, singulierement les Allemans, n'ont d'ancienneté voulu et accoustumé souffrir, ny de nous mesmes leurs superieurs. Vous priant et requerant le tout appayser le mieulx que scaurez, et tenir main de vostre cousté que cy après les gens du Roy prennent les chemins publicqs et ouverts, non passans les champs vestus de fruicts ou ouvrissans les clausures d'iceulx et non les fermans. Et de nostre cousté ne fauldrons a toute diligence d'induyre les nostres a toute equité benevolence et amytié envers eulx, ce que ne scaurions faire s'ilz vouldroyent perseverer les dommages comme dessus, esperant que ferez vostre debvoir et ferons le nostre …

[1] Ueber diese letzte Reise von Jean du Bellay, der sieben Jahre später in Rom starb, siehe Lucien ROMIER, «Les origines politiques des guerres de religion», Bd. I, S. 361 f., cf. S. 104 ff.

[2] HEULHARD, «Rabelais. Ses voyages en Italie, son exil à Metz», S. 341.

[3] Calvin an Viret, 8. Mai 1553: «Als Kardinal du Bellay hier durchreiste, schickte er Pagnetus, der mich veranlassen sollte zu ihm zu kommen. Ich war jedoch nicht zu Hause. Jener gab sich damit zufrieden, — ich glaube, ihm lag nicht so sehr viel an einem Gespräch.» (*Calvini opera*, Bd. XIV, Sp. 528). In Zürich dagegen sprach der Kardinal mit Bullinger, der ihm seine Gefühle betreffs der Verfolgung, die in Frankreich wütete, nicht verbarg. Soeben hatte die Nachricht von der Verbrennung der fünf Lausanner Schüler in Lyon am 16. Mai durch die Kaufleute von St. Gallen die Schweiz erreicht (cf. Bullinger an Bassefontaine, 1. Juni, Calvini opera Bd. XIV, Sp. 550.)

[4] Wiedlisbach gehörte zur Vogtei Bipp (vgl. Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. VII, S. 309 f.)

[5] Sébastien de l'Aubespine, aus der Familie, die dem franz. Königtum eine ganze Anzahl guter Diener stellte, war ordentlicher Botschafter in Solothurn vom Ende des Jahres 1552 bis Oktober 1554. (Vgl. Ed. ROTT, «Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons», Bd. I, S. 474) — Rott mit seiner gewohnten Genauigkeit hat auf die Stücke hingewiesen, die ich hier benutzt habe.

[6] Berner Archiv: «Unnütze Papiere», Bd. 54, Nr. 14 und 15. Der Brief des Botschafters ist datiert vom 13. Mai.

[7] Berner Archiv: «Ratsmanual», Bd. 324, S. 254 (Montag, 15. Mai). Der Brief an den Botschafter, 15. Mai: Welschmissiven-Buch C, Blatt 441.

[8] Philipp Kilchberger, Mitglied der Zweihundert von 1545 ab, Vogt von Bipp 1549, von Morges 1556, von Moudon 1564, gestorben 1571 (Historisch-biogr. Lexikon der Schweiz, Bd. IV, S. 355.)

[9] Berner Archiv: «Unnütze Papiere», Bd. 43 Nr. 154 (Das Ende des Briefes bezieht sich auf einen armen Teufel, aus Solothurn gebürtig.) Wir geben diesen hier in Originalsprache wieder, die andern Briefe sind aus dem Französischen des 16. Jhs. ins Deutsche übertragen.

[10] Berner Archiv: Welschmissiven-Buch C, Blatt 412, veröffentlicht von Alexis Francis, op. cit. S. 91.

[11] Der Art. 9 des ewigen Friedens von 1516 sah vor, dass die beiden Parteien, ebenso ihre Verbündeten, erlauben sollten, und zwar «freimütig und ungezwungen, dass alle Kaufleute, Botschafter, Pilger und andere Leute, von welchem Stand und Würden sie auch seien, mit ihrem Gefolge, Gut und Handelsware sicher verkehren, kommen und gehen könnten und dürften ohne jegliche Belästigung oder Auflage von Wegzöllen oder anderen Auflagen, ausser solchen, die von alters her Brauch sind.» (Dumont, Bd. IV, S. 249.)

[12] Tatsächlich ist Joachim während des Aufenthalts in Rom, wo er der Sekretär seines Verwandten, des Kardinals, wurde, der Dichter der «Regrets» geworden. (Vgl. Henri CHAMARD, «Joachim du Bellay», 1900, S. 301 ff.) Die von Alexis Francis untersuchten Sonnette stammen von der Rückreise (1557).

DER PFARRBERICHT VON 1764 ÜBER HUTTWIL

SAMUEL HERRMANN

Wie um die Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss der 1759 gegründeten oekonomischen Gesellschaft neue Ideen über den Landbau sich verbreiteten und eine neue Ordnung sich ankündete, die jahrtausendalte Dreifelderwirtschaft abzulösen, zeigt die Einleitung zum Pfarrbericht über Lotzwil von Karl Stettler (Jahrbuch des Oberaargaus 1960).

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte waren die Bevölkerungszahlen in die Höhe geklettert, die Verbraucherzahlen gestiegen, die alten, ererbten Methoden des Landbaus aber waren die gleichen geblieben. Wollte die Regierung nun den Boden für notwendige Reformen ebnen, war eine genaue Kenntnis der vorhandenen Verhältnisse dringend nötig.

So ordneten die Gnädigen Herren in Bern im Jahre 1764 eine Volkszählung an. Mit der Durchführung beauftragten sie die Pfarrherren, die als schreibgewandte Kenner der örtlichen Verhältnisse für diese Aufgabe damals in Frage kamen.

Zusammen mit den Bevölkerungszahlen hatten die Seelsorger auf elf Fragen der Regierung Auskunft zu geben. In Bern wollte man genaue Auskunft über die wirtschaftlichen Zustände und die Armenverhältnisse in den einzelnen Gemeinden des Kantons. Es entstanden daraus die sogenannten Pfarrberichte von 1764, die im Staatsarchiv in Bern aufbewahrt werden.

Für die Kirchgemeinde Huttwil berichtete in schwungvoller Schrift der Pfarrherr Johann Ludwig Lienhart. 1715 geboren, 1741 fertig ausgebildet, wird er 1752 Pfarrer im Städtchen Huttwil. In den zwölf Jahren bis zum Berichtsjahr 1764 hatte er also reichlich Zeit, seine Huttwiler kennen zu lernen. Und weil die Regierung erlaubt, «dass man kurze Anmerkungen dem Zurücke sendenden Cahier beyfügen könne», meldet Pfarrherr Lienhart in zusätzlichen neun Punkten aufschlussreiche Angaben über seine Gemeinde nach Bern. Seine Antworten auf die obrigkeitlichen Fragen und die zusätzlichen Bemerkungen in bestimmter, farbiger Sprache geben wir ungekürzt wieder und fügen unsern Kommentar in Schrägdruck bei.

Fragen

Antwort und Anmerkungen, über die im Augustus letzthin von Bern erhaltenen Fragen.

1. Ist die Anzahl der Armen des Orts würklich gross?

Diese Frage soll ich nicht beantworten, sondern Meine Hoch-Wolgeborne gnädige Herren werden nach Dero hohen und weisen Einsicht aus der eingegebenen Anzahl der Bürgeren diese Verhältnisse selbst erkennen und bestimmen.

Von der damaligen Bevölkerung Huttwils bezeichnet der Pfarrer in seinem beigelegten Cahier 10% als Arme. Das Städtchen steht damit unter dem Durchschnitt der Landvogtei Trachselwald, in der man 13% als Arme rechnen musste. Zum Vergleich wurden für Eriswil 15% und für Affoltern 14% Arme nach Bern gemeldet.

2. Fehlet es Ihnen an Lust, oder an Gelegenheit zur Arbeit?

Die Noth, Taglöhner zu bekommen beweisst, dass in hiesiger Gemeinde die Lust und Gelegenheit zur Arbeit nicht mangeln; denn man kann oft in denen grossen Arbeiten, Heüen, Ernten, Sayen mit Gelde und guten Worten wegen der Menge der Weberen und Spinneren, nicht Taglöhner bekommen.

Der Pfarrer zu «Erisweyl» musste auf diese Frage über seine Gemeinde berichten: «Es fehlt ihnen zwar nicht an Gelegenheit, sondern etwelchen Armen möchte es etwan an Lust zur Arbeit fehlen.»

Mangel an Arbeitskräften also schon damals! Besonders der stark verbreiteten Leinwandherstellung wegen.

3. Welche Handreichung wird ihnen von der Gemeinde oder von der Obrigkeit geboten?

Von der Hohen Obrigkeit keine: Die Gemeinde ist von der Hohen gnädigen Landesobrigkeit mit gnädigst vergönnten Freyheiten* beschenket worden, welche durch eine ziemlich gute Haushaltung Sie bis dahin in Stand gesetzt, ihre Armen selbst zu besorgen.

Diese Handreichung im Jahre 1763 war,

an Getraid:		Mütt	Mäs
	Dinkel	4	5
	Haber	4	5

* (Zölle, Marktrecht).

an Geld:

	Kronen	Batzen	Kreuzer
Dischgelder	191	2	1
Monatsgelder	37	5	–
Hauszinsen	39	3	2
Kleidungen	37	10	–
Arztlohn	15	17	2

Denn werden acht Personen in hiesigem Spitale über diess aus Hauszins freygehalten. Ueberdas sind fünf Personen, mit welchen man wegen ihrer Tummheit und Leibsbeschafenheit nichts anders anfangen kann, im Umgange.

Der Wert des Geldes betrug 1764 ungefähr:

1 Krone	*= 25 Franken*
1 Batzen	*= 1 Franken*
1 Kreuzer	*= 25 Rappen*

Ein Mütt zu 12 Mäs entsprach ungefähr 168 l Getreide, wobei das kleinere Burgdorfer Mäs vom grössern Berner Mäs zu unterscheiden ist.

4. Was sind für Anstalten zu der Auferziehung der Kinder und zu ihrer Anweisung zur Arbeit gemacht ?

Die Gaben und die Fähigkeit der Kinderen bestimmen beyde. Entweder lässt man sie grobe und der Gemeinde nötige, einmal bey Leibe nicht, *(etwa ja nicht)* Stadt-Handwerke lernen, oder sie müssen Bauernknechte werden.

5. Mit welcher Arbeit könnten die Armen an dem Orte selbst beschäftiget werden?

In dieser Gemeinde sind Spinnen und Weben, wegen dem beträchtlichen Tuchhandel nach Langenthal, für die Armen, in Sonderheit für die über das mitlere Alter, wie auch Mannspersonen, die den Feldbau nicht mehr verrichten können, der ordentlich und gewisse obwol zu Zeiten sehr geringe Verdienst.

6. Welche wären zu dieser Absicht die dienlichsten und rathsamsten Massreglen?

Die noch nicht zünftige *(in einer Zunft zusammengefasste)* Handwerke, in Sonderheit die Weber sollten zünftig gemacht werden: Durch dies würden die Pfuscher und Stümper gehemmt, und könnte nicht ein jeder ohne vor-

hergemachtes Meisterstück d'rauflooswebe n, und zum grössten Nachteile der Tuchfabrication elende, und nichtswerte Tücher machen.

In Ansehung der Spinneren sollte der sogenannte St. Gallesche Schneller, weil mit solchem weder der Verkäufer noch Käufer können betrogen, folglich die köstlichen Commissionen, welche Umkosten auf die Fabrication fallen, erspart würden, eingeführt werden.

Ueberdas sollte die inländische Anpflanzung des Hanf und Flachses begünstiget und anbefohlen werden. Weil einerseits durch die Einfuhr des fremden Gespünsts bald so viel Geld, als die Tuchfabrication auswirft, aus dem Lande geht. Anderseits würden die Tücher von unserm Gespünste, welches an der Sonne gerosset unvergleichlich besser und dauerhafter, als die von Ellsassisch, Pfälzisch und im Wasser gerosseten Gespünste.

Im Garnhandel ging es wohl nicht immer allzu redlich zu. Um Betrügereien der Spinner zu verunmöglichen, setzte sich bereits im 18. Jahrhundert als Garnmass allmählich der St. Galler-Schneller durch, eine Strange Garn von 1000 Umgängen zu 4 Fuss, nach deren Gewicht sofort die Feinheit des Gespinstes berechnet werden konnte.

Um den Bast leichter abzulösen, wurde der Hanf und Flachs einige Zeit der Einwirkung der Witterung ausgesetzt — er wurde gerosset. Im Elsass und in der Pfalz geschah dies durch Einlegen in künstliche Wassergruben und bei uns durch Ausbreiten an der Sonne.

7. Wie werden die ganz elenden Leute und die dürftigen Greise verpflegt?

Verdischgeldet, oder ihnen ein gewisses Monatgeld, dadurch sie sich selbst erhalten können, gereichet.

8. Wie sind die Sitten der Einwohner in Absicht auf die Mässigkeit und die gute Haushaltung beschafen?

Physiiè vollkommen, Moraliter wär viel zu verbessern.

9. Befleissen sie sich des Landbaues mit Kenntniss und Verstande?

Sehr wol, ja in der Vollkommenheit, wie solches die Zehndrödel seit 40 Jahren genug beweisen. Sie bauen das Land, wie in unser Climat, eine lange Erfahrung, und unläugbare gemachte Proben es erfordern. Sie halten auf den schön künstlich gemacht, nur auf dem Papier gedruckten Speculationrechnungen wenig oder nichts. Weil sie die Sonnen der Schwarzen nicht haben können; So sayen Sie nur, was die Sonnen der Weissen zeitigt.

Sie glauben arbeitende Hände, und recht gefaulter Schweizer-Mist Uebertrefe weit der Gelehrten Magazin List.

Für die Reformpläne der oekonomischen Gesellschaften — sie wollten die bisherige mittelalterliche Dreifelderwirtschaft durch den modernen Landbau ersetzen — hatten die Huttwiler Bauern nichts übrig. Wenn schon das Unter-Emmental nicht in der warmen Zone liegt (die Sonnen der Schwarzen), nehmen sie doch dankbar die Erzeugnisse des Bodens unserer Breiten (die Sonnen der Weissen). Dem Boden mehr abringen zu wollen, als er zur Selbstversorgung bisher in der ererbten Dreifelderwirtschaft gegeben hatte — das war noch zu neu!

10. Zeigen sie Neigung und Gaben zu einem andern Verdienste?

So gut als immer Menschen, wenn Sie Gelegenheit dazu haben.

11. Wie ist überhaupt in dem Bezirke der Gemeinde das Verhältnis des gebauten Landes zu dem ungebauten, absonderlich zu den Alimenten?

Die hiesige Gemeinde ist in die Herd- und Hoofgemeinde getheilt. Die letztere hat keine Allment, auch fast gar kein ungebautes Land, sintemal sie ihr ungebautes Land fast alles ausgereütet oder vom Brüsche *(schädliches Unkraut)* befreyt und zu Land, das angebauet wird verwandelt hat. Die Viehwayden werden zu gewissen Jahren abgeändert, bepflüget und angesäyet.

Die Herdgemeinde aber hat eine zierliche, sehr grosse, halb so viel, wo nicht mehr, als das gebaute Land dieser Gemeinde auswerfende Allment. Auf welcher aber alle Jahren ein grosser Theil, sowol mit Getraide als Herdspeisen von Reichen und Armen angepflanzet wird.

*

Da in dem gedruckten Berichte, wie die Tabellen einzurichten, steht, dass man kurze *Anmerkungen* dem Zurücke sendenden Cahier beyfügen könne: So immer ist die Freyheit folgendes zu melden.

1. Der Landesherr soll nicht nur die Menge und Anzahl seiner Unterthanen wissen, sondern man soll ihm auch zeigen, was solche an Getraide pflanzen, wieder zu ihrem Unterhalten, der nötigen Saat, Bezahlung der Herrschaftrechten brauchen und über diess alles aus verkauffen können. Das Verhältnis in meiner Gemeinde ist folgendes. Es sind bey 300 Haushaltungen. Diese machen 1797 Personen aus. Von diesen müssen 1241 Getraid

kauffen, folglich sind 516 mit Getraide, das sie gepflanzet, versehen. Ordentlicher Weise werden jährlig gesammelt.

Dinkel	2250	
Haber	1700	= 3950 Mütt

Diese Mütt 3950 werden von den 1797 Einwohneren bis gegen Mütt 320 die also zu verkauffen wären, aufgezehrt. Die jährlich abzurichtenden Herrschaft-Rechte und Bodenzinsen belaufen sich auf Mütt 133. Jahr in Jahr werden von Mütt 700 bis 1000 angesäyet. Also sieht man, wie viel ausser der Gemeinde muss ankaufft werden.

2. Gefällt es Unseren, Hochwolgeborenen, gnädigen Herren ferner zu befehlen, diese Bevölkerungsverzeichnisse fortzusetzen: So wollte ich Hochdieselben gehorsamst gebeten haben, solche nicht auf Martini, sondern auf das neue Jahr zur Einschickung aufzubefehlen. Dadurch würde einerseits die Buchrechnung des Jahres vermieden, anderseits wären die Hausväter und ihre Hausgenossen bey Hause, da sie in dieser Zeit, in welcher Wir die gegenwärtige haben machen müssen, auf dem Felde waren, unwillig von der Arbeit, den nötigen Bericht zu ertheilen, kamen, und einige blieben gar aus. Das Werk könnte auf das neue Jahr viel vollkommener gemacht werden. Ueberdas werden ja alle Toten, Taufe und Ehelisten und Tabellen aller Orten auf das neue Jahr gezogen.

3. Die frühzeitigen Ehen der Armen, oder gar im Allmosen erzogenen plagen die Gemeinden im höchsten Grade, und mehren das Armuth. Thut man einem solchen Menschen nicht, was er will, und fordert: So droht er mit einem Weibe, er schwängert ein Betelmensch und stellt auf Rechnung der Gemeinde alle Jahre ein Kind auf. Das im Gesetze bestimmte Zugrecht geht heute zu Tage nicht wol an. Was mit den Bastarden machen? Diesem Uebel könnte das ehemal gebrauchte Mittel, wo nicht ganz abhelfen, wenigstens einigen Inhalt *(Einhalt)* thun. Stäcke man solche muthwillige Gesellen, freche, starke und junge Betler, an welchen erinnern, warnen, bitten und drohen nichts verfängt, unter die avouirten Regimenter unseres Cantons. Das Regiment seiner Excellenz, des letztverstorbenen gnädigen Herrn Consul von Erlach: hat in hiesiger Gemeinde diess Orts viel gutes gestiftet.

4. Eine andere Art, die noch mehr plagt, ist diese. Ein paar Eheleute haben vier bis fünf Kinder. Sie gehen, ohne etwas zu sagen, davon, lassen die Kinder im Stiche, und treten ausser der Gemeinde in Diensten. Sehen einanderen fast alle Sonn- oder Festtagen, und bringen bey der Bevölkerungsarbeit den Lidlohn *(Arbeitslohn der Dienstboten und Taglöhner)* durch. Das

schwangere Weiblein kömmt einige Wochen vor der Genist *(Niederkunft)* ohne Häller und Pfenning, und oft fast nakend in die Gemeinde. Man muss ihr Unterhalt und Quartier schaffen. Sie kömmt in die Wochen. Der Ehemann langt hierauf auch an, lässt tauffen, hilft die Pathenpfennige durchbringen, lässt Weib und Kind der 1. Gemeinde auf dem Halse, und geht wieder zu seinem Meister. Das Jahr darauf ist die gleiche Historie. Was für ein Mittel diess Uebel zu hindern? Ein general Mandat, dass Gemeinden den Lidlohn solcher Eltern ohne anders bey ihren Meistern mit Arrest belegen und zur Erziehung der Kinderen erheben und anwenden können.

5. Dass ein Waasenmeister und Schinder *(die mit dem Töten und Begraben oder Verbrennen alter, kranker Tiere Beauftragten)* nichts kann als schinden und im Mutterleibe das Recht zum schinden bekömmt, das kann ich begreifen. Aber, dass ein jeder ohne Probestücke und Examen, wenn er einem Pferte den Rachen stechen, einem gesunden Zahen *(Zahn)* die Krone absprengen, und Windpulver sieben kann, ein Arzt und chirurgus ist und wird. Das will nicht in meinen Kopf. Was sind die mehristen *(meisten)* Land-Aerzte? Unerfahren, ungelehrte Leüte? Was thun Sie? Lügen aus dem Urin. Sie haben mehr böse Winde zu ihren Befehlen und im Wasserglase, als bald auf dem Weltmeere blasen. Diese Aerzte sehen im Glase nichts tödliches. Der fromme Sohn eilt mit diesem Troste nach der kranken Mutter. Aber, Hilf Himmel! Wie erschrickt er, da die Nachbarinnen das gute Weib schon in den Totenleinwand einwickeln. Ist der Schaden äüsserlich. So ist man in ein Windspihl gekommen, oder in einen Nachtschatten getreten. Indessen ist das nämliche Trank für alle Krankheiten gut. 1764 ist hierherum das Magenfieber Trumpf und Moden geworden. Lasse man doch keinen practicieren, er sey denn zuvor in Bern examinirt und zwar nicht alleine, wie bisher üblich gewesen, von der chirurgischen sondern auch medicinischen facultet. Denn es folget nicht; dass, wenn er ein Bein und Schenkel einrichten kann, er die innerlichen Theile des Leibs kenne. Er wohne nahe oder weit von Bern. Er sey reich oder arm. Versteht er seine Kunst: So werde er ein Arzt.

Wie müssen Wunderdoktoren Zuzug gehabt haben, wie schlimm muss es um die Fähigkeiten der Landärzte gestanden sein, dass der Pfarrer von Huttwil diese prächtige Attacke gegen die medizinischen Künste seiner Zeit reiten kann!

6. Denen Taufemahlzeiten, und Neujahrsgeschenken an die Täuflinge sollte Inhalt gethan werden. Viele Haushaltungen sind dadurch ungemein beschwert. Die Probe ist klar. Es giebt Haushaltungen die vierzig, fünfzig, ja hundert und mehr Gevaterschaften haben. Durch und durch kostet eine solche, denen man giebt, bis der Götti oder die Gotten sich verehelichen, alle neue Jahre ein Geschenk, ohne es kostbar zu machen, Kronen zwanzig. Welch eine Auflage? Mahlzeiten geben sie ordentlich zwo. Zu Mittage, und dann auf den Abend, diese letztere dauert gewöhnlich bis den kommenden Tag. Diese Nachtmalzeit abgestellt: So würde dadurch viel erspart, es gienge an den Sonntagen ordentlicher und christlicher zu, und könnten die Geväterte und Gäste zu rechter Zeit nach Hause gehn. Sie lassen an den Hochzeit und Leichemäleren auf eine gewisse Stunde abdanken, und dann hat die Malzeit ein Ende. Warum dann nicht auch an Taufemalzeiten? Wie viele Einbünde *(Erstes Patengeschenk zur Taufe)* blieben den armen Kinderen nicht errettet?

7. Das Armuth zu hindern, und die Leute arbeiten zu machen, ohne dass es den Staat oder die Gemeinden mehr, ja nicht einmal so viel, als itzo koste. Lehrt des Seeligen Hl. Panquier Gruner längst eingegebene Project.

8. Die Waldungen und die Verhältniss derselben zu den Feuerstädten verdienten auch einige Untersuchung.

9. Eine erfahren und beeydigte Wehenmutter in einer jeden Gemeinde war höchst nötig.

Dies ist was die Ehre hat zu übersenden

Huttwyl, d. 21. October 1764

J. L. Lienhart V. D. M.
Pfarrherr

So zeichnet der Diener des göttlichen Wortes = verbi divini minister = V. D. M. in oft reicher Sprache das soziale, wirtschaftliche und kulturelle Bild seiner Zeit, das Bild des Lebens im Städtchen Huttwil um 1764.

Quellen und benutzte Literatur:

— Ungedruckter Pfarrbericht 1764 im Staatsarchiv Bern.
— «Bernische Pfarrer 16. — Anfang des 19. Jahrhunderts». Handschriftliches Buch von Carl Friedrich Ludwig Lohner, alt Landammann in Thun.
— Johann Nyffeler: Chronik von Huttwil.
— Richard Feller: Geschichte Berns III.
— J. R. Meyer: «100 Jahre ökonomischer und gemeinnütziger Verein Oberaargau 1837—1937» (Die Saat des Jakob Käser.)

AUFFAHRT ZU SCHMIDIGEN 1783

WILHELM WELLAUER

Man macht sich gar oft ein Bild von der guten alten Zeit samt dem Brauch des gewohnten Kirchganges, das in verschiedener Hinsicht von der Wirklichkeit weit entfernt ist. Und wird der Vergleich zwischen Einst und Jetzt erörtert, so pflegt man das Frühere in hellen Farben aufleuchten zu lassen, als würde es einem verlornen Paradies gleichkommen.

In Wahrheit verblasst dieser Idealzustand im Angesicht der unzähligen Verordnungen und Mandate, die der Kleine Rat zum Schutz der Sonn- und Feiertage zu erlassen genötigt war, um jede Lockerung zu verhüten und jedermann die Pflicht des Predigtbesuches mit allem Nachdruck einzuschärfen. Denn es stimmt geradezu betrüblich, wenn anno 1674 der Predikant zu Münsingen der vorgesetzten Behörde melden muss: «wie dz ungeacht seine gemein aufs wenigste in 3000 Zuhöreren bestehe, doch vilmalen an Werktag nur 4, 5 mannspersohnen und etwa 20, 30 weibspersohnen sich einfinden, bittet um Handreichung.» Er erhielt zwar zur Antwort nur den einen Trost: er möge besser predigen! Nicht viel anders klagt der Predikant von Lauperswil in seiner Zuschrift an das Oberchorgericht zu Bern, anno 1718. «Dz die Sonntage bei ihnen so sehr entheiliget werden, dass die Wiesen gemeinlich voll Leuth, der Tempel aber lär seye, das Chorgericht seye zu schwach diesere Leuth in Ihre Gebühr zu vermögen, bätte derohalben umb wegweisung.» Das sind nur ein paar Beispiele, die sich aus anderen Landesteilen beliebig vermehren liessen, ohne freilich aus diesen Vorkommnissen eine allgemeine Regel ableiten zu wollen.

Dass der Auffahrtstag schon im 18. Jahrhundert selten volle Würdigung erfuhr und eher erwünschte Gelegenheit zu allerlei Lustbarkeiten bot, verwundert uns nicht. So war es auch *altüberlieferter Brauch* beim Jungvolk aus nah und fern, an *jenem Tag nach Schmidigen zu pilgern* und sich der neuen Frühlingszeit zu freuen. Wohl suchte der Rat mit seinem Mandat vom 31. Januar 1737 dieses Gelaufe abzustellen und erteilte die Weisung an die Landvögte zu Wangen und Trachselwald betr. Schmidigen, wo «alljähr-

lichen an dem Auffahrtsfest ein ungebundenes Wesen mit Trinken, Tanzen, Spihlen, auch Aufrichtung allerhand Krämerständen veruebet werde.» Der Landvogt von Wangen soll den Chorrichter von Schmidigen vor sich berufen, der Landvogt von Trachselwald, der «in Civilibus» zuständig ist, den Wirt, um den Unfug unter Androhung unnachsichtlicher Bestrafung abzuschaffen.

Allein, der Erfolg blieb hinter den Erwartungen zurück. Was nun einmal fest eingewurzelt war, liess sich nicht aus dem Volksgemüt wegdekretieren, so dass an der Tagung des Kapitels Langenthal 1783 eine wohlbegründete Beschwerde vorgebracht und angenommen wurde, des Inhaltes: «Dass nebst der grossen und überhandnehmenden Ausgelassenheit an dem Tag des Herrn und an den Festtagen einerseits das heilige Auffahrtsfest und der Sonntag nach Bättag zu Schmidigen in der Gemeinde Walterswyl auf eine der Religion und dem Christentum ärgerliche und den Gesezen der hohen Oberkeit zuwiderlauffende Weise gefeyert und zugebracht werde, indem nicht sowohl die Gemeindegenossen sondern von allen umliegenden Dorfschaften 2 bis 3 Stund weit ringsumher das junge Volk an diesem Tag sich dorten versamlet und zwar in so grosser Zahl, dass etlich 100 aus Mangel des Plazes im Wirthshaus auf offener Gass bleiben müssen, allwo dieser feyerliche Tag mit Sauffen und Prassen — Brülen und Schreyen, Fluchen und Schweeren und Lermen-machen entheiligt und spat geendet wird, wie es letste Heil. Auffahrth geschehen, wo eine grosse Anzahl von diesen Lermen-Machern nun vor Chorgericht beruffen werden. Anderseits dann auch die heiligen Communions Tagen zu nicht geringer Aergerniss mit der grössten Ausgelassenheit und Ueppigkeit begangen werden, da die Wirthshäuser aller Orten in diesen Gegenden und Nachbarschafften nie so angefüllt sind als eben an diesen heiligen Tagen, wo also alle Erbauung und gute Rührung alsobald wie herum muss underdrückt werden. Wann nun dieser heilige Auffahrtstag und die Heiligen Communionstagen in unseren Kirchen feyerliche und jedem Christen geheiligte Tage seyn sollen und dieses hingegen immermehr den Weg bahnet zur Geringschätzung der Religion und des Christentums und zu Lichtsinnigkeit — und jedem Lehrer die grösste Betrübniss und jedem gutdenkenden Christen die grösste Aergerniss verursachet — da auch schon von unseren Gnädigen Herren sub Dato 31. Jenner 1737 wegen dem Auffahrtsfest ein hoher Befehl diesem Unwesen zu steuren ausgegangen, selbiger aber, wie die Erfahrung genugsam zeiget ist aus der Acht gelassen worden. So nimmt die ganze Class die Unterthänigste Freyheit mit Einstim-

mung und Bitt des Wohledelgebohrnen und hochgeehrten Herrn Landvogt Ith auf Trachselwald, in dessen Amt dieses Schmidigen liget, in Aller Ehrfurcht Euer hohe Gnaden anzuflehen, dass doch sowohl diesem Unwesen und Geläuff nach Schmidigen an dem Auffahrtsfest und Sonntag nach Bättag gewehret — als auch an den Heiligen Communions Tagen das unanständige und übertriebene Zusammenlauffen in die Wirthshäuser durch dero hohe und kräfftige Befehle verbotten werde, damit die Feyr dieser Tage Gott gefällig werde und die Erkanntnuss-Tugend und Gottseligkeit in den Gemeinden möchten besser geäufnet und beförderet werden, als worzu sich alle Glieder dieser Class als getreue Lehrer ebenso willig als schuldigst bemühen werden und wir dero hohen Anstalten mit tieffster Dankbarkeit erkennen werden.» Damit verschwindet die Angelegenheit aus den Akten.

Es ist ein eigentümliches Zeichen, dass im gleichen Halbjahr 1783 zwei Eingaben aus dem Oberaargau an den Kleinen Rat zu Bern abgingen, die erste im März vom Dekan Mäuslin in Huttwil wegem Volksfest der Fischung am Mumenthaler Weiher bei Langenthal, einem Fasnachtbrauch, die zweite von der Frühjahrstagung des Kapitels Langenthal betr. Auffahrt zu Schmidigen. Beides mutet uns an wie letzter Versuch, gegen eine Strömung aufzukommen, die mit elementarer Gewalt an den staatskirchlichen Einrichtungen zu rütteln begann. Wenn auch diese Eingaben das übliche willige Gehör fanden, so ist nicht zu übersehen, dass die Nachrichten aus dem westlichen Nachbarland, kurz vor dem Uebergang, die Berner Amtsstuben in vermehrtem Mass beschäftigten und kleine Lokalgeschichten in den Schatten stellten. Eine neue Zeit war im Anbruch!

BEGEGNUNGEN IN HERZOGENBUCHSEE

HELENE ROTH

I.

In meinem alten, von mir noch in meiner Welschlandzeit angefangenen Notizbüchlein steht:

8 octobre 1905 «Conférence à Herzogenbuchsee, donnée par Mlle Bögli sur son voyage en Australie et Neuseeland. Excessivement intéressant. C'est une femme qui a de la volonté et qui, grâce à elle, est arrivée à ce qu'elle est devenue. Suivre l'instinct du premier moment est sa devise. Souper chez Madame Amélie Moser-Moser qui m'est très sympathique.»

Bei dieser meiner ersten Begegnung mit den zwei bedeutenden Frauen ging ein anregender Funke auf mich über, der mir half, einen Winter lang, jeden Morgen von 5—7 Uhr die an der école supérieure de Morges begonnene Shakespearelektüre fortzusetzen.

Wenn ich heute zurückblicke, so sehe ich die drei mir damals gegenübersitzenden Gestalten vor mir im heimeligen Moserschen Haus an der Bernstrasse, dem 1794 von Rudolf Moser erbauten «Neuhaus».

Da war die aufrechte Erscheinung der in den Sechzigerjahren stehenden Frau Amelie Moser, die ihr schwarzes Witwenkleid nie ablegte. Sie gemahnte an einen dunkeln Bergkristall von seltener Reinheit und Einmaligkeit, wie dieser aber auch irgendwie kühl und unnahbar und in den scharfen Kanten fast abweisend.

Beugte sich aber die hohe Gestalt zu der kleinen, zierlichen damals 47jährigen Lina Bögli, so ging ein gütig anerkennender Zug über das sonst so verschlossene Gesicht. Frau Moser hatte einst der bildungshungrigen Oschwander Bauerntochter, der «Kinderbonne von Neapel», geraten, mit ihren Ersparnissen an der école supérieure in Neuchâtel die vernachlässigten Schulkenntnisse nachzuholen. Mit sichtlicher Genugtuung sah Frau Moser offenbar an jenem Abend die Früchte, die der weise Rat getragen.

Von Lina Bögli behielt ich den Eindruck einer selten intelligenten, in ihren Entschlüssen unbeirrbaren Persönlichkeit von jener Sicherheit wie sie oft kleinen, wohl proportionierten Menschen eigen ist.

Zwischen den zwei aussergewöhnlichen Frauen wirkte Fräulein Amy Moser, die Tochter von Frau Amelie, in ihrer Natürlichkeit und entgegenkommenden Herzlichkeit an jenem frostigen Herbstabend wie ein erstes liebes Weihnachtslicht. Das war sie auch, kam sie doch am 22. Dezember zur Welt, allerdings im fernen Indien, wo keine Weihnachtsbäume wachsen.

II.

Vor mir liegen alte Briefe meiner Grossmutter Nanette Roth-Moser[1], Wangen a. A., 1812—1846, an Frau Amelie Moser-Gugelmann, Herzogenbuchsee, 1808—1881. Die letztere war die Gattin des Samuel Friedrich Moser, 1809—1891, und Mutter der Frau Amelie Moser-Moser, 1839—1925. Meine Grossmutter war die Cousine ihres Vaters, Freundin ihrer Mutter und ihre Taufpatin.

In einem Brief vom Silvesterabend 1842 steht: «Wie wohl ist uns, wenn wahre Freunde Theil an allem uns Betreffenden nehmen, besonders ich fühle das doppelt, denn kein Schwester-, kein Bruderherz kann Freud und Leid mit mir teilen … wie tief empfinde ich jetzt noch den grossen, unersetzlichen Verlust … Nie werde ich Eurer vergessen, o liebe, liebe Seelen. Deiner lieben Amelie, «herze mein liebes Gotteli», füge ich ein ganz bescheidenes Neujahrsgeschenk bei mit den innigen Wünschen, dass sie zu Euer aller Freude heranwachsen möge.»

Wie viel helfende Liebe muss demnach schon Frau Amelie Mosers Mutter von Buchsi bis hinüber nach Wangen ausgestrahlt haben.

Sie war die Tochter des allgemein verehrten Arztes Dr. med. Rudolf Gugelmann in Attiswil, dem es während einer Typhusepidemie im Jahre 1820 gelang, alle seine Patienten in Attiswil und Umgebung am Leben zu erhalten. Einzig an sein Haus klopfte der Tod und raubte ihm von seinen sieben Kindern die Mutter, zwei Knaben von acht und zehn Jahren und ein Knäblein von 3 Monaten.

In diese unersetzliche Lücke trat als Trost des Vaters die 12jährige Amelie Gugelmann. Sie nahm sich mit rührender Fürsorge ihres Brüderchens an, half dem Vater in der Apotheke, schaute nach den Heilkräutern im Garten,

dörrte Kräuter und Latwergen, die Frauen und Kunden vom Berg ins Doktorhaus brachten. So entwickelte sich das junge Mädchen zu einer tätigen, praktischen Natur, die Liebe und Vertrauen in allen Herzen weckte, die Trost, Rat und Hilfe in ihres Vaters Haus suchten. Wie gut war sie vorbereitet für ihre kommende Aufgabe als Mutter von 12 Kindern[2].

Im April 1836 holte sich Samuel Friedrich Moser dieses Kleinod als Gattin nach Herzogenbuchsee. Im selben Jahr starb Dr. Gugelmann an einer Lungenentzündung, die er sich auf der Praxis im Berg geholt hatte.

Samuel Friedrich Moser, 1809—91, hatte als Knabe eine Privatschule besucht, die unter der Leitung des Abtes von Sankt Urban stand. Darauf kam er für zwei Jahre ins Zimmerlische Institut nach Vordemwald, daran anschliessend noch einmal zwei Jahre ins Institut Jacot in St. Blaise. Dort wurden die Buben auf weiten Ausflügen für die Schönheiten der Natur und des Vaterlandes begeistert.[3] Von Samuel Moser hat sich ein Aufsatz über eine Reise ins Oberland erhalten.

Zu Hause erwartete den jungen Mann eine strenge Lehrzeit unter seinem ältern Bruder in dem 1720 gegründeten Moserschen Bandwarengeschäft. Bei dem schlechten Zustand der Nebenstrassen machte Samuel Moser die Geschäftsreisen oft zu Pferd. Die Musterkollektion in Rosshaarspitzen und langen Bändern zur Bernertracht wurde in einer Tasche neben Geldkatze und Pistole am Sattel befestigt. Das Handelshaus Moser hatte einen guten Namen und war regelmässig an den Herbstmessen von Bern und Zurzach vertreten. In Bern mietete die Firma zu diesem Zweck ein eigenes Magazin.

III.

In jener ruhigen Zeit nach dem Ende der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, Zeit Pestalozzis und Fellenbergs, die Jacob Burckhardt für eine der glücklichsten der Schweiz hielt, kam der 28jährige Albert Bitzius als Vikar 1824 ins Pfarrhaus von Herzogenbuchsee. Gerne wäre er in Utzenstorf, im vertrauten Pfarrhaus, in der Gemeinde, wo er seine Jugend verlebt, seines Vaters Nachfolger geworden. Aber es fehlten ihm die nötigen Vikariatsjahre, sodass an seiner Stelle Ludwig Fankhauser-Roth, sein Stubengenosse von Göttingen, Pfarrer in Utzenstorf wurde.

In Herzogenbuchsee, in den «Dörfern», wie die Emmentaler diesen oberaargauischen Landesteil gerne nennen, lagen Bitzius ganz im Sinne Pestaloz-

zis vor allem die Schulverhältnisse am Herzen. Schon im ersten Jahr konnte er in Inkwil ein neues Schulhaus einweihen und die erste Kinderlehre darin abhalten. Fünf Jahre lang ist Bitzius durch die weite Kirchgemeinde gegangen, hat im grossen Gotteshaus auf dem Hügel gepredigt und ist droben auf den Höfen den «freiherrlichen» Bauern in «altadeliger Ehrbarkeit und patriarchalischer Gastlichkeit» begegnet — die, wie die Friedli im nahen Brechershäusern, über den Rhein hinaus den wandernden Handwerksburschen bekannt waren, weil sie keinen ohne einen Zehrpfennig entliessen.

Vor einem Haus in Niederönz fand Bitzius einen Bauern, der eben eine Sonnenuhr machte. Es war Joseph Burkhalter, Fluhsepp genannt, ein einfacher Bauer und späterer Amtsrichter, der Jakob Böhmes, Jung Stillings und Lavaters Schriften las. Er wurde des Vikars vertrauter Freund, den dieser öfters aufsuchte, um unter schattigen Bäumen von weltlichen und göttlichen Dingen zu plaudern.

Bitzius pflegte überhaupt gerne die Geselligkeit. Er gründete in Herzogenbuchsee einen Gesangverein und Kirchenchor und verkehrte oft im «Kreuz», dem obern Wirtshaus mit dem in Solothurnstein gehauenen Wappen der Familie Scheidegger. Hier mag ihm erstmals der Gedanke gekommen sein, welche Bedeutung im richtigen Geist geführte Wirtshäuser als Kulturzentren haben können. In freien Stunden ritt er oft auf die Jagd an den Inkwiler- oder Aeschisee, auch weiter über die Aarebrücke von Wangen hinauf zur Jurahöhe. Im Silvestertraum von 1827 schildert er die uns allen so vertraute Aussicht.

Bitzius hatte mit dem Oberamtmann, dem in Wangen als Gründer der Ersparniskasse und Talkäserei verehrten Rudolf Emanuel Effinger von Wildegg, allerlei amtliche Späne, zuletzt in einer Schulfrage. Auf eine Eingabe an Schultheiss und Rat in Bern griff die Regierung ein und berief Bitzius im Mai 1829 aus Herzogenbuchsee ab. «Wo ich Freude hatte an der Arbeit, da muss ich weg und auf eine Art weg, welche das Schmerzliche des Scheidens noch vermehrt …»[4]

IV.

Bitzius war nicht mehr im Dorf, als 1836 Samuel Moser seine junge Frau, Amelie Gugelmann, vom Berg herüber ins Oberdorf nach Herzogenbuchsee brachte — aber sein Geist wirkte weiter in seinen Werken und zahlreichen Freundschaftsbanden.

In seiner «Italienischen Renaissance» lässt uns Jacob Burckhardt in ein damaliges Landhaus hineinblicken, wo ein ansehnlicher Grundbesitz als Basis des Ganzen mit seinen Produkten den Tisch des Hauses versieht und mit einem industriellen Geschäft — sei es Seiden- oder Wollweberei — sich verbindet. Alles, was zur Einrichtung gehört, soll dabei dauerhaft und kostbar sein, das tägliche Leben aber darin so einfach wie möglich. Das Wichtigste aber ist die Erziehung, die der Hausherr bei weitem nicht bloss den Kindern, sondern dem ganzen Hause gibt.

Auf einfacherer, schlicht bernisch-bäurischer Tradition fussend, mochte Samuel Friedrich Moser etwas Aehnliches vorgeschwebt haben, als er nach dem Tode von Johannes Scheidegger-Schneeberger dessen grosses Bauerngut, die Scheidegg, übernahm, um seine Kinder in einem tätigen Landleben zu erziehen. Er selber stand seinem Handelshause vor, benützte aber seine freie Zeit für allerlei landwirtschaftliche Versuche, die Praktikanten aus dem Ausland in sein Haus führten.

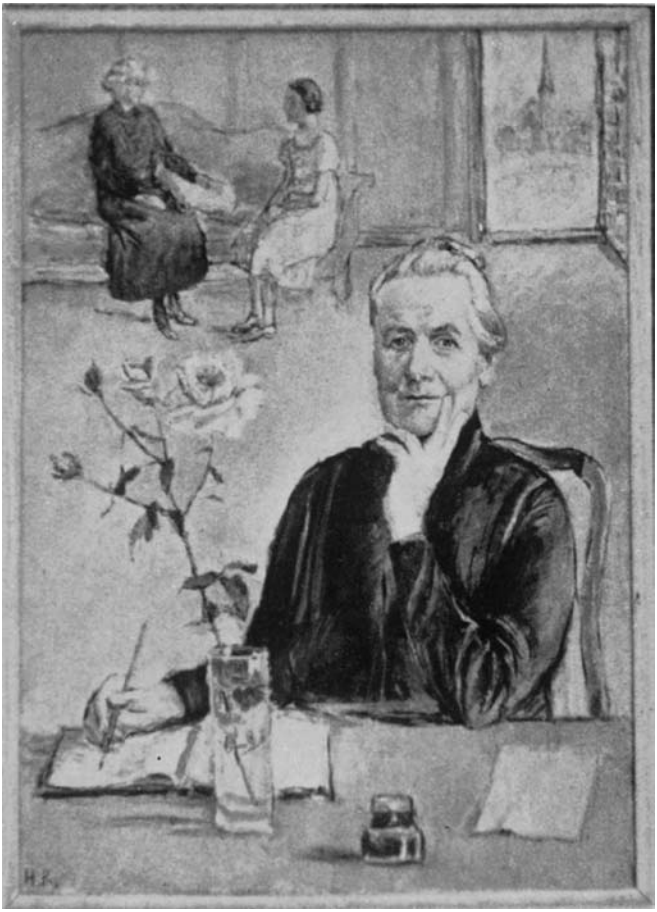
In diesem den verschiedensten Gästen[5] offenen Haus, wo neben nüchtern-fleissiger Arbeit unter Umgehung alles städtischen Wesens das Gute, Wahre und Schöne gepflegt wurde, verlebte Amelie Moser ihre Kindheit und Jugend.

Bei Gotthelfs Tod war das grossgewachsene Mädchen bereits 16 Jahre alt. «Was macht die Bachstelze», fragt ihr Onkel, Hptm. Gugelmann, in neapolit. Diensten. Ihre Pensionsmutter in Boudry schrieb über Amelie an deren Mutter: «Sie plaudert selten und nicht viel, ist ein sehr gutes Mädchen, dienstfertig und guter Laune, ohne sehr fröhlich, noch sehr lebhaft zu sein … Ich werde mein Möglichstes tun, um das Eis zu brechen, welches das liebe Kind nach Aussen umgibt.»

Heimgekehrt wurde Amelie Moser zur Stütze ihrer Mutter im Haushalt und liebevollen Hüterin ihrer Geschwister. Nach aussen verschlossen, konnte sie, wie sie selbst erwähnt, gegen oberflächliche und falsch eingestellte Menschen eitel und stolz sein, «aber glücklicherweise nur dann, wenn Menschen nichts Besseres von mir fordern». Dann erwachte ihr hilfreiches Herz, und aller Spott, der sonst ihren Mund umspielen konnte, verschwand.

V.

Auf diese Weise sah auch des Vaters Bruder-Sohn, der junge Albert Moser aus dem Neuhaus, ab und zu wie durch eine Türspalte in das sonst streng



Amelie Moser, 1839—1925

verschlossene Herz der schönen Base und erkannte, dass diese im Grunde liebevoller sein konnte als alle andern. Sie wurde ihm heimlich zum Ideal.

Albert Moser hatte von seiner Mutter, die einst mit ihrer schönen Stimme die Kaiserin Eugenie in Thun entzückte und zur Eröffnung einer Tagsatzung sang, das musikalische Talent geerbt. Mit 15 Jahren kam er zur weitern sprachlichen und musikalischen Ausbildung nach Vevey, wo er die Töchter Mendelsohns mit dem Vortrag der Romanzen ihres Vaters tief bewegte.

Allein die Bankgeschäfte seines Vaters riefen ihn bald nach Hause zurück und bewogen ihn, sich im Ausland die finanzielle Selbständigkeit zu erkämpfen. Das Bild seiner Base Amelie begleitete ihn in die Türkei und nach Batavia im fernen Java. In einem von Amelie Moser bis zu ihrem Tode streng gehüteten Briefwechsel erfährt man, wie die Liebe der beiden Menschen schliesslich alle Hindernisse besiegen konnte.[6]

Im August 1867 reiste Albert Moser in die Heimat, und im Februar zog das junge Paar glücklich nach Niederländisch-Indien. Dort wurde am 22. Dezember 1868 den Eltern ein gesundes Töchterchen geboren. «Mir ist fast bang vor so viel Glück», schrieb Amelie Moser an ihre Eltern. Jäh wurde dieses Glück durch die ernste Erkrankung des Gatten beschattet und am 9. März 1869 durch dessen Tod geknickt — doch nicht vernichtet. Es lebte weiter im Herzen der tapfern Frau als heilige Erinnerung und ernste Verpflichtung über den Tod hinaus. «Albert erstrebte das Beste, oft unter harten Kämpfen, und das ist mir in allem Schmerz eine grosse Beruhigung, gibt es doch ein Wiedersehen.»

VI.

Amelie Moser-Moser liquidierte das Heim in Batavia, ihr Kind kam für die grosse Heimreise in einen Korb, von der malayischen Kinderfrau Babou betreut. «Ueber mich dürfen Sie beruhigt sein, ich trage das Leben.» Und sie hat es weiter getragen, über ein halbes Jahrhundert lang im Hause ihrer Schwiegermutter, das nach deren Tod ihr Heim und Ausgangspunkt ihres reichen Wirkens wurde.

«Vornehmer und ehrfurchtsgebietender denn je, umgeben vom Zauber fremder Länder, … war sie eine gänzlich unabhängige Frau, die im stattlichen Vaterhaus des Gatten ihr Leben frei nach eigenem Willen gestalten

konnte; so wurde es ihr möglich, den Geist des Elternhauses in die Weite zu tragen.» (Maria Waser).

Was immer an sie herantrat, sah sie in ganzer Nüchternheit — aber gleich spiegelten sich in ihrem Herzen, aus ihrer schaffenden Phantasie heraus, Möglichkeiten, wie das Gegebene, vom Zufälligen befreit, in Segen für andere verwandelt werden konnte. Das Geniale dabei war, dass sie sich keiner abgeguckten Vorbilder bediente und sich nicht einmal bewusst war, Erstlingsarbeit zu tun. «An Gott denken, bildet zum Menschen», schrieb schon das junge Mädchen der Schwester ins Album.

Dieses Verantwortungsgefühl einer göttlichen Macht gegenüber bestimmte in der Folge auch das Verhältnis von Mutter und Tochter und gab beiden die Freiheit, zu werden, wozu sie sich bestimmt fühlten.

VII.

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 brach aus. Frau Moser zündete ein kleines Bäumlein zu Hause und einen grossen Weihnachtsbaum in der Kirche für die Dorfkinder und Flüchtlinge aus dem Elsass an. Am 11. August hatte sie den Frauenverein Herzogenbuchsee gegründet, um Verbandzeug für die Verwundeten herzustellen, Charpies zu zupfen. Und dann kamen am 7. Februar 1871 als Ueberbleibsel der Bourbakiarmee 513 zerlumpte, halb verhungerte, kranke Franzosen ins Dorf.

Wir kennen alle das Bild von Albert Anker: französische Soldaten im Stroh eines warmen Stalles, Bauernleute, die Brot und Kaffee bringen und teilnehmend gütig auf die Erschöpften blicken. Niemand hat es wie Anker verstanden, das Gemütvolle, das im Bernervolk sein kann, so überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Gewiss, Gotthelf wusste um gewaltigere Höhen und erschreckendere Tiefen in unserem Volke, aber wo er das Sinnige schildert, hat ihn keiner verständnisvoller illustriert als Albert Anker.

Anker malte mit dem Herzen, wie die französischen Maler Le Nain und Chardin, aus der Liebe zum einfachen, natürlichen Leben und dessen schlichter Poesie — im Gegensatz zur Freude am Luxus der höheren Stände, wie sie etwa Fragonard und Boucher mit entzückender Sinnesfreude schildern. Wenn Bitzius überzeugt war, dass das Neue, das Volkstümliche — wenn einmal vom Rohen, Ungebildeten befreit — besser sein werde, als der ausschliesslich aristokratische Sinn, «jener Stolz, der mehr auf Standes-

bewusstsein denn auf Seelengrösse beruht», so malte Albert Anker die schlichten seelischen Möglichkeiten unseres Landvolkes.

Nach dem Abzug der Franzosen behielt Frau Moser ihre Frauen fest zusammen: sie hatte erfahren, was vereinte Kräfte vermögen.

Im Jahr 1864 hatte in Genf der greise General Dufour die Konferenz zur Gründung des Roten Kreuzes präsidiert, angeregt durch Henri Dunant (1828—1910), als Hilfe für alle Verwundeten ob Freund oder Feind. Im Krieg bewährte sich die Institution aufs Beste.

VIII.

Heimgekehrt von der Leitung eines deutschen Lazaretts, bekam Dr. med. Walter Krebs von Herzogenbuchsee in der ihm und seiner Frau freundschaftlich verbundenen, entfernt verwandten Amelie Moser-Moser bald eine unentbehrliche Hilfe. Oft begleitete sie ihn auf seinen Gängen nach entfernten Höfen, wenn es galt, schwierige Eingriffe vorzunehmen. Manchmal mögen der energischen, von Haus aus an strengste Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten Frau die Haare zu Berge gestanden sein beim Anblick des Elends in vielen Häusern. Sie sah auch den Fluch, in den der «Herdöpfler» den Segen der Kartoffel verwandelte, oft an Knechte und Taglöhner als Lohn verabfolgt!

Da galt es, das Uebel an der Wurzel zu fassen und auszurotten. In Frau Moser reiften Pläne: 80 arme Kinder wurden bekleidet, eine Lotterie für das alte Krankenhaus veranstaltet. Sicher war Amelie Moser mit ihren neuen Ideen den Gemeindebehörden nicht immer bequem. Sie tat aber das Meiste freiwillig, aus eigenen Mitteln, schreckte vor keinem persönlichen Opfer zurück. Der Gemeinde blieb nur, dies alles stillschweigend anzunehmen.

1875 kam der junge, noch unbekannte Ferdinand Hodler von Langenthal her ins Doktorhaus nach Herzogenbuchsee, um Frau Dr. Krebs zu malen. Gleichzeitig porträtierte er auch die siebenjährige Amy Moser mit Griffel und Schreibtafel. Hodler entwarf kein liebreizendes Kinderbild, wie er auch nicht rührselige Schweizergeschichte malte, sondern das Schicksalhafte, das Heroische betonte.[7] Er mag etwas voraus geahnt haben von dem kommenden, bei aller Schlichtheit und Selbstlosigkeit doch heroischen Lebensweg des Mädchens. Vorderhand aber genoss die kleine Amy eine sorglos heitere Jugendzeit. Ihre Mutter tat alles, um die musikalischen Anlagen des Vaters

in ihr zu wecken, und veranstaltete Musikabende, gründete einen Musikverein.

Unermüdlich ging Frau Moser daneben der Verwirklichung ihrer praktischen Ideen nach, gründete die Suppenküche, das Patronat für verwahrloste Kinder, die freiwillige Armenpflege, Schülerspeisung, Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, Berufsberatung, Flickkurse — und dann kamen all diese Bestrebungen unter Dach, unter das grosse Dach des einstigen Gasthauses Kreuz.

IX.

Durch die Eisenbahn hatten die stolzen Landgasthöfe an der Bern—Zürichstrasse viel von ihrer Bedeutung verloren. Auch das «Kreuz» war heruntergekommen, bis es am 4. Oktober 1890 durch Amelie Moser zum ersten Gast- und Gemeindehaus der Schweiz im Kampf gegen das Trinkerelend ward.

Klangen in der Gaststube wohl Gotthelfs Worte nach von der Bedeutung des Wirtshauses als Kulturzentrum? Frau Moser nahm diesen Gedanken auf und schuf ein trauliches Heim für das ganze Dorf, für Arme, Alte, Einsame und Verstossene. Dass das Haus alkoholfrei geführt würde, daran hatte Gotthelf noch nicht gedacht

Aber ein anderer grosser Schweizer kam nach Herzogenbuchsee und bewunderte Amelie Mosers Ersttat: Auguste Forel. «Mit Freude habe ich durch Frl. Dr. Bayer gehört, … dass Sie ihr zugesagt haben, mit ihr an der Verbreitung der Abstinenz unter den Schweizerfrauen zu arbeiten. Die Passivität unserer Frauen in der Schweiz in dieser vitalen Frage der Moral und des Volkswohls muss ein Ende nehmen.»

Viele haben die neue Institution bewundert und Anregungen empfangen, so Susanne Orelli aus Zürich, die an Frau Moser schrieb: «Diese Begegnung gehört, wie ich Ihnen schon sagte, zu den wertvollsten Erlebnissen meines Lebens».

In Zürich wurde hierauf 1894 der kleine Marthahof als erstes alkoholfreies Restaurant begründet.

Das Kreuz war für Amelie Moser das vergrösserte Elternhaus und die Dankbarkeit dafür die Verpflichtung, das ganze Dorf und die Umgebung dieses Segens teilhaftig werden zu lassen. Hier wurden junge Mädchen in Kursen zu tüchtigen Hausmüttern ausgebildet. Hier durften junge Männer

ohne Trinkzwang ihre Freizeit in Lese- und Billardzimmer verbringen. Durchreisende sollten einen wohlfeilen, gastlichen Tisch, Kinder und alte Leute ein trautes Heim finden. Vorträge und Musikdarbietungen wurden dem ganzen Dorf zugute veranstaltet.

Doch nicht genug: Amelie Mosers Ideen gingen weiter. Mit dem ihr befreundeten Prof. Theodor Kocher suchte sie den Platz für das neue Krankenhaus, das — auf ihre Initiative zurückgehend — 1905 eröffnet werden konnte. Im Kriegsjahr 1914 kam der Anbau am Kreuz zustande. Der neuen Pfadfinderbewegung schenkte Frau Moser ihre Sympathie und gab der Gruppe ihre Burgerallmend zum Spielplatz.

X.

Bis ins hohe Alter wirkte sie souverän und gebieterisch, zugleich gütig und verständnisvoll, zu jedem Opfer freudig bereit, in ihrem Kreuz. Am 25. März 1925 hat Herzogenbuchsee seine grosse Mutter zu Grabe getragen — eine Frau, in welcher sich eine mütterliche Seele mit männlicher Tatkraft zu einer grossen Persönlichkeit verband.

XI.

In selten edler Kindertreue übernahm die Tochter, Amy Moser, der Mutter grosses Werk. Es war ihr heiligstes Anliegen, alles in deren Sinn weiterführen zu können.

Im Frühling des Saffajahres 1928 bat mich Amy Moser, ins «Kreuz» zu kommen, um für die erste Frauenausstellung in Bern einige Taten aus dem Leben ihrer Mutter in Bildern festzuhalten. Frl. Moser liess mir dabei eine herrliche Freiheit. Unwillkürlich aber kam ich in den Rhythmus des «Kreuz», in jene schaffige Atmosphäre, und malte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Um Modelle brauchte mir nicht bange zu sein. Die Schülerinnen wollten gemalt sein, auch die Lehrerinnen waren nicht abgeneigt zu sitzen, und wo ich bei einzelnen, Respekt gebietenden Gestalten schüchtern anfragte, erhielt ich gewöhnlich eine lachende Zusage.

Frau Amelie Moser freilich konnte ich leider nur nach einer Photographie malen, aber hinter sie setzte ich eine ihrer ersten Mithelferinnen, Frau Marie Schärer, eine Art Dorfengel von Wangenried. — Frau Röthlisberger-Krebs kam an einem heissen Sommertage eigens von der Dornegg herunter, um für die «Schülerspeisung» zu sitzen. Auf Frl. Amy Mosers beispiellose Genüg-

samkeit und Aufopferung anspielend, meinte sie humorvoll: «Ja, Amy könnte wie Johannes der Täufer in der Wüste von Heuschrecken leben.» Fräulein Bertha Moser, Frau Amelies jüngere Schwester, eine höchst originelle, einmalige Erscheinung, sass für die «Heimpflege». Noch höre ich sie zu mir sagen: «Werdet nie der Menschen Knechte!» Es war ihre tiefste Ueberzeugung, dass der Mensch Gott, seiner innern Stimme, mehr gehorchen müsse als irgend einem Menschen, und wäre er der Allerliebste und Nächste.

Eine Jugendbekannte von ihr nannte sie bei mir schalkhaft den klassischen Bubikopf. Es war ihr, die jahrelang selbständig die grosse Landwirtschaft der Scheidegg leitete, einfach bequemer, die Haare kurz zu tragen, und so unternahm sie kurzerhand die Ersttat auf diesem Gebiet in Herzogenbuchsee! Ihr Haus an der Bernstrasse vermachte sie später der Gemeinde als Altersheim.

Eines Tages kam Pfarrer Max Gerber vom «Aufbau» in Langenthal und fand, er gehöre auch in diese Gesellschaft der Modelle. Ich hatte keinen andern Platz mehr frei als den des Cellisten im «Hauskonzert». So setzte er sich denn hin und führte erstmals im Leben den Bogen.

Frl. Dr. Birnbacher, eine Mathematikerin aus Salzburg, zog die Bernertracht an und zeigte einem Vaganten den Weg zur Naturalverpflegung. Lehrer Gilgien aus Bannwil stand als fahrender Handwerksbursche. Amy Moser selbst setzte sich an den Flügel und spielte Bach.

Eines Tages stieg ich mit Staffelei und Malkasten hinauf ins Reich der Weltumseglerin Lina Bögli (1858—1942), die im Kreuz ihre letzten friedvollen 27 Jahre zubrachte. Eine Eintragung in ihrem Tagebuch erwähnt, dass am 19. Mai 1928 ihr Zimmer in ein Maleratelier verwandelt ward.

Während ich das kluge Frauenantlitz malte, neben ihr eine Englischschülerin, suchte ich mir, anhand dessen was ich sah, über sie gehört und gelesen hatte, das Leben dieser tapferen Frau vorzustellen.

Ich musste unwillkürlich an ein Schneeglöcklein, eher eine «Flugetsche» denken, die — wie ich einst gesehen — keck ihre Knospe durch ein dürres Blatt gezwängt, ihr Köpfchen dann befreit darauf legte. Durch wie manches dürre Blatt musste Lina Bögli ihre kleine Person hindurchzwängen, bis sie die freie Persönlichkeit geworden war, wie sie da sass.

Wie es Quellen gibt, die alle möglichen heilsamen Beigaben tief aus der Erde Schoss mit sich führen — lange bevor sie erkannt und zum Wohl der Menschen gefasst werden — so begegnete man bei uns auf dem Land Fa-

milien, in denen alle möglichen Anlagen und Fähigkeiten auftauchen, lange bevor ein ordnender fester Wille sie erkennen und bewusst fördern kann.

XII.

Lina Bögli konnte nicht wie Frau Amelie auf einem von den Vätern ererbten soliden Fundament ihr Leben aufbauen. Ihr Vater war Bauer auf einem Hofe in der Nähe der Oschwand. Seine drei Söhne erster Ehe hatten noch eine harte, doch glückliche Jugend gekannt. Die finanziellen Verhältnisse erlaubten einem gar den Besuch der Sekundarschule. Dann starb die Mutter. Bürgschaften untergruben den Wohlstand der Familie. Der Vater heiratete seine Haushälterin; Lina ward das einzige Kind dieser Ehe. Einsam ist sie aufgewachsen, doch in einer innern Verbundenheit und scheuen Verehrung für den begabten Vater, der z. B. ein heilsames Elixier für Mensch und Tier erfunden hatte, das er gratis abgab. Er besass eine kleine erlesene Bibliothek und kombinierte allerlei elektrische Installationen.

Lina Bögli war ein merkwürdiges Kind, das in seinen Träumen viel mit einem leuchtenden Stern zu tun hatte, der sich in ein mit Edelsteinen besetztes Schiff verwandeln und sie an die Tafel von Fürsten und Königen führen konnte — Ahnungen für die Zukunft? Ihr Vater fand sie anmassend und verbot dem Kind, davon zu reden.

XIII.

Vorerst kam die kleine «Bodenlina» in die Schule auf Oschwand, liebte ihre erste Lehrerin, wurde aber später vom Lehrer auf die hinterste Bank gesetzt, weil sie nicht rechnen konnte. Allein der Schulinspektor setzte sie, erfreut über ihre hellen Antworten, für einen Tag auf die erste Bank. Nach dem Tode der Mutter kam Lina mit 12 Jahren als Kindermädchen ins Welschland, um Französisch zu lernen; aber es waren ihr mehr Schläge als Schulstunden zugedacht.

Nach der Konfirmation blieb sie einige Zeit in Oschwand, wurde dann «Bonne» in einer Schweizerfamilie in Neapel mit 25 frs. Monatslohn. Die gütige Herrin weckte ihr Selbstvertrauen und gab ihr gute Lektüre. Nach drei Jahren, heimgekehrt, hörte sie von einer polnischen Adelsfamilie in österreichisch Polen, die ein Kindermädchen suche. Aus hundert Bewerberinnen wurde Lina Bögli ausgesucht, weil zur Zeit des polnischen Auf-

standes ein von Sezanicki Aufnahme bei einer Familie Bögli in der Schweiz gefunden hatte.

In dieser kultivierten Familie erkannte man bald die aussergewöhnlichen Anlagen der kleinen Schweizerin. «Die Sezanicki haben mich zu einem bessern Leben erweckt», pflegte Lina Bögli zu sagen, und diese wurden gewissermassen ihre geistigen Eltern. Einmal erwacht, wurde in Lina Bögli der Drang nach Wissen und Bildung immer stärker. Ratsuchend wandte sie sich an Amelie Moser: «Wäre es wohl möglich, mit 28 Jahren noch Lehrerin zu werden?»

Diese riet ihr zum Besuch der école supérieure in Neuchâtel, wo Philippe Godet lehrte. Mit 1200 frs. Erspartem sass sie zwei Jahre lang auf der Schulbank, und es reichte ihr noch zur Reise nach England, wo sie die erste Stellung in einem Ladies-College antrat. Wie eine nach langer Abwesenheit ins elterliche Haus zurückgekehrte Tochter wurde Lina Bögli in Polen von der gräflichen Familie empfangen und unterrichtete nun deren Töchter in französischer, englischer und deutscher Sprache.

Ein in den Fünfzigerjahren stehender polnischer Gutsherr begehrte sie zur Frau. Im Traum aber begegnete ihr der Vater und sagte: «Das ist der Stern der Ehre und des Reichtums, folge ihm, wenn Du Lust hast». Aber er schien dabei unzufrieden, sodass sie sich entschloss, die Werbung auszuschlagen.

Später trat ein polnischer Offizier in ihr Leben: wenn sich die beiden Liebenden heiraten wollten, so hatte er eine Kaution von 50 000 Franken zu leisten oder seine militärische Karriere aufzugeben. Er war aus Liebe zu Lina dazu bereit, aber aus Liebe wollte Lina dieses Opfer nicht annehmen und nahm wehen Herzens richtig Reissaus!

XIV.

Sie entschloss sich, Polen für zehn Jahre zu verlassen. Ihre Ersparnisse, 1400 Franken, reichten aus für eine Fahrkarte nach Sidney in Australien, dem fernen, noch so wenig bekannten Kontinent.

Als die 34jährige Lina Bögli dort ankam, lernte sie alle Demütigungen einer Arbeitslosen kennen. Endlich gelang es ihr aber doch, eine Lehrstelle zu finden: sie unterrichtete an drei Privatschulen. In den Ferien wurde sie auf die Landgüter ihrer Schülerinnen geladen und lernte so das australisch-

Lina Bögli, 1858—1941

englische Familienleben schätzen. Sie empfand als angenehm, dass man die Kleidung nie vernachlässigte und auf gute Manieren Wert legte, was ihr zur bleibenden Gewohnheit wurde.

Nach vier Jahren verliess sie Australien ungern, aber sie hatte es sich so vorgenommen und blieb ihrem Entschlüsse treu. Als Touristin setzte sie ihre Reise fort, erst nach Neuseeland, dann nach Samoa, der Insel mit dem ewigen Sommer, und Honolulu, dem Paradies des Pazifiks. Dort stellte das hawaiische Unterrichtsministerium sie als Lehrerin für Deutsch und Französisch am einzigen Gymnasium der Republik an. Nie hatte Lina Bögli der Unterricht grössere Freude gemacht als bei diesen Jünglingen.

In den vier folgenden Jahren durchquerte sie die Vereinigten Staaten und reiste dann nach Polen zurück. Als sie am 12. Juli 1902, genau nach zehn Jahren, wie sie es sich vorgenommen, in Krakau aus dem Zuge stieg, stand neben der Familie Sezanicki in Zivil gekleidet auch ihr Freund. Lina Bögli aber blieb in ihrem Entschluss fest, und der Abschied war ein endgültiger. Er blieb unverheiratet und fand im ersten Weltkrieg einen ehrenhaften Tod als Kommandant einer Festung. Sie aber schrieb in der Einsamkeit des Gutes ihrer polnischen Freunde ihr Buch «Forward», das 1904 im Verlag Lippincott Company, Philadelphia-London, erschienen ist. Die deutsche Uebersetzung erschien bei Huber in Frauenfeld.

Das Buch war ein grosser Erfolg und ward in neun Sprachen übersetzt und wegen seines erzieherischen Wertes im Ausland als obligatorisch für Schulbibliotheken erklärt. Dieses Hohelied eines arbeitsamen, charakterfesten Menschen machte Lina Böglis Namen in der weiten Welt bekannt.

XV.

Ihre Schweizer Freunde hätten sie nun gerne an einer staatlichen Schule mit Pensionsberechtigung gesehen, aber dazu genügte das certificat d'études de Neuchâtel nicht. Wegen ihrer schwachen Augen verzichtete Lina Bögli auf weitere Studien und zog wieder in die weite Welt. Der Ruhm ihres Buches eilte ihr voraus und öffnete ihr alle Türen bis zu königlichen Palästen.

Mit einer amerikanischen Familie bereiste sie Europa, ward vom kaiserlichen Vertreter in Galizien eingeladen, lehrte am königlichen Paulinenstift in Friedrichshafen und erlebte dort die ersten Flugversuche Graf Zeppelins. Sie verkehrte in dessen Haus und ward auch vom König von Württemberg zu Gast geladen.

Erneut packte sie 1910 die Reiselust: die transsibirische Bahn brachte sie in die Mandschurei, nach Japan. Dort sah sie den Mikado von Angesicht zu

Angesicht und wurde zum Chrysanthemenfest der Kaiserin geladen. So erfüllten sich die merkwürdigen Träume der kleinen Bodenlina von Oschwand.

Ueber Korea reiste Lina Bögli weiter nach China, erlebte dort auf der Jahrtausende alten chinesischen Mauer den Sonnenaufgang, sah in Peking den Himmelstempel mit seinem dem Geist des Universums geweihten Altar.

Allzusehr bedrückte sie aber die grosse Armut der Bevölkerung, und sie entschloss sich, den Osten zu verlassen. In Polen schrieb sie 1913 ihr zweites Buch «Immer vorwärts», verlegt bei Huber in Frauenfeld.

XVI.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, kehrte sie in die Heimat zurück, die für sie Herzogenbuchsee hiess, wo das Kreuz, ihr Altenteil, gewissermassen ihr Stöckli, auf sie wartete, das Haus mit der Devise: «Gemeinnutz kommt vor Eigennutz.»

Ihr dortiges, schönes, grosses Zimmer schloss sie nie ab und meinte lachend: «Es wird mir nie etwas weggetragen — nur hineingetragen.» Ihre Verwandten aus den Buchsibergen versorgten sie jahraus jahrein mit Früchten und Gebäck. Ihr Tagwerk begann meist um fünf Uhr früh, und bis ins hohe Alter arbeitete sie mit ihren Schülern bis zu sieben Stunden im Tag.

Während des zweiten Weltkrieges hatte sie mit 83 Jahren die Freude, polnische Internierte in Herzogenbuchsee in deren Muttersprache begrüssen und ihnen Englischstunden erteilen zu können.

Dem Tode schaute Lina Bögli ruhig ins Auge. Ihren Grabstein hatte sie zum voraus bestellt und den Platz für ihr Grab auf Oschwand selbst ausgewählt. Die Summe, die sie dafür der Gemeinde schenkte, wurde ihrem Wunsche gemäss zum Grundstock für den Schulreisefonds der Oschwander-Kinder.

«Sagen Sie den jungen Menschen», war ihr Anliegen, «dass ich selber nur ein einfacher, gewöhnlicher Sterblicher war, aber dass ich all meine Kräfte auf ein Ziel konzentrierte, vor allem immer und überall meine Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Und das kann Jeder. Es ist auch das beste Mittel, sich seine Selbstachtung zu bewahren, welche von gewaltiger Bedeutung für das ganze Leben ist. Sagen Sie ihnen ferner, dass ich zeitlebens an Gottes gütige Vorsehung glaubte.»

XVII.

Fräulein Amy Moser, 1868—1958, die mir bei meinem ersten Besuch im Hause ihrer Mutter wie ein warmes Weihnachtslicht erschien, habe ich nach ihrem 80. Geburtstag gemalt. Ihr schien, wie Frau Dr. Barich schrieb, nach dem Festtag eine zweite Jugend geschenkt zu sein.

Als im Jahre 1869, nach dem Tode ihres Gatten und dem Verkauf ihres Heims in Batavia, Frau Amelie Moser müde und erschöpft vor der Heimreise stand, schrieb sie an die Verwandten Moser-Naef in Niederuzwil:

«Sollte mich hier oder auf der Reise der Tod ereilen, dann nehmt dieses schönste Pfand der Liebe; seid ihm Vater und Mutter, erzieht es in der Liebe zu Gott, prägt ihm recht tief die ernsten Pflichten des Lebens ein, die Pflichten gegen Gott und die Menschen, lasst es heiter die Freuden des Lebens geniessen, ohne Prunk und ohne viel Bedürfnisse, lehrt es früh Arbeit und Beschäftigung kennen mit Ernst und Gründlichkeit, und lasst es bei einigem sichtbaren Talent die Tiefe und den Genuss der Musik kennen; der liebe Albert wünschte dies so sehr. Erzählt der lieben Kleinen, wer ihre Eltern waren, zwei Menschen, die durch viele Irrungen, durch viele Kämpfe das höchste irdische Glück vereinte, die das Beste, die Wahrheit erstrebten und mitten im Streben schieden … zur Vereinigung dort oben. Sagt ihr das alles nur noch viel mehr, wie lieb wir die Kleine hatten und wie manch heisses Gebet zum Flehen für ihr Glück wurde».

Frau Moser durfte genesen, ihr Kind selber erziehen und auf die Wege lenken, die für sie den Sinn des Lebens bedeuteten: «Es gibt in der Welt zwei Pflichten zu erfüllen, erstens seiner Persönlichkeit den ganzen Wert zu geben, dessen sie überhaupt fähig ist, zweitens, sie in den Dienst der andern zu stellen».

XVIII.

Erfreut erkannte Frau Moser früh die musikalische Begabung des Töchterchens, dessen Klavierunterricht sie stets überwachte, sei es in Herzogenbuchsee, sei es später an der école supérieure in Neuenburg. Trefflich vorgebildet durch die Stunden bei Musikdirektor Josef Banz, 1878—1912, der Buchsis Musikleben leitete, kam Amy in das Haus des Basler Kapellmeisters Dr. Alfred Volkland, 1841—1905. Dort begegnete sie dem grossen Geiger

Joachim. Bei der Einweihung der Tonhalle in Zürich durfte sie die Bekanntschaft von Johannes Brahms machen.

Solche Begegnungen und ihre eigenen beachtenswerten pianistischen Leistungen befähigten sie, dem Dorf auf musikalischem Gebiet das Beste zu geben, was ihr eine Herzenssache war. Es lag ihr daran, die Musikwerke bedeutender Meister «aus einer edlen, grossen und gütigen Menschlichkeit heraus verstehen zu lernen und aus solcher Vertiefung des Verständnisses die Komponisten den Musikfreunden auch menschlich näher zu bringen. In diesem Bestreben wandte sie sich mit gehaltvollen Vorträgen, zuweilen mit nur kurzen Hinweisen oder auch mit Lesungen aus Künstlerbriefen bald an einen kleinen Kreis, etwa im Anschluss an die Gesangsübungen des Frauenchors, bald an eine zahlreiche Zuhörerschaft. Die Wahl des Meisters stand jeweilen in sinnvollem Zusammenhang mit Aufführungen». (Aus dem Nachwort von Rudolf Moser).

Nicht nur bei den grossen Oratorienaufführungen wie etwa Bachs Matthäus- oder Johannespassion, Mendelsohns «Elias», Händels «Acis und Galathea», Haydns «Schöpfung» und «Jahreszeiten» durch Frauen- und Männerchor Herzogenbuchsee, auch an den übrigen Konzerten unter der Leitung von Max Kummer begegnete man namhaften Solisten.

Wir erinnern hier bloss an Albert Schweitzer, Joseph Szigeti, Willy Rehtag, ans Busch Quartett, Adrian Aeschbacher, Heinrich Schlusnus, ans Röntgenquartett. Zu den Höhepunkten ihres glücklichen Erlebens gehörte die Aufführung von Verdis Requiem durch den Schweiz. Lehrergesangverein unter Ernst Kunz in Budapest.

XIX.

So wurde Amy Moser im Bereich der Musik zur Vermittlerin hoher kultureller Werte. Ihr Dorf verdankt ihr seinen musikalischen Ruf und das hohe Niveau seines Konzertlebens.

Pfarrer Wilhelm Flückiger vergleicht in seinem Nachruf Amy Mosers Einstellung zum Leben und vor allem zu ihrer Mutter mit dem lateinischen Begriff der «pietas». Die antike Welt verstand darunter die Hingabe des Herzens an das Hohe und Heilige, die Liebe, mit der sich der Reiche zum Armen neigt, ohne dass der Beschenkte in seiner Ehre verletzt wird. Auch der Totenkult, die Pflege der Entschlafenen, um ihres fortwirkenden Segens

willen, gehört zu pietas. Nicht um der Gattin willen, sondern um des Vaters willen steigt Vergils Aeneas in den Hades, denn die Kindespflicht hört mit dem Tod nicht auf. In dieser Haltung hat Amy Moser unbewusst in schöner Selbstverständlichkeit gelebt, das Werk ihrer Mutter, das «Kreuz» betreut und ihr schönes Buch über Amelie Moser-Moser, Leben und Wirken, verfasst.*

Amy Moser hätte die Möglichkeit gehabt, wie sie einst vor ihrem Vater gelegen, sich ganz der Musik als Beruf zu widmen. Aber dazu war bei ihr und ihrer Mutter kein Ehrgeiz vorhanden. Es bestand für die wohlhabende Tochter auch keine Notwendigkeit, mit einem Beruf das tägliche Brot zu verdienen.

Aber angeboren als edelste Anlage lebte in Amy Moser neben der musikalischen Begabung der echt weibliche Trieb, selbstlos die andern zum Blühen zu bringen, sich selber vergessend.

In diese heroische Liebe, diese moralische Schönheit und Freiheit eines Christenmenschen ist Amy Moser in ihren letzten Erdenjahren immer mehr hineingewachsen. Es war, wie wenn der Segen ihrer Grossmütter, die Hingabe der einen, die humorvolle Art, das frohe Lied der andern, in Amy Moser eine letzte schöne Blüte an diesem Zweig des alten Oberaargauer Stammes getrieben.

Anlässlich ihres 80. Geburtstages, ein reizendes Fest, das im «Kreuz» Ende Dezember 1948 eine grosse Zahl lieber Menschen um die verehrte Jubilarin scharte, erzählte Amy Moser unter anderem auf launige Weise, dass sie in jungen Jahren ab und zu auch lieber etwas anderes gemacht hätte, als an heissen Sommertagen droben auf dem Kirchhofe um die Kirche herum zu jäten. Frau Amelie Moser hat bekanntlich Jahre lang diese Anlagen auf eigene Kosten unterhalten, sowie sie der Gemeinde auch den Dorfbrunnen schenkte. — Voll Erinnerungen an ihr tätiges, nicht müheloses Leben schloss Amy Moser bewegt ihr Redlein: «Drum hei mir ou das Buchsi so lieb».

* Verlegt 1946 bei A. Francke, Bern

XX.

Zu diesem achtzigsten Geburtstag sandte der gleichaltrige Cuno Amiet (1868—1961) eine «Landschaft der Buchsiberge» mit herzlicher Widmung

an Frl. Moser. Der Meister der ungebrochenen bunten Farben begrüsste so die schlichte Frauengestalt, die jahraus jahrein im selben schwarzen Mantel segensvoll durch Herzogenbuchsee gegangen.

Fünfzig Jahre waren verstrichen, seit der junge, noch unbekannte Maler mit seiner Frau sich auf der Oschwand niedergelassen hatte. Die Landschaft, die farbenprächtige Einsamkeit, die nahe Heimat seiner Frau hatten es ihm angetan. Zwar blieb Amiet seiner katholischen Vaterstadt Solothurn verhaftet, aber er fand bald einmal den Zugang zur bernisch-bäuerlichen Welt der Buchsiberge. So gaben sich denn auch enge Beziehungen zum Pfarrdorf selbst, zum Hause von Amelie und Amy Moser.

Die Wertschätzung beruhte auf der gegenseitigen Anerkennung der ganzen und ernsten Arbeit des andern. Nebeneinander schufen die Frauen Moser und Cuno Amiet ihr philantropisches und künstlerisches Werk, das ihren Tod überdauert hat.

XXI.

Hören wir denn also Cuno Amiets Gedanken über die Kunst, wie er sie uns gegenüber in jenen ersten Jahren äusserte:

«Kunst ist Wahrheit und Harmonie, Einfachheit und konzentrierter Wille. Um ein Kunstwerk zustand zu bringen, bedarf es vielen Nachdenkens und Studierens; doch beim Malen selbst soll man nicht grübeln, sondern malen und dem gefassten Entschluss treu bleiben.

Man kann nicht genug der Natur ablauschen, doch soll man sie nicht bloss schablonenhaft abzeichnen, sondern seinen eigenen Willen hineinlegen; man wird so viel phantasievollere Sachen machen, als wenn man nur aus seiner eigenen Phantasie heraus malen würde. In der Natur findet man die wunderbarsten Sachen und Ideen. Man darf nie nachsichtig gegen sich selber sein, sondern unbarmherzig und nie undezidiert. Was man mit einer Farbe herausbringen kann, ist besser, als wenn man diese Farbe in mehreren zusammengesetzten sucht. (1. April 1908).

Wenn man eine Idee, z. B. eine Obsternte, ausdrücken will, so gibt man sich der Idee ganz hin, tritt aus sich heraus, und die Farbe und Form, die der Idee entspricht, wird sich schon selbst einstellen: so wird es etwas Wahres geben.» (21. Febr. 1913).

XXII.

Ich erinnere mich an einen nebligen Herbstabend, als ich Herrn Amiet mit der Laterne nach Riedtwil entgegen ging. Als wir aus der Hohle heraustraten, wurde es lichter: er schöpfte tief Atem und sagte, wie wohl ihm sei, nach dem Ausland mit der Städte Dunst wieder hier oben zu sein.

Die Buchsiberge, die heimatliche Gegend seiner lieben Frau Anneli — stammte sie doch vom nahen Hellsau, wo er noch mit Buchser gemalt —, die Nähe auch von Biberist mit Oscar Miller, der als einer der ersten sein Talent erkannt und gefördert hatte, mögen den Solothurner bewogen haben, hier 1898 seinen Wohnsitz zu nehmen und diese Landschaft mit dem Blick zum blauen Jura dem Zürichsee und Berner Oberlande vorzuziehen.

Vorerst nahm das junge Paar Wohnsitz im obern Stock des Wirtshauses Schöni gegenüber dem Schulhaus auf Oschwand. Ueber dem Kachelofen des Wohnzimmers malte Ferdinand Hodler eine Skizze seines «Rückzugs von Marignano», auf welchem man neben ihm auch den Bildhauer Rodo von Niederhäusern erkennt, der oft nach der Oschwand auf Besuch kam.

In einem alten Speicher, gegenüber Schul- und Wirtshaus, richtete sich Amiet ein Atelier ein, Wand an Wand mit dem Raum, wo die Bauern ihr Saatgut aufbewahrten. In Mitten dieser ländlichen Bevölkerung, diesen fleissigen Berner Bauern, schaffte auch Cuno Amiet 63 Jahre lang Tag für Tag, und wahrlich, er war nie nachsichtig gegen sich selbst.

Wie ein Bauer das vernichtende Hagelwetter, den Blitzschlag in sein Haus erträgt, so nahm auch Amiet die «Brunst» des Münchner Glaspalastes, die fünfzig seiner besten Gemälde zerstörte, auf sich. «Wohl pöperlete mir das Herz», meinte er, als die Hiobsbotschaft ankam, dann aber schaffte er weiter.

XXIII.

Amiets erster Lehrer in seiner Vaterstadt Solothurn war der wanderlustige Frank Buchser, der sich selber an Velasquez und andern Meistern geschult hatte. Buchser gab die Realität der Erscheinungen, gesehen durch sein Temperament und sein malerisches Einfühlungsvermögen, wieder. Allerfeinste, atmosphärisch entzückende Kleinbilder hat Buchser schon vor dem Impressionismus gemalt.

Die Münchner Studienzeit trug Cuno Amiet die Freundschaft Giovanni Giacomettis ein. Gemeinsam zogen die beiden nach Paris. Dort und in Pont Aven ward Amiet vom französischen Impressionismus berührt, jener herrlichen Freiluftmalerei, in welcher der französische Geist eine seiner schönsten Blüten trieb.

«Das bretonische Mädchen mit rotem Kopftuch» von Amiet 1892 gemalt, gehört zum farbig Schönsten, was ich je gesehen. In seinen Solothurner Portraits, im «kranken Knaben», der «Hoffnung» geht diese schöne Farbigkeit weiter, um dann, immer intensiver erlebt, zur Beherrscherin seiner Bilder, zum Zentralpunkt seines Schaffens zu werden. Amiet erlebte, dass man mit Farbe an sich etwas sagen kann wie mit den Tönen in der Musik.

Ueber seine Palette und seine Malweise äusserte er sich einmal bei der Eröffnung einer bernischen Weihnachtsausstellung:

«Warme Farben von kalten unterscheiden, sie sauber zu trennen, einer Farbe durch Danebensetzen einer bestimmten andern ihren Charakter geben und sie erblühen und erglühen lassen; ob sie dick aufgetragen oder dünn hingelegt, in breiten Lagen oder gestrichelt, getüpfelt vielleicht, besser ihrem Zwecke diene: diese und viele andere Kunstgriffe zu lernen und zu erkennen, das kostet Zeit und fordert Kopf, Herz und Hand zu gleichen Teilen. Glückt es mir nun, dieses alles, das ich doch so ganz besitze, zu vergessen, und gebe ich mich, gelöst von mir und meinem Wissen und Können, ganz der Natur und der Leinwand hin, dann mag ein gutes Bild entstehen. Nicht Impression, nicht Expression, nicht Abstraktion, noch wie sie alle heissen, die Worte, die uns verwirren, sind massgebend für ein gutes Bild: Kopf, Herz und Hand allein. Und wenn eines von diesen dreien doch die Vormacht haben sollte, so würde ich mich für das Herz entscheiden.»

Einmal sagte Amiet lachend zu mir, er begreife nicht recht, wie ein Protestant eigentlich malen könne. Dachte er wohl dabei an die schöne Madonna im Rosenhag, im Kunstmuseum zu Solothurn, die zur Zeit des Bildersturmes, wahrscheinlich von Bernern ins Wasser geworfen, von den Wellen der Aare sorglich getragen — wie weiland die heilige Verena — nach Solothurn kam und dort liebevoll herausgefischt wurde?

Gerne hätte ich Herrn Amiet gesagt, dass er selber wie der Protestant Rembrandt nicht von Dogmen, sondern vom Erleben her die für ihn wahrhaftige Form suche. Vielleicht hätte er mir darauf geantwortet, dass die Wahrheit als erhabene Grösse über allen Dogmen stehe — wie die Sonne über der Erde — und dass die Dogmen Teile von ihr auffangen und konser-

Amy Moser, 1868—1958

vieren; und dass, wo immer ein Mensch — und wäre es der allereinfachste — selbständig ein Teilchen Wahrheit erlebt, einen Strahl von ihr aufgefangen, er sich daran zu halten habe.

Auf Amiets letztem Weihnachtsblatt von 1960 kniet sein Symbol der Wahrheit, und darunter hat er geschrieben: «Dieses Wesen klar und wahr ist von jedem Zweifel bar.» Das ist die Wahrheit, wie sie ihm als Harmonie, Einfachheit und konzentrierter Wille begegnet ist.

XXIV.

Im Vorraum zum grossen Atelier, in das Amiet die Scheune eines Bauernhauses umwandelte, hängt ein graues Pferd, von Buchser gemalt, das bei aller Realität das besondere Wesen des Pferdes, das Edle, Nervige ausdrückt. Mit derselben Hingabe hat Buchser eine alte Engländerin gemalt und zeigte so das feine Empfinden für das, was hinter der Realität liegt.

In jenem Vorraum hängt auch ein selten schön beseelter Frauenkopf von Anker neben einigen französischen Meistern.

Das ist die Welt, von welcher der junge Amiet ausgegangen und deren Kultur ihm nie verloren gegangen ist, die Welt, die seinen Willen geformt, seine Symbole geläutert, seine saubere Technik und gewissenhafte Arbeitsweise bestimmt hat.

Auf diesem soliden Hintergrund gab er sich unbekümmert seinen farbigen Erlebnissen hin, wie er sich auch immer ungezwungen in jeder Gesellschaft bewegte. Seine meisterhaft geübte Hand zauberte auf die Leinwand, was ihm im Zwiegespräch mit der Natur in den Sinn kam. So sind seine herzhaften, sonnigen Bilder entstanden als Ausdruck eines glücklichen Menschen, der mit gutem Mut gearbeitet hat, solange es Tag war.

Anmerkungen

[1] Ihr Vater war der Ratsherr Felix Moser-Schmid der Aeltere, 1767—1832, von Herzogenbuchsee, dessen sechs Kinder alle früh an Tuberkulose starben:
Anna Barbara, geb. 1797, als Frau Miescher in Walkringen
Susanna, geb. 1802, als Frau Dr. med. Emanuel Gugelmann in Wiedlisbach
Johann Ludwig, geb. 1810, gest. 1835, verheiratet in erster Ehe mit Christine Moser, in zweiter mit Nanette Geiser von Langenthal, die als Witwe, mit der kleinen Luise Moser aus der ersten Ehe ihres Gatten, als Frau Pfarrer Walther nach Wangen kam.
Nanette, geb. 1812, gest. 1846, war die Gattin des Jacob Roth von Wangen.

[2] «Zuversichtlich glaubten wir, es könne nichts Schlimmes vorkommen, wenn Mutter da sei», schrieb später eine ihrer Töchter.

[3] Aehnlich wie zur selben Zeit *Rodolphe Toepffer* in Genf seine «joyeuse bande» auf mit den «voyages en zig-zag» über den Grossen St. Bernhard und «autour du Montblanc» führte und sie die Poesie der Fröhlichkeit, des Mutes und der Ermüdung geniessen liess, die solche Fusswanderungen mit sich bringen.

[4] Bitzius war, wie sein erster Biograph und Zeitgenosse Carl Manuel betont, ein Demokrat, der sein Volk zur Religiosität, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit als unerlässlichen Bedingungen für die Dauer demokratischer Ordnung erziehen wollte. Er hatte keine Vorliebe für irgend einen Stand.

Die Familie ist ein älteres Geschlecht, das schon zur Reformationszeit das Berner Burgerrecht hatte. 1577 wird ein Bitzius — der Name kommt ursprünglich vom Taufnamen Sulpicius — als Landvogt von Aarwangen, 1627 einer als Landvogt von Brandis unweit Lützelflüh und 1647 als Landvogt von Wangen erwähnt. Des letzteren Sohn begründete die Linie, die seit 1669 wohl zu den altburgerlichen, aber nicht mehr regimentsfähigen Familien zählte.

Albert Bitzius' Urgrossvater und Vater waren bereits Pfarrherren. Er selbst stand der eigentlichen Politik fern, dachte aber echt national, schweizerisch und fühlte sich als Hüter der Freiheit. Aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflussreichen Landleuten und Bürgern kleiner Städte (seine Mutter war eine gebürtige Kohler aus dem Landstädtchen Büren a. A.) hatte er ersehen, dass man wohl mit Regierung und Verwaltung zufrieden war, aber dem patrizischen Geist der Ausschliesslichkeit grollte. Er glaubte deshalb, dass diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung — durch äussere Konstellation herbeigeführt — nicht werde Stand halten können.

Als 1831 der von Bitzius geahnte und gewünschte liberale Umschwung kam, mahnte er, dass das historisch Begründete mit dem berechtigten Neuen richtig vereint und nicht alles «vermischlet» werde. Er sah die Fehler jener, die starr am Alten festhalten wollten, mehr aus Standesstolz als aus Seelengrösse, und andererseits die Demagogie allzu radikaler Neuerer. Dem hielt er das Postulat echt sozialer Freundschaft und Verständigung gegenüber und wurde so von rechts und links angegriffen. Seine Konzeption erwies sich erst später als segensreiche Mässigung und wirkte gerade in Herzogenbuchsee durchs ganze Jahrhundert nach.

[5] Nach einer Badekur in Grenchen hatten sich freundschaftliche Beziehungen zum Schriftsteller Ruffini ergeben, später italienischer Gesandter in Paris, Freund Mazzinis und seiner 16 Jahre altern Freundin Mrs. Turner.

[6] In jener Zeit erlebte Herzogenbuchsee eine das Dorf erschütternde Tragödie.

Luise Scheidegger, eine junge Waise von seltener Lieblichkeit, war auf Besuch in Zürich durch des Dichters Freund Wegmann Gottfried Keller begegnet und wurde dessen Braut. Eine allzu kluge Frau im Dorf erachtete es, wie Maria Waser schreibt, als ihre Pflicht, das junge Mädchen darauf aufmerksam zu machen, dass der Dichter zusehr dem Weine zugetan sei. Vielleicht tat sie es in der Hoffnung, Luise Scheideg-

ger werde günstig auf Gottfried Keller einwirken, oder aus der Einsicht, es wäre besser, die Verbindung zu lösen. Wer weiss es.

Dem jungen Mädchen verzerrte sich durch solche Berichte das Bild des Bräutigams, von dessen Liebe es gelebt und dessen Achtung sein Halt gewesen. Es verlor sein Selbstvertrauen, allen Glauben. Verstört bat es die Freundinnen in der Scheidegg, mit ihm im Burgäschisee baden zu gehen. Wegen des regnerischen Tages und der vorgerückten Stunde lehnten diese den Vorschlag ab. Am andern Morgen fand man Luise Scheidegger tot in einem Gartenteich. Gottfried Keller hat seinem Schmerz über den Verlust der «lieben Aeuglein treu und klar, gebrochen in des Lenzes reinster Blüte» in einem stillen Gedicht Ausdruck gegeben.

[7] Amy Mosers Bild erinnert mich an die Kindergestalt auf einem Gemälde Georges de la Tours im Louvre, wo das Kind mit ähnlicher realistischer Liebe, verbunden mit tiefem innerem Verständnis gemalt ist, wo in der äussern Natur mit seherischem Blick die höhere Natur, die Bestimmung erfasst und gestaltet ist.

[8] Die Worte Baden-Powells, des Begründes der Pfadfinderbewegung, könnten der Gesinnung nach von Amelie Moser selber stammen: «Diejenige Nation kommt oben auf, deren Bürger am meisten Charakter haben. Sie verdient ihre Vorzüge nur dann, wenn ihr Charakter ein guter ist: der Charakter einer Nation besteht nicht nur in demjenigen einiger ihrer Führer, sondern in dem der Mehrheit des Volkes. Charakter ist hauptsächlich Sache der Umgebung und später der Erfahrung. Zweifellos gibt eine Mutter durch ihren Einfluss den ersten Anstoss zur Charakterbildung. Eine Mutter kann aber nur das geben, was sie selber besitzt. Daher ist es von grösster Wichtigkeit, dass die Mütter eines Landes hochwertige Charaktere haben, die auf ihre Kinder übertragen werden können.»

GEDICHTE VON WALTER LÜTHI

Bergesleuchten

Sie tragen noch das letzte Licht
Vom Tag und ruhen eher nicht,
Als bis sie es im stummen Glanz
Noch einmal zeigen, hell und ganz.

Dann blasst es ab an jedem Haupt,
Und, was das Leid dem Menschen raubt:
Das Feuer in dem Aug zumal
Das blickt hernieder, müd und fahl.

So ist's mit jedem Erdending,
Mit dem Rubin im schönsten Ring:
Es kommt die Stunde, wo die Kraft
Nicht mehr ihr stolzes Leuchten schafft.

Dr. Walter Lüthi, 1897—1932. Sekundarlehrer in Langenthal von 1922 bis 1932. Dissertation: «Urs Graf und die Kunst der alten Schweizer», als Prachtdruck in den Monographien zur Schweizer Kunst im Orell Füssli Verlag erschienen.

Neues Leben

Mit kaum geheilter Wunde,
Erwach' ich in dem Zaubergrunde.
Ich seh' im Laub' die Trauben reifen,
Ich nenn' sie mein, ich darf sie greifen.
Und wenn ich mich zur Tiefe beuge,
Beglückt den Hang hinunter steige,
Gedrängt von zwingenden Gedanken,
Die lange mich gequält, den Kranken,
Naht sich mir auf besonnten Stufen
Ein süsses Bild, halb ungerufen.
So ist, was erst noch Wunsch war, schon erfüllt,
Geschenk mir, wundersam und unverhüllt:
Ich leb' und strebe wieder
Und steig' verwandelt nieder,
Tauch ein in hohe Lebensfluten,
In deinen Schutz, den wandellosen, guten.
Das Wunderland ist mir erschlossen,
Ich gehe ein, die Früchte sind noch ungenossen.

Herbstesnähe

Dürre Blätter seh' ich tanzen
Von durchsonntem Baum,
Messen wie betrunkne Schranzen
Ihren letzten Raum.

In den frühen Herbsteswinden
Stöhnt manch krank' Geäst,
Und die letzten Freunde schwinden
Nach genossnem Fest.

Dürre Blätter seh' ich stieben,
Taumeln hier und dort.
Morgen ist, was wir jetzt lieben,
Ein vergessnes Wort.

Vergehn

Lang sass ich da und lauschte in die Nacht,
Die blau und schön. Sie kam zu mir, bald sacht,
Bald wie ein hastiges, verstecktes Schrei'n.
Im Fenster nebenan lag später Schein,
Lag mitternächtlich Lampenlicht. Ein Schimmern,
So müd, so nah, wie keine Sterne flimmern.

In mir war ausgelöscht, was ich sonst schätzte.
Was war, war einst! Ich sann an jenes letzte,
Ans letzte Ding, das jetzt noch fern umdunkelt
So schön und blau wie diese Nacht mir funkelt.
Ist es ein langer Schlaf, ein neu Erstehn?
Was ist es mit dem grossen Wort «Vergehn»?

WILDTIERE UNSERES WALDES

Beobachtungen im Bohärdli, Langenthal

CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Als unsere engere Heimat noch mit unendlichen Wäldern bewachsen war, war sie eine reiche Wildkammer. Die Natur selbst sorgte für das Gleichgewicht; der Eingriff der frühen Jäger und Sammler war nur ganz unbedeutend. Wild und Waldfrucht bedeuteten damals die Lebensgrundlage der Wald- und Wandermenschen. Durch die immer steigende Besiedlung, durch Roden grösserer Waldgebiete und durch die Trockenlegung von Sümpfen wurde der Lebensraum des Wildes immer mehr eingeengt. Unvernünftige Bejagung in den letzten Jahrhunderten trug wesentlich zur Zehntung des Wildbestandes bei.

Bär, Luchs und Wolf, als die grossen Raubtiere, sind schon lange aus unsern Wäldern verschwunden. Auch die scheue Wildkatze wurde bereits im vorigen Jahrhundert ausgerottet, und der Fischotter tritt nur noch gelegentlich an der Aare auf. Das schönste und edelste Jagdwild, der herrliche Rothirsch, ist wahrscheinlich schon seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den oberaargauischen Wäldern nicht mehr heimisch. — Als einziges Schalenwild konnte sich das Reh halten. Es hat sich in den letzten zwanzig Jahren dank guter Hege wieder zu einem ansehnlichen Bestand vermehrt. An grösseren Raubtieren hat sich einzig der Fuchs zufolge seiner Anpassungsfähigkeit und Listigkeit halten können.

Zahlreich ist die Familie der Marder. Mit Ausnahme des Fischotters sind im Oberaargau noch sämtliche Arten heimisch. Selbst der seltene Edel- oder Baummarder kann noch hie und da beobachtet werden. Stein- oder Hausmarder, Iltis, Wiesel und Hermelin haben sicher schon viele irgendwo am Wege vorbeihuschen sehen. Meister Grimbart, der Dachs, geht vorzugsweise nur zur nächtlichen Stunde aus und dürfte wenigen mehr als aus Fabeln bekannt sein.

Wald- und Wasserspitzmaus sowie der Maulwurf sind insektenfressende Raubtiere, die in ihren Gefilden alles angreifen, was sie irgendwie überwältigen können. Den Igel, den drolligen Kerl, trifft man häufig auf abendlichen Spaziergängen. Er verzehrt vorwiegend Kerfen und Schnecken, aber auch kleinere Vögel und ist sogar imstande, die wendigen Mäuse zu fangen.

Dichte Hecken, Laubhaufen, faule Strünke und Mauerlöcher sind seine bevorzugten Aufenthaltsorte.

Bei den Nagetieren finden Biber und Wildkaninchen die nötigen Lebensbedingungen nicht mehr und sind verschwunden. An grössern Nagern haben wir nur noch das Eichhörnchen. Mit seinen munteren Possen gewinnt es alle Herzen. Entgegen seiner Anmut ist das Hörnchen nicht so harmlos und kann durch Verbiss bedeutenden Waldschaden anrichten. Die kleinen Nager, wie Mäuse und Ratten, sind zumeist in unliebsamer Weise wohlbekannt. Als besondern Nager kennen wir den vielverfolgten Feldhasen.

Zu erwähnen wäre noch die niedliche Haselmaus, die häufig in den dichten Heckengehölzen unserer Matten anzutreffen ist. — Was wären schliesslich unsere Felder, Wälder und Wiesen ohne die Vögel. Mit dem ersten Dämmerungsschein erwachen sie und verkünden unermüdlich ihre Lebensfreude, bis die Nacht sie wieder schweigen lässt. Ihnen muss einmal aus berufenem Munde ein besonderer Artikel gewidmet werden.

*

Es ist ein warmer Sommerabend; schwül streicht der Wind von den Wässermatten her durch die Bäume. Langsam verschwindet die Sonne hinter der fernen Jurakette. Noch singen und zwitschern die gefiederten Sänger; aber bald wird es stiller werden. Rotkehlchen, Amsel und zuletzt auch die Singdrossel werden verstummen, und mit der aufkommenden Kühle beginnt das eigentliche Leben im Walde. Wir hocken am Waldrande und schauen hinaus auf die Matten. Ein munteres Bächlein gurgelt zwischen lichtem Buschwerk dahin. Kein fremder Laut stört die friedliche Stille; es ist der richtige Platz, um nächtliches Treiben zu beobachten. Lange brauchen wir nicht zu warten: Plötzlich steht ein Reh am Waldrand, äugt, wittert und lauscht nach allen Seiten und wechselt dann, gefolgt von einem ganzen Sprung, entschlossen auf die Wiese hinaus. Spielerisch jagen sich die beiden Schmalrehe, weibliche Tiere im ersten bis zweiten Lebensjahr, in langen Fluchten hin und her, naschen zwischenhinein da und dort schnell einige Halme. Ruhig beginnen die altern mit Äsen, denn sie fühlen sich hier sicher. Nur die Ricke, das Mutterreh, das ein Kitz mit sich führt, sichert immer wieder. Ueberhaupt ist es rührend, wie sie um ihr Junges besorgt ist. Kaum ein paar Schritte lässt sie es von sich wegstaksen, lockt es wieder herbei und leckt es wieder und wieder mit ihrer rauhen Zunge. Seit die ersten Gräser wieder grünen, sind die Rehe jeden Abend hier an-

zutreffen, bis sie in der Morgendämmerung über ihren Wechsel in den heimlichen Einstand zurückkehren. An natürlichen Feinden hat das Reh nur noch den Fuchs zu fürchten, der ausgewachsenen Rehen — aber nur in strengen Wintern und bei hohem Schnee — gefährlich werden kann, jedoch gelegentlich Kitze zu erbeuten weiss.

Noch sind alle beisammen: junge Böcke, Geissen, Schmalrehe und Kitze. Mitte Juli beginnt die Brunstzeit. Eine seltsame Unruhe überfällt alle. Die älteren Böcke, die sich meist bereits im Frühjahr absondern, streifen kampf- und rauflustig durchs Gebiet. Von diesem Zeitpunkt an hält es schwer, Rehe regelmässig zu beobachten, und nach der Brunst beginnt schon bald die Jagd und reisst Sprünge und Rudel auseinander. Im November wirft der Bock sein Geweih ab. Sofort beginnt ein neues nachzuwachsen, dessen Wachstum mit dem Abfegen des Bastes im März-April beendet ist. Bittere Zeiten brechen an, wenn der erste Schnee fällt. Nur selten mehr verlassen sie dann ihre sonnseitig gelegenen Wintereinstände.

Meister Lampe, der Hase, hat seine Sasse verlassen und hoppelt nun über den Waldweg ins Heugras. Ein paarmal noch sind seine lauschenden Löffel über den Grasspitzen zu sehen, dann ist er verschwunden. Er ist immer auf der Hut, denn zahlreich sind seine Feinde; Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel wissen ihn immer wieder aufzuspüren, und auch dem Habicht fällt er oft zum Opfer. Zudem dezimieren Krähen, die sich in den letzten Jahren beängstigend vermehrt haben, die Junghasen derart, dass sie strichweise nur noch selten zu finden sind. Löffelmanns einzige Waffen sind schnelle Flucht oder «Drücken»: Reglos an den Boden gedrückt und dank seiner Tarnfarbe wird er oft übersehen. Er ist ein ausgesprochener Einzelgänger, der nur in der Rammelzeit mit Artgenossen zusammenlebt. Die Häsin setzt drei bis vier Mal im Jahr behaarte und sehende Junge auf den nackten Feldboden.

Es ist dunkel geworden, doch wirft der Mond ein milchiges Licht durch das Gezweig. Es ist dies die Zeit, wo der Dachs auf Nahrungssuche geht. Er hat wenig Zeit, denn beim ersten Sonnenstrahl will er wieder in seiner Höhle sein. Der Dachs ist sehr standorttreu und benutzt in ruhigen Gegenden mit grosser Regelmässigkeit immer wieder die gleichen Wechsel. Da ist er ja schon, Meister Grimbart, trabend trollt er sich dem Waldrande entlang, verhält hie und da, gräbt eine Wurzel aus, vielleicht einen Engerling oder irgend eine Larve. Ein feines Pfeifen lässt ihn stutzen, blitzschnell wirft er sich mit einem rollenden Sprung ins hohe Gras. Der Todesschrei eines Mäuschens verrät uns, dass auch Grimbart zuweilen ein guter Mäuse-

jäger sein kann. Der Dachs ist nicht wählerisch. Neben allerlei Kleinsäugern und Bodenbrütern bilden vorwiegend Kerbtiere, Schnecken und Regenwürmer seine Hauptnahrung. Auch Früchte und Rüben werden gerne angenommen. Bis im Spätherbst hat er sich ein ansehnliches Ränzchen zugelegt, seine Vorratskammer für den kommenden Winter. Mit dem Einbruch der eigentlichen Kälte zieht er sich in seine Höhle zurück und legt sich zum Winterschlaf nieder, vielmehr einer Winterruhe, denn bei mildem Wetter unterbricht er den Schlaf öfters, um zu trinken. Wenn auch ein eigenbrödlerischer, griesgrämiger Geselle, so ist der Dachs doch ein nützlicher Schädlingsvertilger, der unsere volle Schonung verdient.

Die Rehe haben sich niedergetan, Hase und Dachs sind weitergezogen. Ein paar Grillen zirpen, hin und wieder ein Geraschel im Gebüsch, sonst ist es still.

Noch haben wir den Fuchs als interessantesten Waldbewohner nicht kennengelernt. In der Höhle oben am Hang, in einer kleinen Lichtung, hat die Fähe, die Füchsin, im Frühling sechs Welpen geworfen. Sicher ist Meister Reinecke dort anzutreffen.

Auf dem Wege dorthin gleitet plötzlich ein dunkler Schatten durch die Luft auf uns zu, schreit gellend auf, und ist weg — ein Steinkautz. Hinter einem umgestürzten Baumstamm legen wir uns nieder und warten. Wir warten lange, doch nichts Ungewöhnliches ist zu hören. Gellend dringt plötzlich der jäh abbrechende Angstschrei eines Tieres zu uns herüber, dem ein wildes Geckern folgt. Dies kann nur ein Marder sein. Lautlos und blitzschnell hat er sein Opfer überfallen, hat ihm nicht die geringste Chance zum Entrinnen gelassen. Nun trippelt er, die Beute im Fang ins Licht hinaus, setzt sich auf einen Wurzelstock und beginnt zu fressen — zwei, drei Bissen nur, den Rest lässt er liegen. Behende klettert er nun einen Stamm hinauf, holzt von Ast zu Ast, und jetzt ein Sprung auf die nächste Buche. Welch federnde Kraft steckt in dem kleinen Kerl. Schon ist er wieder am Boden, verhofft, macht das Männchen und dreht die spitze Schnauze keck nach allen Seiten, anmutig sind seine Bewegungen. Der runde Kehlfleck zeichnet ihn als den seltenen Edelmarder. Jetzt hat er uns erspäht; er macht ein paar Schritte auf uns zu — und wirft sich dann laut geckernd seitwärts ins Gebüsch.

Fast gleichgross, mit etwas hellerer Färbung und unten gegabeltem weissen Kehlfleck, ist der viel häufigere Stein- oder Hausmarder. Ihn trifft man öfters im Bereiche menschlicher Siedlungen. Noch etwas kleiner ist der Iltis,

der dicke Hals ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Steinmarder. Am bekanntesten ist wohl das Hermelin; ein langgestreckter geschmeidiger Körper, eine lange Rute mit schwarzer Spitze, Haarwechsel im Frühling und Herbst (weisses Winterkleid) sind Kennzeichen, die man nicht verwechseln kann. Seine Hauptbeute sind Mäuse. Zuletzt sei noch das lichtbraune Mauswiesel genannt, das überall anzutreffen ist. Allen Marderarten ist die Blutrünstigkeit eigen, die sie alles anfallen lässt, was sich ihnen in den Weg stellt, von der Maus bis zum Rehkitz. Das hat ihnen schliesslich auch den Namen eingetragen.

Bald wird das Licht des Mondes bleicher werden und langsam der Morgendämmerung weichen. Noch immer ist die Füchsin nicht zurückgekehrt. Dabei hat sie doch sechs hungrige Mäuler zu stopfen. Während dieser Zeit sind Fuchsfähen furchtbare Raubtiere. Selber fressen sie weiterhin fast ausschliesslich Mäuse; aber den Jungen tragen sie meist grösseres Wild zu. In dieser Zeit wagen sie es, selbst Rehkitze anzufallen.

Plötzlich ist die Fähe da. Sie zögert etwas, bevor sie ins Freie tritt, und strebt dann eilends dem Baue zu. Im Fang trägt sie reichlich Beute, die sie vor der Einfahrt fallen lässt. Einen Junghasen, eine Wildente und mehrere Mäuse können wir erkennen. Winselnd fahren die Welpen aus der Röhre und schlingen gleich gierig Bissen um Bissen hinunter. Mit den letzten Stücken treiben sie noch ein grausiges Spiel. Geduldig zeigt die Fähe ihren Sprösslingen immer wieder das schnelle Zupacken an der richtigen Stelle des Opfers. Früh schon müssen Jungfüchse das Räuberhandwerk erlernen. Die Fähe möchte sich gerne zur verdienten Ruhe niederlegen, doch sie findet keine, sie wird geschubst und gestossen, an der Rute gezupft und am Balg gezerrt.

Plötzlich spitzt sie die Ohren, prüft den Wind und gibt dann einen heiseren Laut von sich. Die ganze Meute stürzt sich gleichzeitig auf die Röhre, kugelt durcheinander und ist im nächsten Augenblick vom Erdboden verschluckt.

Getrost können wir nun den Heimweg antreten; so schnell wird die rote Sippe nicht wieder zum Vorschein kommen.

Schnell erwacht nun der Wald. Jene, die abends die letzten waren, sind jetzt die ersten; Amsel und Drossel trillern ihre Weisen dem aufgehenden Lichte entgegen.

ERINNERUNGEN AN DAS INFANTERIE-REGIMENT 16

EDGAR SCHUMACHER

Eine Bemerkung darf vorausgeschickt werden, wäre es schon nur, um späteren Enttäuschungen zuvorzukommen: man möge doch ja nicht etwas wie eine Lebensgeschichte des Oberaargauer Infanterie-Regimentes hier erwarten. Biographien von Einheiten und Truppenkörpern sind dort am Platz, wo sie vor dem Hintergrund mächtiger Bewegungen, unter dem Eindruck des Kriegserlebens selber oder doch aus einer erhöhten Bereitschaft in drangvoller Zeit sich gestalten. So wird denn etwa die Generation von heute gerne davon Kenntnis nehmen, wie ein Verband eidgenössischer Truppen die Zeit und die Forderungen des Aktivdienstes im letzten grossen Krieg bestanden hat. Ein solches Dokument liegt für das Regiment 16 bereits vor in dem Erinnerungsbuch, das nach Ende des aktiven Dienstes auf Veranlassung des damaligen Kommandanten zusammengestellt worden ist und das sich gewiss noch in den Händen Vieler befindet und zu mancher Rückschau immer neuen Anlass gibt.

Was wir uns heute vorgenommen, hat nichts von der Bewegtheit und der Spannung für sich, welche mitgehen, wenn von den Kriegsjahren die Rede ist. Es wird eher anmuten, wie ein Klang aus einer sehr fernen Vergangenheit; es wird auch etwa einem Lächeln rufen und einem Staunen, wie einfach man es noch haben konnte. Und doch sollte es nicht nur der Blick in eine Museumshalle sein. Es darf denn doch auch wieder bewusst werden, dass jene Epoche, entlegen wie sie uns scheint, ein Teilstück desselben Weges war, auf dem wir heute weiterschreiten; dass alles aus einem Geist heraus bestanden und geleistet wurde, der um dieselben Ziele bemüht war, die auch uns vor Augen stehen; dass schliesslich doch wir selber es waren, sei es auch in unseren Vätern oder Grossvätern, die dabei mitmachten und mithalfen. So ist, wenn man es mit einiger Behutsamkeit angeht, vielleicht doch dies und jenes dem Nachdenken Dienliche oder auch nur schlechthin Vergnügliche noch zu holen. Es ist, wenn ich es noch einmal sagen darf, meinerseits

kein Bedürfnis nach methodischem Aufbau, ja sogar (und dessen sollte ich mich freilich ein wenig schämen) nicht einmal ein Verlangen nach unbedingter Richtigkeit vorhanden. Es ist keine Abhandlung; es sind Erinnerungen, und die haben ihre Berechtigung mehr in ihrer Lebendigkeit als in ihrer Korrektheit. Auf die Stimmung kommt es an, und die darf freilich nicht unwahr sein. Die Begebenheit ist nur Gleichnis; ihr beispielhafter Wert hängt nicht davon ab, mit welcher Genauigkeit sie dargestellt ist.

Meine Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16 fallen just in die zwei Jahrzehnte, welche das Ende des ersten Weltkrieges vom Ausbruch des zweiten trennen; in das also, was wir etwas übertreibend die Friedenszeit nennen und was vielleicht der jüngsten Generation bereits ein wenig als ein Idyll und ein Zustand behaglichen Zufriedenseins erscheinen möchte. Das war es nun freilich nicht; und in mancher Beziehung war es härter und undankbarer, das als richtig und nötig Erkannte zu behaupten, als in unsern Tagen. Wir, die es erlebt haben, erinnern uns wohl, welch ein ingrimmiges Bemühen und Bekennen gelegentlich gefordert wurde um Dinge, die uns heute sicherer Besitz sind. Wir wollen nur vom Regiment 16 sprechen; aber wir dürfen doch die allgemeinen Bedingungen nicht völlig übergehen, unter denen es wie jede andere Truppe stand, und die der Tätigkeit und der Entwicklung ihre bestimmte Richtung gaben. Es war vor allem der immer fühlbarere Ernst der Lage, der diesem Fortgang den Charakter gab. Nach dem lärmenden und nicht besonderes Vertrauen weckenden «Nie wieder Krieg!» der allerersten Jahre, ging es über in ein eher banges: «Wohin?» und es mündete aus in ein böses und von einiger Verzweiflung gehetztes: «Bald wieder Krieg!» Das gab auch unserer Anstrengung den Stempel, und wir dürfen wohl sagen, dass wir mit einer gewissen Verbissenheit daran gearbeitet haben, zu einem Besten an innerer und äusserer Bereitschaft zu gelangen.

Unsere Bemühung um die Bereitschaft war namentlich auf drei Gebieten wahrnehmbar: in neuer Organisation, in neuer Rüstung, in neuer Auffassung. Die beiden ersten kamen, damals wie immer, viel augenfälliger zum Ausdruck. Die dritte blieb weniger beachtet, weil ihre Auswirkung nur dem geübten Auge kennbar wird und weil sie scheinbar gar keine Aenderungen im Gefolge hat. Und doch bleibt sie, nach alter und immer bestätigter Erfahrung, das Entscheidende. Wir wollen nur von ihr ein Wort sagen. Wir sind es vor allem denen schuldig, die sich in jenen zwei Jahrzehnten um einen neuen Geist bemüht haben. Es hat nicht immer Anklang gefunden; es

ist auch nicht immer verstanden und darum auch nicht immer gut angewendet worden. Aber die guten Ergebnisse der Aktivdienstzeit waren doch in manchem eine Bekräftigung jener Tendenzen; und die seitherigen Anstrengungen dürfen doch recht wohl als eine Weiterführung in ihrem Sinne angesehen werden. Es ging im Innersten immer wieder um dasselbe, um den Gedanken des Freiwerdens und des Freimachens: Freisein vom Schema, Freisein von den nur das Aeussere erfassenden Formen, Freisein von der Verantwortungsscheu. Damit nahm die ganze militärische Ausbildung und Uebung eine Richtung, auf das Mannigfache, das Bewegte; der Anteil des Langweiligen wurde mehr und mehr zurückgedrängt. Die Sturheit, die in primitiven Zuständen das Militärische kennzeichnet, wich mehr und mehr der Gewandtheit, der Geschmeidigkeit. Der Gedanke des Einheitlichen, der oft so monoton das Geschehen beherrschte, machte dem der Zweckmässigkeit Platz. In der Ausbildung zeigte sich das vor allem im Begriffe des Individualisierens. Am Anfang hatte man noch im Bann jenes fatalen Uebens um des Uebens willen gestanden: einer neben dem andern, die oder jene Manipulation oder Bewegung wiederholend, fünf Minuten, zehn Minuten, gleichgültig ob er sie beherrschte oder nicht. So sah man Abteilungen am Wegrand stehen, und es war kein erhebender Anblick. Und dann setzte allmählich das Neue sich durch, und zwar in zwiefacher Meinung. Zuerst einmal heraus aus der starren Ordnung, in welcher der Sinn für die eigene Verpflichtung gar nicht zum Wort kommen kann!

Als ein Einzelner und für sich Verantwortlicher soll man die Sache üben; und damit etwas herauskommt, soll einer da sein, der es versteht. Dazu braucht es noch lange nicht den Höheren; der begabte Kamerad kann es grad so gut, und damit kommt dann erst noch etwas Frohes und Entspanntes in die Zusammenarbeit. Das Zweite aber: Ueben bedeutet, sich etwas ganz zu eigen machen. Die militärischen Handgriffe sind nicht Dinge von solcher Kunstfertigkeit, dass man lebenslang daran weiterlernen muss. Einmal kann man sie, und über den Punkt hinaus übt man nicht; da stellt man nur gelegentlich fest, dass man noch sicher ist. So übt denn jeder in der Tat nur, was er noch zu lernen hat, und bei der ausgebildeten Truppe hat das schulgerechte Ueben überhaupt keinen Platz mehr; es sei denn, dass wieder etwas Neues in Erscheinung tritt, und da hat es auch immer seinen guten Spass in sich, für einmal wieder auf der Schulbank Platz zu nehmen. Aber im übrigen kommt nun die Anwendung, verbunden mit einem Auftrag, der Verantwortung und damit auch eine sehr dringliche Einladung zum Selbstdenken in

sich schliesst. Das kann doch nur bei sehr stumpfen Naturen ohne Widerhall bleiben. In diesem Sinne ging es in jenen nun ein wenig vergessenen Jahren vorwärts, und vielleicht ist es von hier aus verständlich, dass uns das als eine tüchtige Zeit im Gedenken bleibt und dass jedes Vorwärtsgehen in der Zeit uns auch als ein Weitergehen im Geiste anrührte.

Unter diesem Vorzeichen darf ich einiges aufrufen, was mich mit dem Infanterie-Regiment 16 verband und was mir zum Gewinn war. Da muss ich nun, zur Beglaubigung, eine Art Auszug aus meinem Dienst-Etat einschalten. Zum Glück darf ich es ohne Beifügung der Qualifikationen tun; die waren gewiss nicht immer sehr rühmlich, und ich vermute fast, die ungünstigsten sind mir nicht zur Kenntnis gekommen. Ich muss gestehen, dass ich mich auch nie sehr darum interessiert habe; es schien mir immer, es sei im Militär nicht unbedingt die Hauptsache, gut angeschrieben zu sein. Da war ich also auf Jahresanfang 1918 Offizier geworden und trat nun, nachdem ich vorher einer stadtbernischen Einheit angehört hatte, erstmals in den Verband ein, dem auch das Regiment 16 zugehörte, in die damalige Infanterie-Brigade 8, bei der ich bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1937 auch verblieb. Allerdings war ich für meine Leutnants- und Hauptmannszeit im Schwester-Regiment Fünfzehn eingeteilt; doch war es eine gute und verständige Nachbarschaft, in der man sich kannte und sich wohl leiden mochte. Es war im besonderen unter den Kommandanten ein gutes Einvernehmen hinüber und herüber; und wenn wir im Fünfzehn uns eines Chefs von den einzigartigen Gaben Rudolf Mingers zu erfreuen hatten, so hatte darum das Sechzehn sich noch lange nicht zu beklagen, und es stellte uns Brigade-Kommandanten, unter denen wir nicht eben verzärtelt wurden, aber kräftiglich gediehen. Ich habe aber in dieser frühen Zeit auch schon ein Gastspiel im Regiment 16 gegeben, indem ich in den Jahren 1924 und 1925 den Wiederholungskurs mit dessen Stab bestand. Es war damals die Funktion eines Telephon-Offiziers noch ein klein wenig Zufalls- und Glückssache, und da mich ebenfalls ein Zufall (ein guter, möchte ich ihn nennen), zu jener Zeit just in diese militärische Spezialität hineingeworfen hatte, kam ich solcherart zum erstenmal zum Handkuss im Stabsdienst. Es schaute im übrigen (weil ich zum Stabsdienst nie recht taugte) weniges dabei heraus, und meine hellen Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16 beginnen später.

Das war, als mir auf Anfang 1935 das Kommando des Füsilier-Bataillons 38 übertragen wurde. Ich habe das Langenthaler Bataillon (so darf ich es wohl nennen) während vier Jahren kommandiert, unter drei Divisions- und

unter zwei Regiments-Kommandanten. Das waren nun jene so besonders fesselnden und verpflichtenden Jahre, in denen es, man fühlte doch: unaufhaltsam, dem Kriege entgegen ging, und wo unsere Wachsamkeit und unser Wille, mit dem Besten zur Hand zu sein, auf ein äusserstes gesteigert waren. Zugleich, wie das im menschlichen Leben zu gutem Glücke so ist, war auch die Entschlossenheit und die wahre Freudigkeit des Dabeiseins so recht auf der Höhe, und die Stimmung, die über unserer Zusammenarbeit stand, war alles andere als ein bedrücktes Erwarten. Die Freude hatte überall ihren Platz, und der Uebermut blieb nicht aus: und wenn das Bataillonsspiel mein vermeintes Lieblingsstück «Silberfischchen» blies, dann spürten wir wohl, wie aller Spass doch aus dem Treuen und Gutgemeinten aufstieg. Zu dieser Verbindung von Hell und Ernst war ja auch der Charakter der Oberaargauer Truppe ganz vorzüglich veranlagt. Da war nicht die knorrige Eigenwilligkeit, da war auch nicht die seelische Subtilität, die so oft vor reizvolle Aufgaben stellen und hinwider recht verdriessen können. Es war etwas Wohltemperiertes in der Anlage, das nicht eben Ueberschwang, aber redliches Beharren in Aussicht stellte; eine verständige Klugheit in der Auffassung, die einem so recht helfend entgegenkam, wenn man sich die Mühe gab, erklärend von dem zu reden, um was es ging. Da war, bei allem Sinn für das, was sich gehörte, kein vorgefasstes Uebelnehmen. Es war jene für einen Kommandanten eigentlich erfreuendste Sachlage: Du darfst ganz ruhig dich selber sein; sorge nur dafür, dass das im ganzen etwas Rechtes ist; dann werden die kleinen Betriebsunfälle, die sich nicht vermeiden lassen, ohne besonderen Unwillen hingenommen. Und sieh vor allem zu, dass du in solchen Dingen auch gutes Gegenrecht hältst. Ich nahm es für ein gutes Vorzeichen, als mir im ersten Taktischen Kurs, beim ersten Mittagessen mit meinen Einheits-Kommandanten, das servierende Jungfräulein die Bernerplatte von bedeutenden Ausmassen mit zartem Neigen über meine ganz und gar neue Uniform heruntergleiten liess, dass ich dasass wie mit dem Bande des Grosskreuzes eines sehr exotischen Ordens angetan. Dass wir da alle mit einander so herzlich lachen konnten, das hat uns vielleicht näher zusammengebracht als die gehaltvollsten Rapporte es hätten tun können.

Ich habe ein schönes Blatt von überaus feiner künstlerischer Gestaltung, von meinen Freunden im Stab und meinen Kompagniechefs unterzeichnet. Darauf sind, im Stil alter Karten, die Hauptpunkte unseres vierjährigen Miteinanderseins aufgezeichnet. Wenn ich nachsinnend davorstehe, da steigt so vieles auf, in jeder möglichen Schattierung; aber stetsfort, und dessen bin

ich froh, siegt das Freundliche ob, und über dem Ganzen ist Sonne. Auch wenn das eine späte Selbsttäuschung wäre, sie kann doch nicht ohne Ursache entstanden sein. Da ist das Limpachtal mit seinen gastlichen Ortschaften. Da hatten wir gute Gelegenheit, uns aneinander zu gewöhnen, im Stab und in der Arbeit mit der Truppe. Eines ist mir damals zum bleibenden Besitz geworden: Ein Kommandant, der seine nächste Umgebung nicht zu einem Freundeskreis umzugestalten vermag, bleibt ein armer Mann. Das Pflichtbewusstsein ist bei dieser Art der Gegenseitigkeit ein viel zu schwerfälliger Begriff; wenn man sich's nicht zur Freude tut, so wird es nie ganz. Es kam dann das Schöne dazu, dieser Truppe bei der Arbeit zu folgen: die Zuverlässigkeit, das Beharren ohne Verdrossensein, und, vielleicht das Ermutigendste, diese schönen Ansätze zu eigenem Entschluss, dieser Wille, zu beweisen, dass man mit allen Kräften, und besonders auch denen des eigenen Geistes, dabei sei. Wir waren damals alle noch sehr Lernende; auch uns Kommandanten ist es nicht einfach zugefallen, und wir merkten wohl, dass da noch Arbeit auf lange Sicht, vor allem Arbeit an uns selbst, aber auch gute Verheissung wartete.

Im Jahr darauf sind wir am glühheissen Sommertag von Zäziwil her gegegen die Höhe der Gauchern marschiert. Man marschierte damals noch in der ganzen heftigen Bedeutung des Wortes, mit Ausrüstung und Gepäck. Da war es (ich bringe das Geständnis nur zögernd vor), dass ich den untauglichen Versuch machte, die Nacktkultur in der Armee einzuführen — jedenfalls haben die Nächsten mich gern ein wenig unter dieser Rubrik geneckt. Man kannte allerlei hübsch dosierte Marscherleichterungen: Kragen auf, ersten Knopf, zweiten Knopf öffnen. Ich ordnete an, als wir von der Strasse abgezweigt waren und es bergwärts ging: Waffenrock ausziehen, auf den Tornister schnallen; Hemdärmel zurückrollen. Das wurde recht behende ausgeführt. Beifall von oben fand ich nicht; aber wir sind alle gut ans Ziel gekommen.

Mit den reichsten und den eingeprägtesten Erinnerungen sind die Wiederholungskurse der Jahre 1937 und 1938 befrachtet, jener als der letzte Manöverkurs der alten 3. Division, dieser wegen seiner Verflochtenheit mit der Weltlage. Die Truppenordnung 1936 hatte die Gliederung der Division den Ansprüchen neuzeitlicher Truppenführung angepasst. Der Brigade-Verband schied aus; fortan standen drei Infanterie-Regimenter unter dem Divisionskommando direkt. Mit dieser Verminderung der Infanterie auf die Hälfte wurde das Verhältnis zu den andern Waffen in ein angemessenes

Gleichgewicht gebracht. Die Infanterie blieb nach wie vor die Entscheidungswaffe; ja, sie gewann an Bedeutung in ähnlicher Proportion, wie sie an Zahl einbüsste. Die Wichtigkeit des Regimentsverbandes als der eigentlichen Grundform in der Heeresordnung wurde betont, indem sein Einsatz jetzt von der Division unmittelbar erfolgte und mit dem nötigen Nachdruck versehen werden konnte. Und die Brigade, indem sie nun ihr Eigenleben ausserhalb der Division antrat, wurde nun das, was sie ihrer Bedeutung nach sein musste, eine eigentliche Heereseinheit.

In der Voraussicht dieser Umstellungen kam die 3. Division alter Ordnung im September 1937 zu ihrem letzten Wiederholungskurs zusammen, dessen Höhepunkt und Abschluss die Manöver bildeten, die für uns nördlich der Aare, oberhalb Solothurn, begannen und in der Gegend des Grauholz ihren Abschluss fanden oder, wie wir damals harmlos witzig sagten, «im Sande» verliefen. Es war zu jener Zeit noch Brauch, dass über solche Manöver Berichte geschrieben wurden, als ob es sich um Napoleonische Feldzüge handelte; ich habe deren eine hübsche kleine Bibliothek. Auch darin sind wir, glaube ich, heute ein ordentliches Stück weiter. Im übrigen aber boten jene Manöver, wie alle die Gelegenheiten, in denen die Truppe in der Bewältigung des Unerwarteten sich bewähren muss, recht vieles. Und der Zug von der Aare bei Altreu bis zum letzten Einsatz gegen Bäriswil ist mir mit ziemlicher Treue, deutlicher als viele spätere Episoden, im Gedächtnis geblieben. Es fing schon bewegt genug an mit dem Brand, der just im Moment des sich vorbereitenden Aare-Ueberganges in der Ortschaft ausbrach, durchaus nicht zur Uebungsanlage gehörend und eben dadurch allerhand Schwierigkeiten schaffend. Eine rechte Genugtuung war es mir, wie nun ein wirklich verbissener Wille, voran zu kommen, bei der Truppe sichtbar wurde, als die Bewegung durch den Bucheggberg gut in Fluss kam. Man musste ihr nur zeigen, um was es ging, und sie leistete alles. Meine Mitrailleure haben damals den ganzen Tag über weder Pferd noch Karren gesehen, und sie waren mit ihren Lasten jederzeit zur Hand. Ein Defilé auf der Berner Allmend hat den Wiederholungskurs beschlossen und das letzte eindrucksame Bild des alten 3. Divisions-Verbandes gezeigt.

Auf eine sehr andere Weise blieb der Kurs des letzten Jahres, der erste nach der neuen Ordnung, zugleich auch der erste in der Dauer von drei Wochen, uns denkwürdig. Das Regiment 16 hatte einen Sonderauftrag: es sollte durch allseitige Erkundung, durch Uebungen und im besonderen auch durch kombinierte Schiessen mit der Artillerie den Mont Tendre im Waadt-

land als allfällig in Betracht kommenden Truppenübungsplatz ausexerzieren. Das versprach manches Anregende und stellte, sowohl örtlich wie aufgabenmässig, eine interessante Abwechslung in Aussicht. Wie wir aber gegen Ende September in Burgdorf einrückten, da bot sich ein gänzlich verändertes Bild. Es herrschte eine Schwüle ohnegleichen in der Welt. Die Krise um die Tschechoslowakei stand auf ihrem Höhepunkte. Innert wenig Tagen musste die Entscheidung fallen, ob der zweite Weltkrieg hereinbräche. Da trat nun freilich alles, auch das Erwünschteste und sorgfältig Vorbereitete, in den Hintergrund. Für uns hiess es, bereit sein. So blieben wir denn zunächst am Mobilmachungsplatz, das heisst in dem schönen und für vielfaches Ueben so geeigneten Räume von Heimiswil, jeden Augenblick gewärtig, vom Ueben zum Bewähren aufgerufen zu werden. Dann kam jener unglaubhafte 29. September und das Abkommen von München und der trügerische «Friede für unsere Zeit». Wir wissen seither, welch ein Irrtum das war. Aber wir dürfen trotzdem nicht vergessen, dass es ein aufrichtiges Gefühl der Entlastung war, das weithin über die Welt ging. Auch uns hat es nicht ganz unberührt gelassen: dass ein so gut wie beschlossener Krieg doch noch zu vermeiden sei, wenn die Verantwortlichen in der entscheidenden Stunde sich persönlich begegnen — das war doch eine neue Erfahrung; und es möchte entschuldbar sein, wenn man für den Augenblick in den Irrtum tüchtiger Staatsmänner fiel und hierin eine Möglichkeit für die Zukunft sah. Der Friede in der Welt schien uns so bedeutungsvoll, dass er auch mit grossen Opfern nicht zu teuer erkauft vorkam. Diesen Trugschluss allerdings, den haben wir dann mit Erbitterung eingesehen und aus der Reihe der gültigen Sätze gestrichen.

Es trat nun für das Regiment die ursprüngliche Aufgabe wieder in Kraft, und wir haben für die bleibenden zwei Wochen uns im Waadtländer Jura und am Lac de Joux tüchtig umgetan und miteinander manches erfahren, das zum Erlebnis wurde und als Besitz verblieb. Es sind ja nicht allzu häufige, aber doch immer erwünschte Gelegenheiten (der Aktivdienst hat sie dann reichlich geschenkt), mit einem Truppenteil in einem ganz anderen Landesgebiet leben und schaffen zu dürfen. Der Sinn für das Zusammengehören des Unterschiedlichen, dieser wahre Grundton des eidgenössischen Einklangs, wird so lebendig angeregt und gefestigt. Und zugleich erhält das Bedürfnis, im Engen und Nahen recht zu einander zu halten, seine Bekräftigung und neue kräftige Nahrung. Wir waren jedenfalls gerade damals unseres Zugehörens zum Regiment 16 uns mit besonderem Nachdruck be-

wusst und hielten es für eine Auszeichnung, durch unsere Art und Haltung bezeugen zu dürfen, an welch gutem Ort wir zuhause waren. Es kam noch etwas, wenn man will Zufallbedingtes, dazu. Es war das erste Jahr, dass Oberstdivisionär René von Graffenried die Division führte; und nach meinem Erinnern ist es gerade seine Art, die bei aller Eigenwilligkeit etwas überaus Verstehendes und Anteilnehmendes hatte, welche viel zu der hellen Stimmung beitrug, in der dieser Dienst sich vollzog.

Mit dem Ende des Jahres 1938 trat ich aus dem Verbände des Infanterie-Regimentes 16 und der 3. Division aus. Manches freundlich Nachklingende blieb und bleibt. Wenn man sich einmal in redlicher Hingabe an den Dienst der eidgenössischen Wehrbemühung nahe gestanden ist, verliert man sich so leicht nicht wieder. Zwar weiss ich von den ferneren Schicksalen des Oberaargauer-Regiments nicht sehr viel. Aber ich habe es genügend kennen gelernt, um der frohen Gewissheit zu sein, dass es seinem Wesen, seinem Auftrag und seinem Heimatboden treu geblieben ist.

GESCHICHTLICHES ÜBER ALT-KLEINDIETWIL

WALTER MEYER

*II. Sprachliches**

Geschichte ist nicht nur Wirtschaftsgeschichte und die Aufgabe der historischen Forschung, nicht nur die Beschreibung und Erklärung ökonomischer Prozesse. Selbst dort, wo alte Zins- und Zehntrödel fast nur, d. h. sozusagen ausschliesslich mit nackter «Steuerstatistik» aufwarten, machen diese rein materiellen Daten dennoch nicht das ganze Wesen einer Urkunde aus. Der rein sachliche oder materiale Inhalt eines alten Schriftstückes ist vielmehr in ein Medium eingebettet, das seinerseits in hohem Masse geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist: Es ist der Stil, die zeitgenössische Färbung der Urkunde, wie sie in der Sprache als solcher ganz besonders deutlich zum Ausdruck kommt. Natürlich darf dieses zwar zutiefst menschliche, aber seinem Wesen nach typisch formale Ausdrucksmittel nicht einfach vom Inhalt getrennt erfasst und betrachtet werden. Denn wenn überhaupt etwas, so verleiht das kraftvoll geformte, anschauungsgesättigte Wort den urkundlichen Tatbeständen erst die ihnen eigene individuelle Prägung, die historische Physiognomie und Tönung.

So mögen denn die unsere Dorfgeschichte beleuchtenden Pergamente und Papiere nicht nur durch ihren Inhalt, sondern der Absicht des vorliegenden Aufsatzes entsprechend, ebensosehr, ja vorzüglich durch ihre jeweilige Zeitsprache zu uns sprechen.

Zwei Sprachen sind es da zu allererst, in denen die älteste, frühmittelalterliche Dorfkunde überliefert wird: Einmal das Latein des Klerus, das trotz der Berührung mit der germanischen Gefühlswelt etwas vom Hauch einer versunkenen Hochkultur verströmt und dann, unerstarrt und formschöpferisch und noch lange den ungebrochenen Kampfgeist der ersten Talsiedler widerspiegelnd, das Alemannische in all seinen so urwüchsigen alt-und mittelhochdeutschen Ausprägungen.

Dominierend und tonangebend ist freilich zuerst das Lateinische, die Amtssprache der mächtigen Romkirche. Deren uranfängliche Vorrangstel-

* Vgl. I. Topographisches, Jahrbuch 4, 1961.

lung veranschaulichen da aufs allerdeutlichste die unsere Talgeschichte berührenden Urkunden des Klosters St. Gallen aus dem 8. und 9. Jahrhundert. Unverfälscht deutsch sind in ihnen nur die Orts- und Personennamen. Dafür besitzen die freilich nur spärlich in den verhältnismässig formstarren Text eingestreuten althochdeutschen Brocken eine besondere Leuchtkraft.

Ein gutes halbes Jahrtausend dauerte die Hegemonie des Urkundenlateins, um dann, mit dem Abklingen der hochmittelalterlichen Kultur, etwa um 1300, der mittelhochdeutschen Urkundenabfassung Platz zu machen. Dieses spätere Deutsch ist aber nicht mehr dasjenige der Karolingerzeit. Es hatte vielmehr einen fühlbaren Abschleifungs- und Abschwächungsprozess durchgemacht und damit nicht wenig an Ausdruckskraft und Ursprünglichkeit eingebüsst.

Schon der Name unserer Ortschaft vermag eine Vorstellung von diesem Formwandel zu geben. Das «Diotinwilare» des 9. Jahrhunderts verkümmert z. B. zu «Dietwilr» um 1276 und zu «Dietwile» um 1287. «diot» schwächte somit zu «diet» ab (vergleiche ahd. «tiof» mit mundartlichem «tief», oder ahd. «hriot» mit «Ried»). Die Abbröckelung der Endsilbe «-are» von «wilare», die heute vollständig ist, vollzieht sich über die Zwischenformen -wiler, wie sie Madiswil um 1260 als «Madelswiler» aufweist. Der Ortsname Dietwil erscheint urkundlich erstmals um 1316.

Die althochdeutsche Genetivform «Diotin» geht übrigens auf den Personalnominativ «Dioto» zurück. Die Stammsilbe «diot», verwandt mit gotisch «thiuda», bedeutet Volk. In die gleiche etymologische Verwandtschaft gehören u. a. auch das romanische «tudaisch» und «tudestg», Schweizerdeutsch «tütsch» (baslerische Variante: «titsch»), Dioto, sei es nun der Name eines Sippenhauptes oder sonst eines einflussreichen Alemannen, der als «Häuptling» das Dorf beherrschte, könnte also etwa mit «Volksmann» übersetzt werden. Nun aber wird unsere heutige Ortschaft von Vertretern der altern Generation im Unterschied zu Grossdietwil im Kt. Luzern «Chline Dietu» genannt. Das war nicht immer so. Das Attribut «klein» erscheint urkundlich erst im 15. Jahrhundert. Wir stossen nämlich auf den Doppelnamen der Ortschaft zum ersten Mal in einer Thunstetterurkunde von 1485, in der das Dörfchen mit «cleine diettwil» bezeichnet wird.

Als Beispiel für die Unfixiertheit oder Flüssigkeit früherer Ortsnamenformen möge zur Verdeutlichung noch eine Gegenüberstellung der Frühformen unserer Dorf bezeichnung mit den Namensvarianten des aargauischen bzw. luzernischen Dietwil folgen:

bern. Dietwll	*aarg. Dietwil*	*luzern. (Gross)dietwil*
800 Diotinwilare	816 Dietinwilar	1180 Tuotwilla
1276 Dietwilr (villa)	1336 Tuetwile	1278 Tuotwile
1287 Dietwyle	1433 Tütwil	1286 Thotwil
1316 *Dietwil*		1315 Tütwile
1435 Tietwil		
1485 cleine diettwil		
1509 Kleinen Dietwil		
1577 Kleinin Dietwil (pagus)		
1806 Kleindietwyl		

Eine Frühform «Tuotwile» führte dagegen zum thurgauischen «Tuttwil».

Doch zurück zur Sprache unserer alemannischen Talsiedler. Das für uns wegen der Ersterwähnung unseres Ortsnamens recht eigentlich ehrwürdige St. Galler Pergament aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts erhält ausser dem bereits erwähnten Namen «Dioto» (als Bestandteil des Ortsnamens) noch eine Reihe anderer germanischer Personennamen, wie z. B. «Peratker» (= der mit dem prächtigen Ger), «Adalcoz» (vielleicht Adelssprosse?), «Otini» (Silbe «ot» = Vermögen, Gut, wie in Uodalrich = der Güterreiche, nhd. Ulrich) und «Keraloo» (in der gleichen Urkunde noch «Kerloh» = Kerl, unser Karl). Die Mutter der erwähnten Grundherren (vielleicht burgundischen Adels) hiess «Kerhilt» (= die mit dem Ger Kämpfende). Ob die in der Urkunde auch noch angeführten Leibeigenen Thancharat (Tankred) und Bucili in einem Dietwiler-, Rohrbacher- oder Leimiswilerhof Dienst leisteten, ist nicht festzustellen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass einer von ihnen oder beide älteste Dietwiler Sippenhäupter unfreier Herkunft waren. Aelteste Dietwiler Halbfreie, sog. «Hintersässen», d. h. Bebauet grundherrlicher Lehen, werden dagegen erst 1316 erwähnt, nämlich ein «Hetzel» und ein Werner Weber. Ueber den ersten, im Grunde ehrwürdigem, weil noch mehr dem Frühmittelalter verhafteten Personennamen, gibt der Sprachgelehrte J. U. Hubschmied, Küsnacht, folgende etymologische Aufschlüsse:

Hetzel: Hetzil, Hezzilo, später Hezzel Hezzelo u. ä. (mit vielen orthographischen Varianten) ist ein häufiger ahd. Männernamen (Hetzel ist noch heute Familienname, doch in der Schweiz erst im 19. Jahrhundert eingebürgert). Es sind eigentlich Koseformen von Hazzo, Hezzo. Wie Kuonzo (zu Kuenz), Frizzo (zu Fritz) Kurzformen sind von Fridurich, Kuonrad, so sind Hatto, Hazzo, Hezzo Kurzformen von irgendwelchem mit Hadu zusammen-

gesetzten Namen (Hadubald, -brant, -frid, -ger, -mar usw.) … Soweit Hubschmied.

Im weitern ist der Flurname «Hunzen» althochdeutschen Ursprungs. Er geht auf einen Bauern namens «Hunzo» zurück. Hubschmied verbreitet sich hierüber ausführlich wie folgt:

Hunzen (im Hunzen), Hof, Kleindietwil, auf der Karte: Hunzenhof; der über dem Hofe sich hinziehende Höhenzug ist nach dem Hofe benannt. Hunzo ist ein ahd. Männername, Kurz- oder Koseform eines mit Hund zusammengesetzten Namens (Huntpald, Huntprecht, Huntfrid usw.). Dass der Name in unserm Lande häufig war, bezeugen die Ortsnamen Hunziken (BE), Hunzikon (LU, TG), von Huncinchovun = bei den Höfen der Hunzinga, der Leute des Hunzo. Von einem Ortsnamen Hunzikon oder Hunziken abgeleitet ist der Familienname Hunziker. Auch der Besitzer des Hofes im Hunzen wird Hunzo geheissen haben, gen. ahd. Hunzin (mhd. Hunzen), dat. akk. Hunzun (mhd. Hunzen. Der Hofname wird auf den gen. mhd. Hunzen zurückgehen, «des Hunzen Hof». Auch der über dem Hof liegende Wald wird dem Hunzo gehört haben, «des Hunzen Wald.»

Derartige auf den Vornamen reduzierte Personennamen trugen aber bis ins Hochmittelalter und bisweilen darüber hinaus nicht nur die bäuerlichen Dorfgenossen, sondern auch Leutpriester, wie z. B. diejenigen der «Kiricha zu Rorpah», als da sind: «Starcho», 795 (= der Starke, vergleiche heutiges «Sterchi») ; «Walthari», 896, «Cuonrad von Loupen», 1285. Ins beginnende Spätmittelalter weist «Kuonrad», «Kilchher» von Madiswil, 1324.

All diese und andere kraftvolle Namen muss man sich in ein ebenso urwüchsiges Sprachganzes eingebettet denken, um zu ermessen, was für eine Ausdruckskraft der damaligen von weltlichen Adeligen und Bauern gesprochenen Umgangssprache eignete.

Ein paar althochdeutsche Sprachpillen mögen hievon Zeugnis ablegen:

Arageuwe = Aargau	rogga = Roggen	esil = Esel
gemeinida = Gemeinde	hirsi = Hirse	ochso = Ochse
gestaron = gestern	linsi = Linse	teoro = Tier
habaro = Haber	ruopa = Rübe	feor = vier
holantar = Holunder	herda = Erde	canoac = genug
bechari = Becher	regan = Regen	Boto = Bote

huntari = Hundertschaft	wazzar = Wasser	apfal = Apfel
kataro = Kater	sumar = Sommer	hlioba = Halde
wurzula = Wurzel	wintar = Winter	(in Liebenberg = Liemberg enthalten)

Aus der staunenswerten Fülle und Mannigfaltigkeit ahd. Personennamen seien aufs Geratewohl herausgegriffen:

Reginhard (d. Verstandestüchtige)
Muntprecht, heute Mumprecht (d. im Beschirmen Prächtige)
Odalhari, heute Euler
Gundemar (kampfberühmt), heute Kummer
Adalwulf (Edelwolf), heute Adolf
Willibald (d. Willenskühne)
Gisilher, heute Gisler, Gessler usw.

Diese klingende, von starker innerer Bewegung erfüllte Sprache wurde jedenfalls, wie die neuhochdeutschen Endformen zeigen, allmählich durch ein eher zahmes Deutsch verdrängt, wobei allerdings im Verlaufe der jahrhundertelangen Entwicklung nicht gleich alle alten Formen verschwanden. Immerhin wurde durch das Aufkommen der Geschlechtsnamen und besonders durch die Einführung biblischer Vornamen die beinahe magische Macht der alten Vornamen gebrochen.

Was übrigens die Geschlechtsnamen anbetrifft, so lässt sich an Hand von Oberaargauerurkunden recht anschaulich ihre Ableitung aus Flurnamen oder Berufsbezeichnungen nachweisen.

Chuonrad von Flückigen, 1328, wurde z. B. zu Konrad Flückiger, ein Bauer von Fiechten zu Fiechter, Johann an der Hube, 1324, zu Johann Huber, Heinrich der Sutor, 1328, zu Heinrich Suter usw.

Im weitern ging eine grosse Zahl heutiger Geschlechtsnamen in kontinuierlicher Entwicklung aus den altdeutschen Vornamen hervor. Dabei wurden oft seltsame Zwischenformen durchlaufen. So liegt der als eine Art Unicum für Rohrbach bezeugte Geschlechtsname «Ziz» (Thunstettenurbar von 1485) wahrscheinlich zwischen dem alten Vornamen «Zeizo» (= der Fröhliche) und dem bekannten Geschlechtsnamen der heutigen Zeit: «Zeiss». Doch wenden wir uns wieder zurück zum Latein, der eigentlichen Administrationssprache der klösterlichen Blütezeit. Auch ihm eignet eine zähe Beharrlichkeit und Behauptungskraft weit über die mittelalterliche Blütezeit hinaus, dies nicht zuletzt dank seiner abstrakten Klarheit.

In hiesiger Gegend (Kirchhöre Rohrbach) machte zwar nicht etwa der humanistisch gebildete Predikant Michael Kaisereisen (ehemaliger lateinischer Schulmeister zu Brugg und 1583—1591 Pfarrer zu Rohrbach) von der ehrwürdigen Sprache Roms Gebrauch, sondern erst der im 17. Jahrhundert wirkende Predikant Jost Anderegg (1626—1636).

Im Amtsrodel der Kirche (Taufbuch und Eherodel No. 1 der Kirche Rohrbach 1548—1629), führte sich nämlich der damalige Seelsorger als neuer Taufherr wie folgt ein:

Anno 1626

Sequentur infantes a me Jodoco Anter Egg per s. s. Baptismum in gremium Ecclesiae Rorbachensis suscepti. (s. s. = sacrosanctum). — Deutsch: Es folgen die Kinder, die von mir, Jost Anderegg, durch die hochheilige Taufe in den Schoss (!) der Rohrbacherkirche aufgenommen wurden. Wahrhaftig ein stolzes Selbstbewusstsein, das aus den Zeilen des regimentstreuen Kirchherrn spricht.

Andernorts wieder spiegelt sich, — in allerdings nur sporadisch in einen deutschen Text eingestreuten lateinischen Brocken, — die für die Zeit des Patriziates kennzeichnende Personalunion von «Thron und Altar» wider.

Folgendes von Pfarrer Messmer (1781—1783) verfasste Schreiben, in welchem sich der Geistliche wegen des misshandelten Schulmeisters Jakob Stampach aus Dietwil (1774—1784) an den Landvogt Zehender von Wangen wendet, möge hiefür als Beispiel dienen. (Chorgerichtsmanualnotiz vom 9. Februar 1782).

Wir lesen:

«Es ist diser Tage in der Schul zu Dietwil etwas vorgefallen, das Ihnen zur *Vindication* angezeigt werden muss. (Vindication = gerichtliche Verfolgung). Ulrich Mühletaler, ein wilder und ungestümer Mann, wie man sagt, der da im Schulhaus als gehausmann geduldet wird, hat um seines Knaben willen, den Schulmeister auf seinem Posten nicht mit worten allein, sondern auch tätig angefallen und zu Boden geworfen. So klagte der Schulmeister, und die kinder sahens, hörtens und erzähltens. Schelten und Schlagen gehört unter die unterherrschaftlichen Rechte zu Burgdorf. Da trete ich nicht ein. Aber die verletzte Sicherheit einer öffentlichen Schule und den Frevel an dem oberamtlich bestellten Schulmeister zur Zeit seiner Arbeit kann ich weder verschweigen, noch irgendwohin weisen als an das *forum eminens* (= das erhabene Forum!). Und da mir, dem ersten Aufseher über die Schulen meiner Gemeinde, die Pflicht obliegt, auf die Ordnung, Ruhe und Sicherheit

derselben ein wachsames Auge zu haben, so bin ich genötigt, klagend und bittend bei Ihrer Wohledelgeboren einzukommen, um, so etwas meinerseits zu tun wäre, mir die nötigen Befehle zu erteilen oder vielmehr, dass dieselben die Sache zu ihrer eigenen *Remedur* zu *revocieren* geruhen wollen.» (Remedur = Heilung, Wiedergutmachung, revocieren = zur Sprache bringen).

Geistliche der guten alten Zeit schöpften aber nicht nur im brieflichen Verkehr mit politischen Honoratioren aus ihrem lateinischen Sprachschatz.

In einem Hausbesuchsrodel für seinen Vikar Bosshard charakterisierte Pfarrer Frickard von Rohrbach 1799 einige seiner Pfarrkinder wie folgt:

«Andreas Minder, Landsass, Kessler … 5 Kinder, *educatio neglecta* (vernachlässigte Erziehung).»

«Johann Pfister, 4 Kinder, eins *imbecillis* (schwachsinnig).»

«Samuel Hügli, 6 Kinder, eins *balbutiens* (Stotterer).»

Immerhin vernehmen wir aus dem gleichen Rodel, dass Pfarrer Frickard in seinen Glossierungen nicht immer konsequent war, indem er andernorts ganz schlicht und natürlich Einträge wie diese machte:

«Soll in Schuel», «kann noch nicht recht reden», «wird daheim guet gelehrt», «redt übel» (= unbeholfen), «nachfragen, ob Schuel», «lernen daheim ordentlich, sollen aber doch auch zur Schuel» u. s. f.

Wie aber, wenn neben der Geistlichkeit auch der Untertane dem Zauber der alten Herrschersprache verfiel, wie der «Stützlibauer», der Seckelmeister Kasper Käser, der die innere Seite des Einheftblattes der Jahresrechnung von 1792/94 mit *nihile* (= nichts; es sollte «nihil» heissen!) überschrieb. Sprechen solche unter die Kinder des Volkes gefallene lateinische Bröcklein indirekt nicht auch für die verführerische Würde und zähe Lebenskraft des einst so stolzen Lateins?

Soviel über die Strahl- und Streuungskraft des Lateinischen in einigen unserer Dorfurkunden, wobei wir zwar der Vollständigkeit halber noch eine, allerdings in völliger Vereinzelung dastehende Flur- und Hofnamenbezeichnung erwähnen möchten. Es betrifft den «Chasteler», den Flurnamen eines Hang- und Hügelkuppenwaldes und eines an dessen unterm Saume befindlichen Hofes der «Schattseite» im Scheinenbezirk. Ob sich der auf das lateinische «castellum» (= Kastell, Befestigung) zurückweisende Name auf die Existenz einer das untere Langetental beherrschenden Warte bezieht, lässt sich nicht ausfindig machen.

Doch verweilen wir nun auf unserer sprachlichen Wanderung durch die Dorfgeschichte noch ein wenig bei den deutschen oder gar keltischen Flurnamen unseres Dorfbezirkes. Spiegeln sie doch fürwahr die verschiedensten Verhältnisse wider. Viele der Landschaft und der bäuerlichen Arbeit verhaftete Bezeichnungen verstehen sich von selbst, wie «Buchwald, Engermatte (= Engerlingmatte), Kühweid, Muggeloch («Loch» wohl = Wald), am Rain, Stützli, im Gässli usw.». Im Prisma anderer Flurnamen dagegen bricht sich der Sprachgeist in den mannigfaltigsten Färbungen und in weit auseinander liegenden Entwicklungsstufen. Leider sind gerade die auf ein hohes Alter weisenden ehrwürdigsten Namen dem Gegenwartsbewusstsein grossenteils verloren gegangen. So «Lorematt» («Loren», keltisch = Steinhaufen), «Brüchisacher» («Bruoch», mhd. = feuchte Niederung), «Zyssleren» («Zeisel», mhd. = junges Holz, Rute, mundartlich vergl.: Zwiseli).

Eine kleine Knacknuss gibt uns die verschollene Flurbezeichnung «Friesenacher» (oder «Friesenmatte»; später «Fritzenacker») auf, ein im Strassendreieck: Kleindietwil—Weinstegen—Lindenholz liegender Matten- und Ackerkomplex. Der Name taucht in verschiedenen Urkunden auf. Einmal im Haupturbar von St. Urban, 1562, dann im Dorf buch 1661, weiter um 1700 auf einem Wässermattenplan eines welschen Geometers und schliesslich auf einem Wässerplänlein von 1724, dort allerdings zu einer Zeit, da das alte Wort nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung verstanden wurde, als «Fritzenacker». Natürlich scheidet die auf einen Fritz zurückgeführte volksetymologische Spätdeutung von vornherein aus. Denn «Fritzo» (altdeutsche Koseform von Friderich) und «Frieso» haben nichts miteinander zu tun. Ebenso besteht kein Zusammenhang mit «friesun» (= einfriedigen), wie es z. B. in Friesunhag vorkommt (vergl. Friedli, Berndeutsch, Band Aarwangen, S. 230). So bleibt als Alternative entweder die Ableitung von einem ahd. «Frieso» (= Wässergrabenmacher, nach Hubschmied) oder von dem Worte «fries», was, wovon mich Herr J. R. Meyer, Langenthal eindeutig überzeugte, ganz einfach *Wässergraben* bedeutet. Diese unzweifelhaft richtige Deutung ergab sich auf Grund einer Konfrontation eines Idiotikonhinweises mit einem Wässermattenplan, in dem die Wässergraben der Friesematte denkbar deutlich eingezeichnet sind (Plan von Geometer Pierre Willomet von Payerne, 1656—1711?). Mit der Aufzeichnung der angeführten, recht eigentlich topographischen Sprachsplitter ist allerdings das Dietwiler-Flurnamenrepertoir nicht erschöpfend beschrieben. Noch gab es im hiesigen Flurbezirk u. a. eine Pfaffen-, eine Venner-, eine Spychermatte usw.,

Namen, die natürlich auf den Grundbesitz oder den Lehen- und Bodenzinsanspruch früherer Dorf-, Twing- und Kirchherren hinweisen. Es ist indes hier nicht der Ort, uns über die herrschaftlichen Verhältnisse vergangener Tage eingehender zu verbreiten, so gut wie es sich erübrigen dürfte, die Flurnamen unseres Dorfes noch unter einem weitern sprachlichen Aspekt zu betrachten.

Anschliessend mag endlich, wenn auch in mehr andeutendem Sinn, eine andere Art sprachlicher Urkundeninterpretation ins Licht der Betrachtung gerückt werden.

Nicht dem einzelnen isolierten Wort und dessen historischen Schicksalen gelte jetzt unsere Aufmerksamkeit, sondern dem sprachlichen Träger urkundlicher Gesamttexte, dem Satze, der Syntax. Heute ist man ja ganz besonders geneigt, vom Satz auf die psychologische Denkstruktur und durch diese auf die individuelle Eigenart eines Schreibers zu schliessen. Auf der andern Seite setzt die Notwendigkeit, rein sachliche Tatbestände im Schreibstil der herrschenden Konvention wiederzugeben, der persönlich nuancierten Ausdrucksweise naturgemäss ganz bestimmte Schranken. Ja, oft genug verunmöglicht die offiziell normierte Stilform, differenzierte Aussagen über den Charakter oder die Herkunft eines Urkundenautors zu machen. Dafür entspringen dann den Federn wenig gebildeter Schreiber bisweilen Wendungen, die in ihrer Ungeschminktheit und Ungekünsteltheit einzig dastehen. (Siehe auch Jahrbuch 1961: Topographisches über Alt-Kleindietwil). «Gewichtige» Dokumente von nach allen Regeln der Kunst geschulten hochobrigkeitlichen Kanzlisten enttäuschen und ermüden dagegen den Gegenwartsmenschen mit ihren überladenen und verklausulierten Satzperioden, wie sie z. B. den an sich wertvollen Kaufbrief des Twings Kleindietwil von 1435 kennzeichnen. Der historische Reiz derartiger Dokumente liegt dann mehr im Inhalt oder der Schriftform, deren Ausdruckskraft auch den modernen Menschen zu erwärmen vermögen. Andere unser Dorf betreffende Urkunden, z. B. aus dem 17. Jahrhundert, deren Deutsch grösstenteils dem Mittelalter entwachsen ist, fallen dem zeitgenössischen Leser wiederum weniger durch ihren stilistischen Formalismus als durch eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit der sprachlichen Fassung auf. Man spürt nur zu gut, wie die damaligen, zwar robust praktisch denkenden, aber durch und durch unliterarischen Obern mit dem Ausdruck rangen, der wie gesagt, selbst «den in der Schreiberey habenden Wissenschaft» geprüften Notaren nicht weniger zu schaffen machte. Es fehlte eben der «guten alten Zeit» jene

unaufhörliche sprachliche Beeinflussung und Formung, wie sie heute allen Bevölkerungsschichten durch Volksschule, Büchereien, Zeitschriften und Zeitungen zuteil wird. Jede Sprache schwingt im Rhythmus ihrer Zeit, und es bedurfte wahrhaftig schon der Tiefenwirkung der deutschen Klassik und der ununterbrochenen Kette gesellschaftlicher Wandlungen der Neuzeit, um der Sprache jene Geschmeidigkeit zu verleihen, die unser heutiges Schrifttum auszeichnet.

Trotz all dieser Vorzüge des modernen Stils aber möchte, wie schon erwähnt, der Geschichtsfreund das Ungeglättete und wenig Flüssige der altern Urkundensprache nicht missen. Zu sehr liebt er die etwas holperige Art, in der die Sätze, wenig gegliedert und cäsiert, altvaterisch-bedächtig einherschreiten, zu sehr auch den unübersetzbaren biedern Tenor, der die rein materiellen Tatbestände umspielt und umwittert. Ja, beim Lesen dieser gegenwartentrückten Texte will uns beinahe scheinen, das Menschenherz, das hinter jenen Dokumenten pulste, hätte in einer Welt gelebt, die aus noch unerschlossenen Kraftreserven zu schöpfen vermochte.

Als Illustration und Beleg für das Gesagte, gewissermassen als typologisches Beispiel, mögen die Eidleistungsformeln und Verhaltungsmassregeln für die alten Gemeindemeier (der Vier) und Tavernenwirte im Gebiet der burgdorfischen Herrschaften angeführt werden! Das schlichte Büchlein, dem sie entnommen sind, ist das im Burgerarchiv in Burgdorf wohl verwahrte «Eydbüchlein von 1615». Die darin enthaltenen Ermahnungen an die «Vierer» und an die «Wirtten und Wirtenen», auf deren Ergebenheit die Obrigkeit grosses Gewicht legte, sind insofern auch von lokalhistorischem Interesse, als sie die Honoratioren unseres Dorfes in ihrer Eigenschaft als burgdorfische Untertanen angingen.

Was also hatten unsere Dietwiler Magnaten der guten alten Zeit mit ihren alles anders als engelreinen Gewissen vor Gott und einer gnädigen Herrschaft zu schwören? In der Annahme, der geduldige Leser werde in der Interpretationskunst ohne schulmeisterliche Hilfe vorankommen, möge dieses Dokument altväterischen Sprachstils zugleich unsern sprachgeschichtlichen Längsschnitt abschliessen.

«Der Vierer Eyd»

Es schwerendt die Vierer mynen gnedigen Herren und obern der Statt Bern. Auch mynen Herren Schultheiss und Rhad zu Burgdorff. Irem vogt

alhier undt gantzer gemeindt, trüw und wharheit zeleisten, Iren nutz und frommen zefürderen und schaden zewenden. Sowyts und woo Ihnen möglich. Und in Irem Verstand ist Dessglychen, ob sy etwas horten und vernemen, das hochgenampten mynen gnedigen Herren Schultheiss und Rhad zu Burgdorff und gantzer gemeindt ehrverletzlich, schadlich und nachträglich were, oder heimblich anschleg und Partien, das sy söliches einem Vogt. Ammann oder Weibel anzeigen wöllindt, und zu allen Sachen, so einer gantzen gemeind nutz fürderlich und schaden zevergönnen dienstlich zu syn sy erkönnen maginth, sonderlich zeachten Undt zu sorgen. Es sye zum für wasser, holltz, Velld, stägen, wegen, Türlinen, Zünen, Allmenden und guten harkommen, rechten und brüchen, ob sy Auch werden berüfft, Uff Unndergäng (= Marchbegehungen) Marchen Überatzungen, pfender und andere sachen Zeschetzen und würdigen. Das sy wöllent gehorsam syn und allda Ir best thun nüt nie weder den Heimbschen noch frömbden, rychen noch armen, Nyd, Hass. Vyendtschafft noch fründtschafft würdt noch gaab, Sonders alles zur befürderung der gerechtigkeidt, Das sy Gott dem herren darumb red und Antwort geben könnint, ob sy auch zu Schädigung und misshäl erpätten würden, allda unpartyisch zehandeln, und nütt zeverthädingen Das sy sächendt. oder hörennt, das Busswürdig Sonders einem vogt in guten Thrüwen. Und ohne verschonen anzugeben, was auch In geheimbd gereden und geradteh wirt. So mynen gnädigen herren und obern ze Bern mynen gnädigen ze Burgdorff auch Iren vogt nit antrifft nit usszetragen. Sonders zeverschwygen und in allen dingen Ir best thun, wie von allterhar khommen ist. Alle gevärde vermuten.

Wirtten und Wirtenen Eydsglüptnus

Schwerendt an Eydtstadt die Wirt und Wirttenen unsern gnädigen Herren und obern der Statt Bern, auch einem Schultheiss und Rhadt zuo Burgdorff alls Irer natürlichen Oberkheidt und Iren amplüten thrüw und Wharheidt zuleisten, Gottes ehr allen vorab, demnach dieselben Irer gnädigen Oberkgeidt nutz ze fürderen und schaden ze wenden, Iren gepotten und verpotten, Mandaten, Ordnungen und Satzungen getrüwlich ze gehorsamen und darob styff zehalten, Undt So si In, oder usserhalb Iren Wirttschaften etwas horten vernämen oder gespürten, in Wortten oder wärcken, So zu Unheill schaden, und nachteyll, hochvermällten Mynen gnädigen

herren der statt Bern oder einem Schultheiss Rhad ze Burgdorff stand und Reputation, auch deren Amptlüten gereichen möchte, solches ohne verzug Inen oder Iren Amtlüten In guetten thrüwen endtecken oder wie die in Iren hüseren entdeckt und zuo handhafften bevillchen. sy in Iren hüseren und gehallten, wie auch andere Mutwiller und fräffler nit hinterhallten noch verschlachen sonders Thür und Thor darzuo offenen, argwönige personen wie auch huren und Bäben und sinsonders personen. So mit franzosen- oder andern erbseuchten behafft wüssenthafft nit ze beherbrigen noch Inen weder ässen noch trinken geben, sonders sy angentz hinweg und abwysen, Item unschamphaffte ergerliche sachen nitt gestatten noch darzuo stad und blatz geben, sonders die ohne ansechen der personen verleiden. Wie auch die so unzüchten begand, oder sich sonst mit wyn übernemmendt, das sy weder stan noch gan könnendt. Item über bestimpter Zytt, alls Winters Zytt um zechen und Sommers Zytt um nüne. Auch unserer gnädigen herren ordnungen Jemandts (Ussgenommen des Beystenden) weder ässen noch trinken noch einichen schlafftrunck uffträgen. Die weibel und wächter oder andere die zuo visitieren gewallt haben nit zuo verhindern. Sonders ohne verzug Ire gemach und stäl öffnen, by zechen pfunden buss. Item jemandts in die Malzyt nit müehen, sonders menglich … das pfenwerdt (= rechte Verpflegung) werden lassen und hiemit niemandts mit den ürrten (Zeche) … sonders Jedermengklichen nach gebür emfachen und hallten, unnd uff sölich ennd hin sich höuw unndt haber auch anderer notwendigkeidt wol versechen. Item ghein wyn ussgeben, er sye dan zuvor geschezt unndt den so sy ussgenndt by vollkommenen binndtenmässen, auch ghein uffgangnen noch gefellschten den gesten nit uffzetragen. In wyn und haber guot mäss hallten, und nitt thürer geben Dass er geschetzt ist. Inn sonderheidt die Kindtbetteren undt allte betagte lüth mit guotem wyn versorgen, guote achtung zuo für und liecht haben, insonders nit gestatten, Das weder durch Ire dienst noch gest by nacht einiche liecht ohne latternen In die stäl getragen werden, by dryer pfunden buoss, So oft es zeschullden kompt. Und durchus Ire hushalt weisen allso anzestellen, Das Gott geehrt, und einer gnädigen ordnung styff nachgelept, gemeine erbarkheidt gepflanzet, und frömbd und heimbsche durch sye wol bedienet werde. Alles geverd vernütten.

DIE PORZELLANFABRIK LANGENTHAL

WERNER GALLATI

Porzellan, das edle Material zur Herstellung von Gebrauchsgeschirr und Ziergegenständen, wurde vor mehr als 2000 Jahren von den Chinesen erfunden. Nachdem auf persischen Karawanenwegen im 14. und 15. Jahrhundert die ersten Porzellangefässe nach Venedig gelangt waren, begann der Handel mit dem Reich der Mitte nach Eröffnung des Seeweges nach Indien (1498) zu blühen. Trotzdem konnte das von den Chinesen streng gehütete Geheimnis der Porzellanherstellung nicht gelüftet, sondern es musste neu entdeckt werden. Das gelang 1709 dem «Goldmacher» Joh. Friedrich Böttger am Hofe Augusts des Starken in Meissen. Zwischen 1710 und 1753 entstanden die Porzellan-Manufakturen von Meissen, Nymphenburg, Sèvres usw. Nun brachten deutsche Facharbeiter das «Arkanum», d. h. das Rezept der Porzellanherstellung auch in die Schweiz. Hier wurde 1763 auf Anregung des Dichters und Kupferstechers Salomon Gessner die Porzellan-Manufaktur in Schooren bei Zürich gegründet, aus welcher wunderschöne Stücke im Rokoko-Stil, zum Teil versehen mit lieblichen Landschaftsbildern, hervorgingen. 1781 eröffnete Nyon ebenfalls eine Porzellan-Manufaktur. Noch heute ist das Nyon-Streublumenmuster allen Porzellanliebhabern ein Begriff. Die Lebenszeit der beiden ersten schweizerischen Porzellan-Manufakturen war leider nur von kurzer Dauer. Einerseits führten die damaligen politischen Verhältnisse zur Schliessung der Betriebe, anderseits war sie die Folge mangelnden Umsatzes, weil das teure Porzellan ohne königliche und fürstliche Protektion zu wenig Käufer fand. So blieb die Schweiz ein Jahrhundert lang ohne landeseigene Porzellanerzeugung, und sie war gezwungen, das benötigte Porzellan zu importieren. Mit der Einführung der fabrikmässigen Produktion wurde Porzellan billiger, und der Bedarf nahm stark zu. Die Abhängigkeit vom Ausland wirkte sich immer nachteiliger aus. Da kamen einsichtige und wagemutige Männer auf den Gedanken, eine schweizerische Porzellanfabrik zu gründen.

Im Frühjahr 1906 ergriffen Vertreter des Porzellanhandels und der Hotellerie die Initiative zur Wiedereinführung der Porzellanindustrie in unserem Land. Als Standort der Fabrik wurde zuerst Suhr bei Aarau in Aussicht genommen. Im Bestreben, diese zukunftsreiche Industrie für Langenthal zu sichern, setzte sich Nationalrat A. Spychiger, Langenthal, mit den übrigen Initianten in Verbindung und erreichte, dass Langenthal als Sitz gewählt wurde. Im Mai 1906 gelangten die Herren A. Spychiger, Nationalrat in Langenthal, A. Tschumi, Kaufmann in Herzogenbuchsee, W. Morath, Kaufmann in Aarau, J. Tschumi, Hotelier in Ouchy, S. G. Stettler, Fabrikant, und E. Spycher, Notar, in Langenthal, vor einen weiteren Interessenkreis mit einem Prospekt für die Gründung der ersten schweizerischen Porzellanfabrik in Langenthal. Die Initianten konnten, gestützt auf das Studium der Porzellanindustrie Deutschlands und Böhmens, einen gutbegründeten Plan und zuverlässige Vorschläge für Bau, Betrieb, und Absatzmöglichkeiten des in Aussicht stehenden Unternehmens unterbreiten. Obschon der Prospekt bedeutende Anfangsschwierigkeiten voraussah, zeichneten dennoch 47 Aktionäre in kurzer Zeit ein Kapital von Fr. 500 000.—. Als Präsident des Verwaltungsrates wurde der Hauptinitiant A. Spychiger gewählt. Die ersten Entscheidungen konnten sofort getroffen werden. Man beschloss, die Bauten für den Betrieb von vier Oefen zu erstellen, vorderhand aber nur deren zwei einzurichten. Die Arbeiten wurden unmittelbar darauf in Angriff genommen. Die Gründung war ein Wagnis, galt es doch, eine neue Industrie gegen ausländische Konkurrenz, die über reiche Erfahrung und Ueberlieferung verfügte, einzuführen. Der Inlandmarkt musste erst gewonnen werden, einheimische Rohstoffe und Fachleute fehlten. Der Kampf um den Absatz war hart, und die Gewinnung von Kunden gestaltete sich schwieriger als erwartet. So dauerte die Anlaufzeit länger als vorgesehen. Aber die führenden Männer waren von eisernem Willen beseelt, und nach dem Wort «Nüt noloh gwünnt» suchten sie die Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Die grosse volkswirtschaftliche Bedeutung der Einführung einer schweizerischen Porzellanindustrie war ihnen wohl bewusst, und ihr Glaube an den Erfolg konnte durch keine Rückschläge ins Wanken geraten.

Die ersten beiden Jahre nach der Gründung der Unternehmung waren der Durchführung des Bauprogramms gewidmet. Ende 1907 konnte das Fabrikgebäude dem Betrieb übergeben werden. Für diese Etappe beliefen sich die Baukosten auf Fr. 430 000.—. Anfangs Dezember wurde mit der stufenweise fortschreitenden Betriebseröffnung begonnen. Am 17. Januar

1908 war es so weit, dass den Oefen das mit grosser Spannung erwartete erste Porzellan entnommen werden konnte. Geschäftsleitung und Personal feierten das Ereignis in einer fröhlichen «Hausräuki» im Gasthof «Löwen».

Zur Ausführung der geplanten zweiten Bauetappe (Sortiererei, Packerei, Spedition, Material- und Kohlenschuppen, Wohnhaus für den technischen Direktor, zwei weitere Oefen) musste das Aktienkapital auf Fr. 650 000.— erhöht werden. Die zuversichtlichen Hoffnungen der Gründungszeit erhielten 1909 durch verschiedene Anfangsschwierigkeiten einen Dämpfer. Fehler in der Fabrikation und Auseinandersetzungen mit der technischen Leitung bereiteten Schwierigkeiten. A. Tschumi wurde Delegierter des Verwaltungsrates, und Adam Klaesi trat neu in die Fabrikleitung ein. Während die Firma die Fabrikation mit 87 Arbeitern begonnen hatte, fanden jetzt schon 140—160 Arbeiter Beschäftigung. Die Geschäftsführung strebte danach, mit der Zeit einen Stamm von zuverlässigen einheimischen Facharbeitern heranzubilden, da in der Porzellanfabrikation die Handarbeit eine ausschlaggebende Rolle spielt. Auf sie entfallen 50 Prozent der Gestehungskosten. Weil von Anfang an auch verwöhnte Ansprüche sollten befriedigt werden können, wurde auf hochwertige Arbeit besonderes Gewicht gelegt. Für. Form und Dekor zog man neben andern Künstlern den bekannten Berner Maler Rudolf Münger bei. Da ebenfalls das Jahr 1909 noch mit einer Unterbilanz abschloss, musste im folgenden Jahr das Aktienkapital auf Fr. 800 000.— erhöht werden. Erstmals wies die Rechnung 1910 einen, wenn auch bescheidenen, Reingewinn auf.

Ein schöner Erfolg war der Unternehmung an der ersten schweizerischen Gastgewerbeausstellung im Jahre 1910 beschieden, wo die durch Münger entworfenen Trachtenbilder-Dekore erfreuliches Interesse fanden. Eine starke Zunahme des Absatzes von Hotelporzellan trat daraufhin ein. Die Jahre 1911—1913 gelten als Zeiten der Fortentwicklung und Festigung der innern Organisation. Damals betrug die Jahresproduktion durchschnittlich 150 Oefen. Das Fabrikat wurde weitgehend den Wünschen der Hotelkundschaft angepasst. Die Errichtung einer eigenen Steindruckerei hatte eine grössere Selbständigkeit in der Dekorationsabteilung und bessere Leistungen in qualitativer und geschmacklicher Hinsicht zur Folge. Durch den Hinschied des Verwaltungsrates J. Tschumi, Ouchy, und des Chefs des Technischen, J. Kolb, und dessen Nachfolger C. Speck verlor das Unternehmen geschätzte Kräfte, was Anlass zu einer Neuordnung der Gesamtleitung gab.

An den ersten Porzellanbrand erinnert diese Tasse vom 17. Januar 1908

Fliegeraufnahme der Porzellanfabrik Langenthal 1961. In der Diagonale die Strasse Langenthal—Burgdorf, am oberen Bildrand rechts Kreuzung mit dem Geleise der Langenthal—Huttwil-Bahn.

Mit viel Liebe und Können werden die Manufakturstücke bemalt.

Tafelservice

Teegeschirr

Auf 1. Mai 1913 ernannte der Verwaltungsrat A. Klaesi zum alleinigen Direktor der Porzellanfabrik.

Adam Klaesi hat an der weiteren Entwicklung des Unternehmens besonders grossen Anteil. Unter seiner zielbewussten, energischen Führung trat die Porzellanfabrik Langenthal die an unvorhergesehenen Ereignissen reiche Kriegszeit an. Das Jahr 1914 hatte durch die Teilnahme an der schweizerischen Landesausstellung mit hohen Erwartungen begonnen. Der grosse Ausstellungspreis, der der Porzellanfabrik Langenthal zuerkannt wurde, versprach schöne Erfolge. Die Langenthaler Produkte wurden in weiten Kreisen bekannt. Da machte der Kriegsausbruch viele Hoffnungen zunichte. Ein Teil der Belegschaft war mobilisiert, und einige ausländische Facharbeiter folgten dem Rufe ihrer Heimat. Vorübergehend musste die Fabrik stillgelegt werden, und erst nach sechs Wochen war es möglich, in beschränktem Umfang weiterzuarbeiten. Infolgedessen blieb die Produktionsleistung zurück, und das Jahr schloss mit einem Betriebsdefizit ab. Die Materialbeschaffung bereitete in dieser Zeit grosse Sorge, da die Einfuhr gesperrt oder doch sehr erschwert war. Zudem stiegen die Preise in die Höhe. In dieser Lage suchte man Rohmaterial aus dem Inland zu beschaffen. Das Wallis lieferte Quarz, der Jura Kapselton; die Qualitäten waren jedoch minderwertig.

Im Personalbestand riefen militärische Aufgebote und die ausgebrochene Grippeepidemie zeitweise unerwartete Schwierigkeiten hervor. Entsprechend den steigenden Lebenshaltungskosten mussten die Löhne erhöht werden. Vom Krisenjahr 1914 abgesehen, waren die Beschäftigung andauernd gut, der Absatz befriedigend und die Preise lohnend. Im Jahre 1917 machte die «Industrielle Kriegswirtschaft» des Volkswirtschaftsdepartementes die Fabrikleitung auf das Ausbleiben von Porzellanisolatoren aus dem Ausland und die dadurch bedingte Bedrohung der Landesversorgung mit Elektrizität aufmerksam. Der Wunsch wurde geäussert, die Fabrikation von Isolatoren, die vor allem angesichts der Elektrifikation unserer Bahnen dringend schien, an die Hand zu nehmen. Man sah diesen wichtigen Schritt, trotz den ungünstigen Zollverhältnissen, sofort vor, und im Antwortschreiben an das Volkswirtschaftsdepartement gab man der Erwartung Ausdruck, «dass ein gut eingerichtetes, industriell leistungsfähiges Unternehmen bei den kommenden Handelsvertragsverhandlungen auch die durch die wirtschaftliche Konstellation bedingte Berücksichtigung finden werde». Schon anlässlich der Gründung der Porzellanfabrik Langenthal AG. war die Frage der Fabrikation von Isolatoren und Porzellan für elektrotechnische Zwecke

in Erwägung gezogen, aber dann mangels eines Zollschutzes fallen gelassen worden. Da diese Erweiterung des Betriebes die Angliederung eines Neubaus für Elektroporzellan bedingte, musste das Aktienkapital neuerdings, und zwar auf Fr. 1 500 000.— erhöht werden.

Die Neuanlage wurde baulich und technisch auf das zweckmässigste eingerichtet, so dass ihre Leistungsfähigkeit allen modernen Anforderungen entsprach. Ende 1919 konnte mit der Fabrikation von Elektroporzellan begonnen werden. Die Produktionsziffer des Jahres 1920 stieg auf das Doppelte, wobei fast die Hälfte auf elektrotechnisches Porzellan entfiel. Die Eröffnung der Elektroporzellanabteilung hätte keinen günstigeren Zeitpunkt treffen können, da sich im folgenden Jahr bereits die beginnende Krise abzeichnete. Durch eine spätere Umstellung auf Elektroporzellan wären der Porzellanfabrik Langenthal bedeutende Werte entgangen, und die nachfolgende Krise hätte sich in dem grossangelegten Betriebe doppelt schwer ausgewirkt. Nach Kriegsende machte sich die Konkurrenz des Auslandes bald wieder empfindlich bemerkbar, so dass die Weiterführung der Stanzporzellanartikel (Bestandteile für Kleinapparate wie Schalter, Stecker u. a.) mit dem Wiedererscheinen der ausländischen Massenproduktion wegfiel, da das Ausland mit niedrigeren Gestehungskosten arbeitete. Die Forderung nach Zollschutz blieb ohne Erfolg. Wenn trotzdem ein gewisser Auftragsbestand erreicht werden konnte, war dies der Gewähr für sichere Fabrikation und stetiger Vervollkommnung der Produkte zuzuschreiben; Qualitätsleistung war das beste Mittel, der Konkurrenz zu begegnen.

Mit der Einführung der 48-Stundenwoche im Juli 1919 hing eine weitgehende Umstellung des innern Betriebes zusammen. Da die Produktionskalkulation auf 10stündige Arbeitszeit eingestellt war und der grösste Teil des Fabrikationsprozesses auf Handarbeit fällt (Drehen, Giessen, Dekorieren), konnte mit der verkürzten Arbeitszeit nicht mehr genügend Ware zur dauernden Beschickung der Oefen in den verfügbaren Arbeitsräumen hergestellt werden. Giesserei und Dreherei wurden erweitert und der Personalbestand vergrössert. Das belastete die Herstellungskosten höher und verschlechterte die Konkurrenzfähigkeit auf dem Markt. Als sehr willkommen erwies sich daher die Erhöhung des Einfuhrzolls für Geschirrporzellan anlässlich der Zolltarifrevision von 1921.

Mit dem Jahr 1936 begann die dritte Etappe des Auf- und Ausbaus der Fabrik, insbesondere die Verwirklichung des elektrischen Brennens von Porzellan. Nach umfangreichen Versuchsarbeiten zur Erforschung der wärme-

technischen, mineralogischen und chemischen Vorgänge konnte in engem Zusammenwirken mit Brown Boveri & Co. AG. in Baden der erste Elektrotunnelofen der Welt gebaut und 1936 erfolgreich in Betrieb genommen werden. Damit hat sich die Porzellanfabrik Langenthal im richtigen Zeitpunkt von der ausländischen Kohle als Heizmaterial weitgehend unabhängig gemacht. Nur so war es möglich, die einheimische Produktion während der schwierigen Kriegsjahre aufrecht zu erhalten. Im Sinne langfristiger Planung wurde nach Kriegsende 1945 ein Mehrjahresbauprogramm in Angriff genommen. Es umfasste hauptsächlich die Erstellung einer neuen, weitgehend mechanisierten Massenaufbereitungsanlage, sowie den Bau des dritten Elektrotunnelofens.

Die Porzellanfabrikation ist eine der arbeitsintensivsten industriellen Produktionsarten, die es gibt, sogar innerhalb der schweizerischen keramischen Industrie. Das der gehobenen schweizerischen Lebenshaltung entsprechende relativ hohe Lohnniveau fällt deshalb im internationalen Konkurrenzkampf stark ins Gewicht. Ebenfalls wirkt die für den Schweizermarkt typische Individualisierung der Kundenwünsche kostensteigernd. Porzellan war während Jahrhunderten ein Luxusartikel, den sich nur Fürstlichkeiten, Adelige und reiche Bürger erstehen konnten. Dank der Verbilligung durch rationelle Herstellungsweise und verbesserte Transportmittel ist es im Industriezeitalter zum Gemeingut geworden. Porzellan gehört zu den alleredelsten Stoffen, die menschliche Kunstfertigkeit hervorgebracht und zum täglichen Gebrauch sich nutzbar gemacht haben. Porzellan ist den härtesten Stoffen zuzuzählen. Weder Gabel noch Messer vermögen den Teller zu ritzen. Erstaunlich ist auch seine Festigkeit, denn eine kleine Platte von 1 cm^2 Fläche hält dem Druck von 5 Tonnen stand. Sehr geschätzt sind die hohe Isolierfähigkeit und die Wärmeeigenschaften von Porzellan. Es nimmt nur langsam die Wärme auf, behält sie aber länger als viele andere Materialien. Porzellan wird ferner von chemischen Stoffen nicht angegriffen. Die Möglichkeit der leichten Reinhaltung hat viel dazu .beigetragen, dass es zum idealen Geschirr für Speisen und Getränke geworden ist.

Aus dem Lande seiner Herkunft brachte Porzellan die jahrtausendalte Kultur des fernen Ostens mit nach Europa. Die Nacherfindung des Porzellans vor 250 Jahren hat dem «Wundermaterial» den Weg in den bürgerlichen Haushalt geebnet. Seine Stilentwicklung überliefert uns viel Schönes aus dem Leben früherer Zeiten. Noch heute bewundern wir die reichen Zier- und Tafelporzellane des Rokoko, des Empire und der Biedermeierzeit. In

unserer Zeitepoche nahm das Porzellan schlichtere Formen an und ist heute auch dem einfachen Haushalt zugänglich. In der Stilgeschichte kann immer wieder festgestellt werden, wie die Erfordernisse der Zweckmässigkeit und der Schönheit abwechseln. Der heutige Geschmack zeigt das Bestreben, der Sachlichkeit zu dienen, ohne jedoch die Schönheit, die Grazie, derer das Porzellan als Stoff fähig ist, ausser acht zu lassen. Die Porzellanfabrik Langenthal betrachtet es als eine ihrer Aufgaben, dem subtilen Wesen des Porzellans nahe zu bleiben, den ihm allein angemessenen Materialstil in Form und Dekor zu pflegen.

In den letzten Jahren wurde in Langenthal der Herstellung von Tafelporzellan ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Für jeden Zweck sind Erzeugnisse in geschmackvoller Ausführung mit farbenfreudigen wie mit diskreten Dekoren zu finden. Als Neuerung ist das Kochporzellan zu erwähnen, das Feuer-, Ofen- und Kochplattenhitze aushält und zudem als Tischgeschirr verwendet werden kann. Im weiteren sind ganze Services entstanden, die jede Schweizerfamilie sowohl in ihrem Alltag als auch für festliche Zwecke verwenden darf. Als Beispiel seien die anerkannt schönen, gebrauchsgerechten Formen des «Landi»-Services erwähnt, das noch heute, seinen 25 Jahren zum Trotz, als elegant und modern gilt, weil es schlicht, zeitlos mit sinnvollem, einfachem oder überhaupt ohne Dekor gehalten ist. Es eignet sich sowohl für den städtischen, als auch für den ländlichen Haushalt.

Seit jeher ist es ein Anliegen der Porzellanfabrik in Langenthal, Formen zu schaffen, die nicht allzu modisch sind und daher immer neuzeitlich bleiben und stets gefallen. Da denken wir an das Service «Rondo» oder an «Jeunesse», beides Formen, die sich durch die Schlichtheit ihrer Linie, Zweckmässigkeit und Materialgerechtheit in der gesamten Gestaltung auszeichnen und deshalb im einfachen wie im anspruchsvollen, im traditionellen wie im modernen Milieu Eingang finden. Ebenso ansprechend und zeitlos ist das Service «Lunch», das dank den feuerfesten Platten, Pfannen und Schüsseln in das Ferienhaus und in den Alltagshaushalt passt.

Ueber die überlieferte Gebundenheit an Form und Technik hinausstrebend, suchten schon früh namhafte Künstler für die Erzeugnisse der Porzellanfabrik Langenthal neue Möglichkeiten der Gestaltung und Ausschmükkung zu finden. In Anknüpfung an die Dekore des alten Zürcherporzellans schuf Rudolf Münger in den Jahren 1908—1912 die beliebten Trachtenbilderverzierungen und verwendete in Anlehnung an «Vieux Nyon» zierliche

Enzianblütenstreuer und Alpenblumendekore. Beides sind Fortsetzungen schweizerischer Tradition von ausgesprochener Originalität und heimischer Eigenart, ebenso wie das aus der stilsicheren Hand F. Renfers stammende Teeservice «Alt Zürich» und die hervorragend schönen modernen Dekore, die, aus der Gefässform und ihren Lichtreflexen herausgewachsen und durch sie bestimmt, mit ihr eine vollendete harmonische Einheit bilden.

In Langenthal wird zurzeit Hotelgeschirr, Tafelgeschirr, kochfestes Porzellan, Zierporzellan, Elektroporzellan, Labor- und Industrieporzellan hergestellt. Die Anforderungen in allen diesen Gebieten streben nach verschiedenen Richtungen auseinander. Hotelporzellan muss neben gefälligem Aussehen und glatter Oberfläche auch grösste Härte gegen Abrieb und Schlag aufweisen. Sein Dekor soll unauslöschbar vielen Dienstjahren trotzen. Vom Tafelporzellan wird verlangt, dass es praktisch und schön sei. Beständig entstehen neue Formen und Dekore entsprechend der Nachfrage, ohne dabei vom künstlerischen Prinzip abzugehen. Aus der Manufakturabteilung der Porzellanfabrik sind Mechanisierung und Akkordarbeit verbannt, die schöpferische Hand ist hier am Werk. Dagegen sind Rationalisierung und Zweckmässigkeit oberstes Gebot sowohl für die serienmässige Herstellung von Geschirrporzellan als auch für die Isolatorenabteilung. Die Anforderungen, die die Elektroindustrie stellt, steigern sich fortwährend. Kochporzellan muss vor allem temperaturwechselbeständig sein. Aehnliches gilt für das Laboratoriumsgeschirr. Heute werden in Langenthal über 500 Hotel- und über 600 Tafelgeschirrformen hergestellt und tausende von Dekoren sind im Gebrauch. An kochfestem Porzellan bestehen über 100 Formen. Mehr als 450 Typen der verschiedensten elektrischen Isolatoren werden fabriziert. Zu jedem dieser Artikel, die stets in grösseren Serien hergestellt werden, sind grosse Lager von Gipsformen, Hilfsgeräten usw. zu unterhalten. Ausländische Besucher vom Fach geben oft ihrer Verwunderung Ausdruck über die Mannigfaltigkeit der Produktion. Wohl mag die Möglichkeit einer Zersplitterung bestehen. Aber die Vielseitigkeit ist der einzig gangbare Weg für eine mittelgrosse schweizerische Porzellanfabrik, lebt sie doch vor allem von der Treue der einheimischen Kundschaft, die Langenthal stets erfahren durfte.

Der Pflege der Personalfragen in ideeller und materieller Hinsicht wird grösste Beachtung geschenkt. Die Fürsorgestiftungen (Unterstützungs-, Invalidenfonds, Alters- und Hinterbliebenenversicherungen) verfügen über ein Vermögen von 6 Millionen Franken. Im Vordergrund des Unternehmens

steht, sowohl vom kaufmännischen als auch vom technischen Gesichtspunkt aus gesehen, der Mensch.

Unablässiges Bestreben zur Produktionsverbesserung, neuzeitliche Fabrikations- und Kontrolleinrichtungen, Beratung durch keramische und elektrotechnische Wissenschafter tragen dazu bei, ständig auf der Höhe der fortschreitenden Entwicklung zu bleiben. Der Erfolg der Porzellanfabrik Langenthal AG. ist zum guten Teil der positiven Einstellung aller Mitarbeiter zum Material zuzuschreiben. Nur Sorgfalt gewährleistet Qualität. Weder das Geschirrporzellan, noch die technischen Porzellane erlauben halbe Lösungen. In seinem Jubiläumsbericht vom 7. März 1956 spricht der damalige, im Jahre 1958 verstorbene Direktor A. Klaesi die Devise der Geschäftsleitung mit folgenden Worten aus: «Fantasie und strenge Sachlichkeit, pedantische Genauigkeit, Sparsinn einerseits und Grosszügigkeit anderseits, Seele und Technik und ein fester Glaube an die Aufgaben und die Zukunft unserer Porzellanfabrik müssen sich zum guten Gelingen des Werkes zusammenfinden. Nie können wir uns auch nur den Gedanken leisten, der Kunde sei von uns abhängig, die Konkurrenz ist in unserer Branche hellwach und leistungsfähig. Wir beklagen dies nicht, sondern freuen uns über diesen dauernden Ansporn zur bestmöglichen Leistung.»

DIE RÜNDI AM SCHLÜSSELSTOCK ZU WIEDLISBACH

WALTER SOOM

Im Stadthaus zu Burgdorf, es sind viele Jahre her, hörte ich vom damaligen kantonal-bernischen Baudirektor Reinhard einen Lichtbildervortrag über Altstadtsanierungen. Mit warmen Worten wies der markante Mann dabei auch auf die halb vergessenen Schönheiten des Städtchens Wiedlisbach hin und mahnte eindringlich, dieses Kleinod zu restaurieren und der Nachwelt in seiner Geschlossenheit zu erhalten. Einige Tage danach starb der Referent. Es war, als ob er mir durch jene Worte einen Auftrag übergeben hätte, den ich dann viel später in die Tat umsetzen helfen durfte.

Als vor einigen Jahren das denkwürdige Jubiläum des siebenhundertjährigen Bestehens von Wiedlisbach bevorstand, erhielt ich vom Gemeinderat den Auftrag, einen farbigen Gesamtplan zu erstellen, nach dem das Städtchen würdig zu erneuern sei. Mit dem Aufnehmen jeder einzelnen der ungefähr dreissig Fassaden an der Hauptgasse wurde mir mehr und mehr all das Erhaltenswerte vertraut und lieb.

Durch die verständnisvolle Unterstützung der Behörden, den mitreissenden Einsatz von Dr. R. Obrecht für seine Vaterstadt und mit einem willigen Handwerkerstab ist seither manch altes Haus in seiner ursprünglichen, sauberen Schönheit wieder erstanden.

Ein besonderes Ereignis war die Renovation des Hauses von Spenglermeister Hans Vaterlaus. Eines Tages führte mich Herr Vaterlaus auf eine hoch oben gelegene, mit reich bemalter Ründi überwölbte Laube seines Hinterhauses. «Wie ist es möglich, dass an diesem Hause die hintere Ründi, die kaum jemand sieht, eine schöne Malerei aufweist und die vordere an der Hauptgasse nur gestrichen ist?» Sich besinnend erklärte mir der Meister, nach der Aussage seines Grossvaters wäre auch die vordere Ründi einmal bemalt gewesen.

Sofort bat ich, eine Abdeckprobe vornehmen zu dürfen. Ein kleines Gerüst wurde erstellt und nach vorsichtigen Versuchen kam unter mehreren Schichten zäher Oelfarbe ein schöner Engel zum Vorschein, das zarte Köpf-

chen von schwarzen Locken umrahmt. Mit weitgespannten Flügeln schwebte er in wallendem Gewände durch Himmelsbläue. Dies war unverkennbar von Meisterhand gemalt. Das war eine Entdeckung! Fieberhaft suchte ich weiter. Jetzt eine reich verzierte Cartouche, von zwei gekreuzten Schlüsseln belegt, als Rahmung ein Kranz von Rosen! Gehörte wohl früher dieses Haus zum historischen Gasthof Schlüssel, der über der Gasse liegt?

Mit Sorge überdachte ich aber gleich die Schwierigkeiten einer Gesamtabdeckung der langen Ründi. Was konnte unter dem Anstrich noch alles verborgen liegen! Wie mochte der Zustand der Malerei unten sein, wo das Wetter möglicherweise mehr eingewirkt hatte? Und dann die Finanzierung. — Ich liess diese ersten viel versprechenden Fragmente fotografieren, um den Heimatschutz darüber zu orientieren.

Das Schicksal war mir gut gesinnt. Die Zimmerleute mussten zwecks Reparatur die Ründibretter wegnehmen. Verständnis und Vorfreude des Hausbesitzers ermöglichten den Transport aller Bretter in meine Werkstatt nach Heimiswil. Da konnte ich in aller Stille abdecken. Jeder Tag brachte neue Ueberraschungen und auch Rätsel. Doch endlich war der Ueberblick gefunden. Die Arbeit stammt aus den Jahren um 1770.

In der Mitte oben tragen zwei schwebende Engel die Schlüsselcartouche. Die linke Ründihälfte zeigt eine reiche Landschaft mit Bäumen, überragt von zarten Wolken. Unten, umgeben von drei zierlichen Schäfchen, thront eine stolze Hirtin mit strahlendem Antlitz, aus dem durchdringende Augen gross in die Welt schauen. (Dieses Gesicht wurde vom Anstreicher, der die Malerei ehemals überstreichen musste oder «durfte», mit einer grell blauen Farbe total verschmiert). Mieder und Schürze sind reich mit Blumen bestickt. Das kecke Strohhütchen, unter dem schwarze Locken hervorquellen, ist mit Rosen besteckt. Im kräftigen Arm trägt sie eine lange Stange mit Schaufel, die vermutlich eine Schafwehr der damaligen Hirten darstellt: eine Schäferidylle, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so beliebt waren.

Die rechte Hälfte, ebenfalls überragt von Wolken, eine fast verwirkliche Waldlandschaft, aus der unvermutet ein bewaffneter Jägersmann hervorbricht. Seine in Ueberraschung stutzende Körperstellung deutet an, dass er die Hirtin gegenüber entdeckt hat. Das fein geschnittene, schöne Männergesicht ist teilweise verdeckt durch einen frei schwebenden Blumenstrauss. Der kantonale Denkmalpfleger Hermann von Fischer, der mir bei der Deutung der Malerei in liebenswürdiger Weise beistand, meinte, der Jäger

Der Jäger
Seitliches Teilstück der Ründi-Malerei am Schlüsselstock
zu Wiedlisbach

Aufnahme: W. Landolt, Langenthal

möchte der schönen, unerreichbaren Frau im Geiste den Strauss hinreichen. Auch auf seinem Schuh schwebt ein solcher Blumenbüschel. Ein Hund schreitet zu Füssen des Jägers. Kaum sichtbar erhebt sich der stolze Kopf eines Hirsches aus dem Gebüsch. Dieses ganze Geschehen ist merkwürdigerweise mit feingemalten, stilisierten Akantusformen, Blüten und Früchten durchwirkt, zusammenhanglos mit der Szene und doch irgendwie rhythmisch hineingeflochten. Der Schöpfer des eigenartigen Werkes hat dies sicher aus seinem barocken Empfinden heraus bewusst getan. Die ganze Malerei ist in silbrigbunter Tönung gehalten und fügt sich überaus harmonisch in die Fassade ein. Die oberen Jalousieladen, wohl früher auch die unteren, sind schwungvoll mit Akantusverzierungen geschmückt.

Während meiner langwierigen Restaurierungsarbeit wurde die Fassade von Steinmetzen und Malern neu herausgeputzt. Heimatschutz und Seva halfen Hans Vaterlaus die hohen Kosten tragen, und aller Anstrengungen haben sich reichlich gelohnt. Ing. W. Landolt von Langenthal-Zofingen hat mit Meisterschaft von der ganzen Entwicklung der Restaurierungsarbeit einen Film gedreht, der dokumentarischen Wert besitzt.

Möge in Wiedlisbach noch manch schönes Alte neu erstehen und vom bewundernswerten Geist und Können der Ahnen zeugen!

125 JAHRE ÖKONOMISCH-GEMEINNÜTZIGER VEREIN DES OBERAARGAUS

OTTO HOLENWEG

Ereignisse weltweiten Ausmasses bilden den Rahmen des fünften Vierteljahrhunderts unserer Vereinsgeschichte. Der Zweite Weltkrieg, die Atombombe, das Vordringen in den Weltraum und die Hochkonjunktur, sie alle helfen den heutigen Menschen formen. Der Glaube an Technik und Fortschritt hat einer Jagd nach materiellen Gütern gerufen.

Die Hochkonjunktur mit ihren verlockenden Verdienstmöglichkeiten hat eine Abwanderung der Landbevölkerung mit sich gebracht. Fremdarbeiter, Italiener und Spanier, werken auch auf dem Bauernhof und helfen mit, dem Strassenbild unserer Dörfer das Gepräge zu geben. Die Technik hat zwar auch in der Landwirtschaft Einzug gehalten. Wer sollte ohne Motormäher heute noch auskommen! An unsern Dienstbotenehrungen werden die Stallungen der Gasthöfe wenig mehr beansprucht. Man hält vielmehr nach Parkplätzen Ausschau. Auch die Landwirtschaft ist in ständigem Fortschritt begriffen. Sie wird modern!

Fortschritt? Die mangelnden Arbeitskräfte bringen es mit sich, dass da und dort wiederum Wiesland eingeschlagen wird. Lebhäge werden dabei freilich nicht gepflanzt; der elektrische Viehhüter tut den Dienst auch. Das Hüterbubenidyll gehört längst der Vergangenheit an.

Und in diesem Strome sprunghafter Entwicklung auf allen Gebieten treibt auch der oekonomisch-gemeinnützige Verein. Freilich, er belegt bewusst mehr die Uferpartien. Tiefwurzelndem Ufergebüsch möchte sein Wirken vergleichbar sein. Der Strom sollte nicht allzuviel Humus fortspülen. Denn früher oder später könnte man über festen, gewachsenen Boden wiederum froh sein. Manche glauben, ab und zu Hilferufe aus dem reissenden Strome zu vernehmen, obschon man sorglos in Wellen und Strudel zu treiben scheint.

So möchte denn der oekonomisch-gemeinnützige Verein Oberaargau seinen Einsatz der Uferlandschaft dieses Stromes angedeihen lassen. Er will verankern in gesunder Tradition. Durch Kurse und Vorträge, durch Ta-

gungen der bäuerlichen Organisationen möchte der ökonomische Verein mithelfen, die landwirtschaftliche Bevölkerung über den Stand der Dinge in Wissenschaft, Wirtschaft und Technik, so weit diese in das Gebiet der Landwirtschaft schlagen, immer wieder auf dem Laufenden zu halten und dem Bauern berufliches Vorwärtsschreiten zu ermöglichen. Wenn auch manch Aufklärendes von grossen Verbänden betreut wird, so darf sich der oekonomisch-gemeinnützige Verein da und dort doch in die Reihe der Initianten stellen. Im Rahmen der Wintertagungen aber wird alljährlich auch ein ethisches Thema behandelt, meist am Tage der Landfrauen. Unsere Dienstbotenehrungen möchten dem Zwecke dienen, landwirtschaftliche Dienstboten ins Blickfeld zu rücken und ihnen für treu geleistete Dienste bei festlichem Anlasse Dank zu sagen. Dass unser Verein in den Jahren 1947 und 1949 mithalf, dürregeschädigten Bauern finanzielle Hilfe angedeihen zu lassen, gehörte doch wohl in seinen Aufgabenkreis. Mit dem Oberaargauerfilm aber möchten wir die Liebe zum schönen Oberaargau vertiefen helfen. Wir möchten dartun, dass das Ländchen unterhalb der Emme sich zeigen darf. Der Film gab in den letzten Jahren recht viel zu reden. Wir sind aber überzeugt, dass, was lange währe, endlich doch gut komme.

«Möge der oekonomisch-gemeinnützige Verein, immer neuen Samen auswerfend, dazu beitragen, dass unsere Scholle des Segens, den sie der Saat des Jakob Käser verdankt, weiterhin teilhaftig bleibe.»

Diese Worte seien uns Verpflichtung! In ihnen klingt die von J. R. Meyer verfasste, von hoher Warte aus geschriebene Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Bestehen unseres Vereins aus. Die Schrift ist naturgemäss ein Rückblick; sie weist aber immer wieder auch in die Zukunft, nicht zuletzt mit ihrer Anschrift «Die Saat des Jakob Käser». Könnte die Gedenkschrift des Oekonomisch-gemeinnützigen Vereins Oberaargau sinnvoller überschrieben sein ?

Erschienen in «Der Schweizer Bauer», Nr. 74, vom 29. Juni 1962.

TÄTIGKEITSBERICHT 1961 DER HEIMATSCHUTZGRUPPE OBERAARGAU

VALENTIN BINGGELI UND ULRICH KUHN

Das Jahr ist gekennzeichnet durch die Mitarbeit an den Festlichkeiten zum Jubiläum 1100 Jahre Langenthal und das darauf abgestimmte kantonale Bott in unserem Landesteil. (Dazu sei verwiesen auf den Bericht des kantonal-bernischen Obmanns.)

Zum Langenthaler Jubiläum trug der Heimatschutz Oberaargau — gemeinsam mit der Historischen Gesellschaft Langenthal — eine heimatkundliche Ausstellung bei: «Das Dorf und seine Landschaft als heimatlicher Wohnraum — Gabe und Aufgabe», die vom 24. Juni bis 16. Juli über 4000 Besucher verzeichnete. Leitend war von uns aus der Gedanke, dass vertiefte Heimatkunde gutteils die Grundlage des geistigen wie praktischen Heimatschutzes bildet.

Ebenso interessiert arbeiteten wir mit an der Herausgabe von Schriften, die die Gemeinde Langenthal im Rahmen ihres Jahres erscheinen liess, der «Kleinen Geschichte Langenthals» von J. R. Meyer und der «Langenthaler Heimatblätter» mit Beiträgen zur Heimatkunde und Geschichte, ferner an einem kleinen Film der Ausstellung (Vom selben Vorstandsmitglied unsrer Gruppe, Dipl. Ing. Werner Landolt, Langenthal, stammt der kürzlich mit Erfolg uraufgeführte Schweizer Pfahlbau-Film.)

In Verbindung mit Jubiläums-Ausstellung und Volkshochschule Langenthal führten wir Vorträge und eine Wanderung gleicher heimatkundlicher Art durch. — Eine Herbst-Exkursion war dem Besuch des Kunstglasschleifers Jakob Werner in Frauenkappelen gewidmet.

Ebenfalls zur Feier ihres Jahres errichtete die Einwohnergemeinde Langenthal — im Verein mit Burgergemeinde, evang.-ref. Kirchgemeinde, Elektrizitätswerke Wynau AG, Bank in Langenthal, Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen und Buchdruckerei Merkur — eine «Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal». Ein sinnvoller Gedanke, etwas zu schaffen, das die flüchtige Festfreude überdauert, dass die Feier äussern Anlass gebe zu innerer tätiger Beziehung zur Gefeierten. Führt die Einrichtung derart nicht in

verschiedener Hinsicht gerade auf Wege unserer Bestrebungen? Jedenfalls steht die verdankenswerte Jubiläumsgeste — mit ihrer Wirkung über Langenthal hinaus auf dessen Einflussraum — dem grossen Dorfe ehrenvoll an, wobei Verdienst und Dank vor allem J. R. Meyer zukommen, seinem jahrzehntelangen Erforscher und Schilderer.

Der Vorstand beschloss einen alljährlichen Beitrag von mindestens Fr. 100.— an die Druckkosten des «Oberaargauer Jahrbuchs», worin mit Artikeln und unserem Jahresbericht für die Anliegen des Heimatschutzes eingetreten wird.

Das landschaftliche Idyll des Mumenthaler Weihers, ein beliebter Spazier- und Erholungsort der Leute aus den benachbarten Industriedörfern, ist gefährdet durch die Absenkung des Grundwasserspiegels. Wir nahmen Fühlung auf mit dem Verschönerungsverein Langenthal, der glücklicherweise dessen Besitzer und Beschützer ist.

*

Attiswil. Die Renovation des Gemeindehauses ist vollzogen worden. Das Gebäude, das an prominenter Stelle im Dorf steht, präsentiert sich recht vorteilhaft.

Herzogenbuchsee. Ein Baugesuch für ein grosses Wohn- und Geschäftshaus wurde vom Heimatschutz als zu massig bekämpft; doch konnte die Erteilung der Baubewilligung, allerdings in etwas abgeänderter Form, mangels gesetzlicher Grundlagen nicht verhindert werden. — Die Renovation der Kirchhofmauer wurde mit aller Sorgfalt durchgeführt. Das Jahrhunderte alte, urwüchsige Bauwerk ist heute wieder ein Schmuck der Ortschaft.

Huttwil. Das Gasthaus «Krone» wurde unter Mitwirkung des Heimatschutzes einer kompletten Aussenrenovation unterzogen.

Langenthal. Die im letzten Jahresbericht aufgeführte grosse Ueberbauung links der Langeten, in den Wässermatten unterhalb der Ortschaft, unterbleibt glücklicherweise, da das Baugesuch wegen der entstandenen kräftigen Opposition in aller Form zurückgezogen wurde. — Ein weiterer Kampf musste gegen eine ähnlich grosse, unglückliche Ueberbauung an der Gemeindegrenze gegen Lotzwil ausgetragen werden. Das Projekt wurde grundlegend verändert und findet in der neuen Form unsere Zustimmung.

Madiswil. Hier wurde in Zusammenarbeit mit dem Heimatschutz das bekannte sog. Doktorenhaus unterhalb der Kirche durch die Eigentümer

einer sehr sorgfältigen Renovation unterzogen, wobei auch die Verbindung des Hauses mit dem Umgelände vorteilhafter gestaltet werden konnte.

Rohrbach. In unmittelbarer Nähe der Kirche, an deren fachgemässe Renovation der Heimatschutz noch vor wenigen Jahren einen Beitrag geleistet hatte, sollte ein vierstöckiges Geschäfts- und Wohnhaus mit Flachdach entstehen. Die Einsprache des Heimatschutzes erreichte wohl, dass die Bauhöhe um ein Geschoss reduziert wurde. Bei der Auseinandersetzung über die Dachform zeigten Architekt und Gemeindebehörden jedoch so wenig Einsicht in die Erfordernisse des Ortsbildes, dass zuletzt das Flachdach leider bewilligt wurde.

Walterswil. Das Kirchlein und namentlich dessen schmuckes Türmchen wurden einer Renovation unterzogen, die fast einem Neubau gleichkam. Der Bau hat dabei allerlei gewonnen. Der Heimatschutz beteiligte sich an der Renovation mit einem angemessenen Beitrag.

Wangen a. A. Hier wurde anlässlich der Reparatur der hölzernen Aarebrücke der Bauberater zugezogen, um bei der Auswahl der passenden elektrischen Beleuchtungskörper mitzuwirken. Die auf unseren Vorschlägen basierende Ausführung hat mit versteckten Röhrenlampen, so viel uns bekannt ist, die Billigung aller Bevölkerungskreise gefunden.

Wiedlisbach. Das Projekt für den Neubau an Stelle der alten Schmiede wurde bereinigt. Es liess sich eine für alle Beteiligten, auch den Heimatschutz, befriedigende Lösung finden.

Wie in früheren Jahren, hatte sich der Bauberater auch 1961 mit einer Reihe weiterer Beratungen zu befassen. So in Aarwangen (Mühlespeicher), Attiswil (Einrichtung eines sog. Heidenstockes in ein kl. Museum), Herzogenbuchsee (sog. Drangsalenstock), Inkwil (Erstellung eines Bootsunterständes), Juchten (Renovation eines Speichers), Niederbipp (Umbau des Sigristenhauses), Oberbipp (Umbau des Waschhauses beim Pfarrhaus), Seeberg (Strassenführung zur Kirche und Parkplatz), Wangen a. A. (Umbau eines Hauses am Hauptplatz und eines andern in der nördl. Ringmauer, sowie Vorschläge für schmiedeeiserne Gitter am Gemeindehaus). Auch wirkte er weiterhin als Vertreter des Heimatschutzes in der vorberatenden Kommission für das neue Langenthaler Baureglement mit.

Es ist erfreulich, dass der Bauberater heute schon ganz selbstverständlich oft von Privaten und Behörden zugezogen wird. So hilft der Heimatschutz nicht nur Altehrwürdiges erhalten, sondern auch Neues gestalten.

Donatoren im Jahre 1961

Gemeinden:
Aarwangen
Bleienbach
Eriswil
Herzogenbuchsee
Huttwil
Kleindietwil
Langenthal
Lotzwil
Melchnau
Niederbipp
Oberbipp
Roggwil
Wangen a. A.
Wanzwil
Wynau

Burgergemeinden:
Ursenbach
Wangenried

Banken:
Ersparniskasse des Amtes Wangen
Ersparniskasse des Amtes Aarwangen
Kantonalbank Filiale Herzogenbuchsee
Kantonalbank Filiale Huttwil

Handel, Industrie, Vereine und Gönner:
Baubedarf Herzogenbuchsee
Baumann & Co., Herzogenbuchsee
Bierbrauerei Baumberger Langenthal
Frau L. Berchtold, Hotel «Krone», Wangen a. A.
Hector Egger AG, Langenthal
Grossenbacher & Cie., Langenthal
Heimatschutz Oberaargau
Otto Ingold, Maschinenbau, Inkwil
Lanz-Ingold, Liqueurfabrik, Herzogenbuchsee
Maschinenbau AG, Herzogenbuchsee
Roth & Co., Pferdehaarspinnerei, Wangen a. A.
Herr Max Schaad, Herzogenbuchsee
Schuhfabrik Stuber & Cie., Herzogenbuchsee
Herr Hans Schelbli, Herzogenbuchsee

Verzeichnis der Mitglieder der Oberaargauischen Jahrbuch-Vereinigung

Aebi Walter, Zentralenchef, Wynau
Aerni Willy, Notar, Herzogenbuchsee
Baubedarf AG, Herzogenbuchsee
Binggeli Valentin, Dr. phil., Seminarlehrer, Langenthal
Blatti Fritz, Verwalter, Wangen a. A.
Böni Rudolf, Dr. med., Kleindietwil
Born Hans, Schuhfabrik Stuber, Herzogenbuchsee
Bürki Arthur, Lehrer, Herzogenbuchsee
Dürrenmatt Rosa, alt Lehrerin, Herzogenbuchsee
Elektrizitätswerke Wynau
Feldges Fritz, Pfarrer, Oberbipp
Fiechter Walter, Verwalter, Huttwil
Flatt Karl H., cand. phil., Wangen a. A.
Freudiger Hans, Dr. phil., alt Direktor, Bern
Gerber Ulrich, Techniker, Visp
Geiser Peter, Dr. med., Roggwil
Gfeller Simon, Notar, Huttwil
Glatthard Peter, Sekundarlehrer, Steffisburg
Grütter Hans, Archäologe, Bern
Gugger Ernst, Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee
Herrmann Samuel, Sekundarlehrer, Langenthal
Hofer Hans, Dr. med., Herzogenbuchsee
Hofer Max, Bankprokurist, Langenthal
Holenweg Otto, Lehrer, Ursenbach
Holenweg Rudolf, Basel
Huber Hans, Graphiker, Bleienbach
Indermühle Hans, Lehrer, Herzogenbuchsee
Ingold Otto, Fabrikant, Inkwil
Joss Siegfried, Pfarrer, Seeberg
Jufer Max, Dr. phil., Sekundarlehrer, Langenthal
Kellerhals Hans, alt Vize-Geschäftsführer, Herzogenbuchsee
Kupferschmied Werner, Dr. phil., Bücherexperte, Burgdorf
Liechti Willi, Zeichnungslehrer, Langenthal
Kummer Franz Walter, Basel 2
Mathis Christian, Dr. med. vet., Kleindietwil
Meyer Jakob Reinhard, alt Sekundarlehrer, Langenthal
Moser Caesar, Muttenz
Moser Paul, Posthalter, Muri b. Bern

Mühlethaler Hans, Gemeindekassier, Wangen a. A.
Obrecht Robert, Dr. med., Wiedlisbach
Pfister Rudolf, Kaufmann, Langenthal
Plüss E., Molkerei, Wynau
Rechsteiner Carl, Betriebstechniker, Wynau
Roth Alfred G., Dr. phil., Kunsthistoriker, Burgdorf
Roth Walter, Ingenieur, Wangen a. A.
Roth Walter, Dr. med. dent., Sigriswil
Ruef Erich, Betriebsleiter, Langenthal
Ruch Walter, Lehrer, Niederbipp
Schaffer Emil, Regierungsstatthalter, Langenthal
Schär Marie, Journalistin, Kaltenherberge-Roggwil
Schelbli Hans, Buchdrucker, Herzogenbuchsee
Schlunegger Hans, Dr. phil., alt Sek.-Lehrer, Grindelwald
Schwab Erwin, Fabrikant, Herzogenbuchsee
Seminar Langenthal
Simon Senta, Herzogenbuchsee
Stadtarchiv Olten
Staub Werner, Schulinspektor, Herzogenbuchsee
Stäuber-Uebersax M., Urdorf/Zürich
Stettler Karl, Lehrer, Lotzwil
Studer Robert, alt Sekundarlehrer, Münchenbuchsee
Würgler Hans, Lehrer, Rüegsau

Organisation der Oberaargauischen Jahrbuch-Vereinigung

Vorstand:

*Dr. med. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident
*Dr. phil. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal
*Karl H. Flatt, cand. phil., Wangen a. A.
*Werner Staub, Schulinspektor, Herzogenbuchsee
*Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil
Otto Holenweg, Lehrer, Ursenbach
Hans Indermühle, Lehrer, Herzogenbuchsee
Dr. Max Jufer, Sekundarlehrer, Langenthal
Wilhelm Liechti, Seminarlehrer, Langenthal

Redaktionskommission:

besteht aus den mit einem Stern bezeichneten Vorstandsmitgliedern.

Finanzkommission:

Fritz Blatti, Verwalter der Ersparniskasse, Wangen a. A., Präsident
Walter Fiechter, Verwalter, Huttwil, Vize-Präsident
Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil, Protokollführer
Max Bühler, Lehrer, Langenthal
Samuel Herrmann, Sekundarlehrer, Langenthal
Hans Indermühle, Lehrer, Herzogenbuchsee, Leiter der Geschäftsstelle
Hans Ischi, Gemeindepräsident, Langenthal
Hans Kellerhals, alt Vize-Geschäftsführer, Herzogenbuchsee
Dr. med. Robert Obrecht, Wiedlisbach
Rudolf Pfister, Kaufmann, Langenthal

Heimatbuchkommission:

Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal, Präsident
Frl. Erika Wymann, Langenthal
Karl H. Flatt, cand. phil., Wangen a. A.
Emil Flückiger, Gemeindepräsident, Huttwil
Ernst Gugger, Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee
Otto Holenweg, Lehrer, Ursenbach
Dr. Max Jufer, Sekundarlehrer, Langenthal
Dr. Hans Leist, Oberrichter, Wynau
Dr. Robert Obrecht, Arzt, Wiedlisbach
Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil

Geschäftsstelle:

Hans Indermühle, Lehrer, Herzogenbuchsee, Leiter der Geschäftsstelle

Rechnungsrevisoren:

Max Hofer, Bankprok., Langenthal; Peter Blatter, Bankprok., Huttwil